Friedrich Hölderlin
Gesammelte Werke

Erster Band
Mit zwei Porträts

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1911

LG
HG94Boe

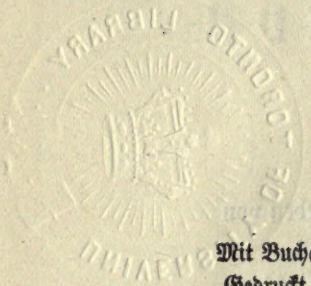
Friedrich Hölderlin
Hyperion

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

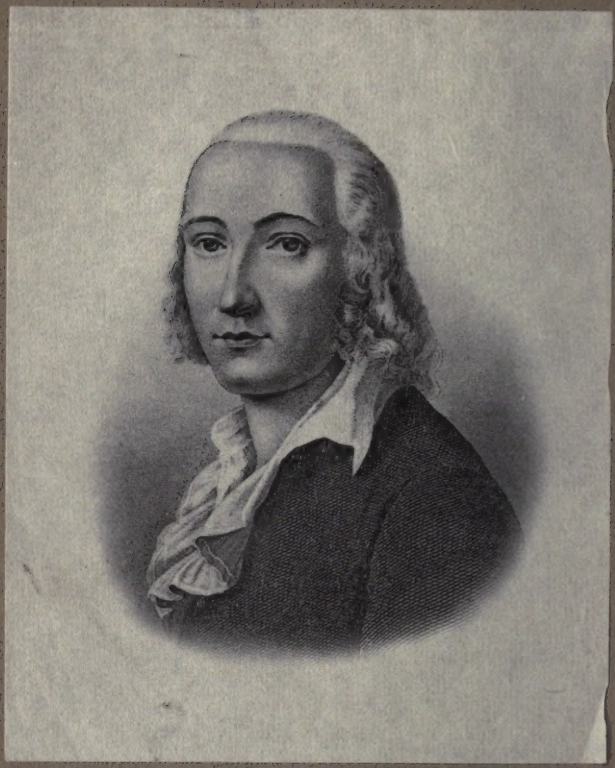
Mit Einleitung herausgegeben von
Wilhelm Böhm
Zweite, vermehrte Auflage

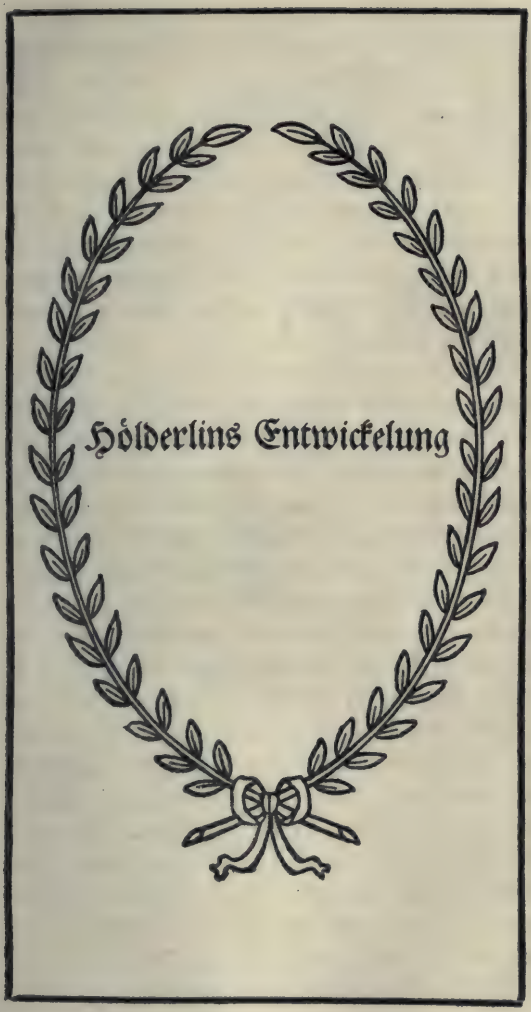
117814
25/7/11

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1911



Mit Buchausstattung von E. R. Weiß
Gedruckt bei W. Drugulin in Leipzig





I

Johann Christoph Friedrich Hölderlin wurde am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar geboren. Nach dem vorzeitigen Tode des Vaters heiratete die Mutter, die einem Pfarrhause entstammte, den Kammerrat Gock, Bürgermeister von Nürtingen. Als der Knabe neun Jahr alt war, starb auch der Stiefvater. Das in lieblichen Neckarfluren gelegene Nürtingen am Fuße der schwäbischen Alb wird Hölderlins eigentliche Heimat.

Sicher zeigte Hölderlin schon als Kind Anlagen, deren zweckmäßige Entwickelung eine minder einseitige Erziehung forderte, als die wohl liebevolle, aber hausbacken strenggläubige, frühverwitwete Mutter zu geben vermochte. Die späteren Züge des Mannes, das Schwäbische, langsames Ergreifen fremder Anregungen verbunden mit nachhaltig vertiefendem, oft träumerischem Verarbeiten, waren wohl auch dem Knaben zu eigen, dagegen ist ihm die freundlichste Gabe der Schwaben, Humor, durchaus versagt. Liebende Phantasie, die aus der leblosen Umgebung beseelte Gefährten schafft, ist überall das Vorrecht der Kinder wie der Dichter. Ein starkes Bedürfnis Zärtlichkeit zu geben und zu empfangen, warme Pietät, Fähigkeit zu edlem Zorne haften ihm durchs Leben an. Wie er körperlich nie ganz gesund war, scheinen auch seine Nerven zu zart, rasche Stimmungswechsel zwischen Überschwang und Erschlaffung auszugleichen und den Willen gegen Launen zu stärken.

Familienüberlieferung, wohl auch Zwang der äuße-

ren Verhältnisse bestimmen ihn zum Theologen und er durchläuft nach schwäbischem Brauch die auf das Studium vorbereitenden Alumnate. Ihre klösterliche Zucht und schablonenmäßige Lehrweise unterbinden alle Entwickelung, zu der der Knabe etwa selbständig ansetzen konnte; er wird scheu, sodaß er sein Innenleben mit seiner Umgebung nicht mehr auszutauschen wagt, er ahnt, daß er tiefer veranlagt sein müsse, als die Anderen, er wird weltfremd, so daß er in Freude und Schmerz das Maß verliert. Vierzehnjährig tritt er in die niedere Klosterschule zu Denkendorf ein. Die hier üblichen übertriebenen Gebetsübungen machen aus dem weichen Gemüte bald einen Irrenden, der sich vergebens hilfesuchend an die Autoritäten seiner Heimat wendet, bald einen starren Tugendhelden mit allem Pharisäertum und Fanatismus des moralischen Virtuoso. Andererseits zeigt die Niederschrift einer von Hölderlin gehaltenen Andacht, wie gern der Jüngling bereit war, mit dem weinerlichen Pathos, das den Mangel religiösen Gehaltes im Denkendorfer Betriebe ersetzte, Luxus zu treiben. Im Herbst 1786 geht er ins Kloster Maulbronn über. Hier tritt die Liebe zum ersten Male an ihn heran. Ihr Gegenstand war Luise Nast, die Tochter des Klosterverwalters, ein inniges, einfältig frommes, offenes Naturkind. Fürs erste Jahr rufen die Ungewißheit, ob Luise ihn wiederliebe, und widrige Verhältnisse, die eine Annäherung verbieten, in seinem unberührten Herzen junge Leiden hervor, wie sie nur je die Empfindsamkeit seines Jahrhunderts gezeitigt hat. Werthers „wächserne Weichheit" steigert sich in Rousseaus tränenseligen Natur-

andachten und Ossians Nebelträumen zu wollüstiger Melancholie, die mit Todesgedanken spielt. Aber sobald er sich im Sommer mit Luise verständigt hat, verwandelt sich die Welt in eitel Sonne und Freude. Die jungen Leute versprechen sich einander. Nun tragen ihn Klopstocks Seraphim himmelan und alle irdische Sinnlichkeit fällt von ihm ab. Den wahren Genuß der Liebe und der Freundschaft findet er allerdings nur in Phantasien über die Entfernte; da aber träumt er sich in ihren Armen und erlebt Visionen von heroischen Weltenstürmern und gräßlichen Schlachten. Seine poetischen Erstlinge sind verstiegen pathetisch und objektiv von geringem Wert. Diese apokalyptischen Visionen in freien Rhythmen, ebenso wie die gereimten Schwärmereien überschreien sich bald, bald verlieren sie sich in Langatmigkeit, gemessen an dem Vorstellungskreise des mehr seraphisch glühenden als kritisch geschulten Jünglings. Aus der Abhängigkeit des wörtlichen Ausdrucks von fremden Vorbildern, die seine Jugenddichtung zu Stilübungen nach Ossian, Klopstock, Schiller und dem Hain macht, hat er sich bei seiner Weichheit nie ganz befreit, dagegen führt die mehr auf Harmonie als Melodie gestimmte Form der antiken Ode schon früh bei ihm eine vom musikalischsten Ohr gehütete Verinnerlichung des Rhythmus herbei, der bei ihm nicht so sehr flüssig als quellend genannt werden kann. Hölderlin war selbst ausübend musikalisch, er spielte Geige, Klavier, besonders Flöte. Das Thema seiner Odendichtung ist neben Widmungen die Auseinandersetzung mit der verächtlichen Gegenwart und der Vorsatz poetischen Ehrgeiz zu verwirklichen; hier entspringt ihm das Selbstgefühl einer

raſtloſen Unſeligkeit, er findet, daß er auf falſchem Boden ſtehe, und daß ſein eigentlicher Beruf die Kunſt ſei. Dieſe Erwägungen verzehren ihn bald, bald entführen ſie den Gedrückten auf ſchwindelnde Ikarusflüge:

Vollendung, Vollendung!
Der Geiſter heiliges Ziel!
Wann werd ich ſiegestrunken
Dich umfahn und ewig ruhn.

Er galt damals als ausgezeichneter Helleniſt, ohne daß er doch ſeine Schülerkenntniſſe auch ſchon ſeeliſch durchdrungen hätte. Er war verlobt, ohne ſich über künftige Pflichten im klaren zu ſein. Er ahnte die Gewalt ſeines Geiſtes, ohne ihn gefährdet zu wiſſen. Er fühlte ſich zum Dichter geboren, ohne daß er über augenblickliche Ergüſſe hinaus je an die Geſtaltung eines Stoffes gedacht hätte. Obwohl ihm vor der Theologie bangte, hatte er ſeinem Gott doch alle flüchtigen Zweifel aus ſeiner Wertherzeit abgebeten. In den Zeugniſſen wird ſein feines Auftreten gerühmt, und ehemalige Genoſſen entſannen ſich ſpäter gern des Eindrucks, den er auf ſie gemacht: wenn er ſich zeigte, ſchien es, „als ſchritte Apollo durch den Saal“.

So wird er im Herbſt 1788 als Stipendiat auf der Tübinger Univerſität immatrikuliert. Hier ſchließt er ſich zunächſt an Neuffer und Magenau an, zwei etwas ältere Semeſter, die der Dichtkunſt huldigten; ihre ſpätere Entwickelung blieb auf geringen Lokalruhm beſchränkt.

Man fand sich in der Schwärmerei für Klopstocks Hermannsschlacht zu einem Bunde nach Göttinger Vorbild zusammen; auf „kritischen Aldermannstagen" werden die Gedichte gemeinsam beurteilt und die wertvolleren einem Bundesbuch einverleibt. Ein überschwenglicher Freundschaftskult täuscht über die Ungleichheit der Charaktere und die Widrigkeit der äußeren Umstände hinweg. Das dichterische Beispiel dieses Kreises gab der Stuttgarter Advokat Stäudlin, dessen liebenswürdige Persönlichkeit damals der Mittelpunkt des literarischen Schwabens war. Man pflegte die strophische Hymne, die einem bestimmten Gedankengange folgt: ein allegorischer Seraph naht sich dem bevorzugten Sänger, um ihn zu weihen, oder entrückt ihn, und der Begeisterte berauscht sich in den Gefilden der Unendlichkeit an Urwonnen aus dem „Taumelkelche" der „Entzückungen". Nicht weniger anregend wurde Stäudlins Rousseauverehrung für diesen Kreis. Stäudlin war der Mode der Zeit entsprechend nach Rousseaus Grab gewallfahrtet, und schilderte im Anschlusse daran die letzte Läuterungszeit des vielumhergetriebenen Weisen in seinem Pappelhaine auf Ermenonville ähnlich der des Ödipus auf Kolonos. Die alten Maulbronner Stimmungen werden für Hölderlin durch diese literarischen Anregungen neu erhellt. Aber diese Erinnerung bleibt im Hintergrunde vor dem Erlebnis, das für die spätere Richtung seines Geistes ausschlaggebend wird; Hölderlin bekommt jetzt ein innerliches Verhältnis zum Griechentum. C. Philipp Conz, damals als Repetent des Stiftes in persönlichem Verkehr mit den Studenten und als Professor Gegenstand dankbarer Erinnerung seiner Schüler, war ein

eifriger Prophet des Griechentumes. Gelehrt, aber nichts weniger als ein Philologe, kleidete er vielmehr seine schwärmerische Sehnsucht nach dem Altertum in die Form der phantastischen Hymne, dichtete frei, wo er zu übersetzen geplant hatte, und vereinigte später als Philosoph Platonische Sätze mit solchen der Kantischen Urteilskraft. Conz ist das eigentliche Vorbild der mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwachsenden Generation von schwäbischen Philosophen, sofern seine Bodenständigkeit sich weniger mit herrschenden Systemen kritisch auseinandersetzte und ihn zum Umwerter werden ließ, als sofern er von einem unmittelbar gegebenen Fond von Lebensfreude ausgehend das Weltbild deduktiv bestimmte. Ihm verwandt ist Abels auf der Karlsschule vorgetragene Philosophie, worin Leibnizens Harmoniebegriff die neuplatonische Stufenfolge der Dinge, vom Irdischen bis zur Gottheit, unter dem Namen Liebe eint. Strahlender aber als Conz hatte Schiller die gleiche Bahn im philosophischen Briefwechsel zwischen Julius und Rafael und zuvor im „Triumph der Liebe“ verfolgt. Hier war christliches Seraphentum mit griechischen Vorstellungen vermischt, und eine in ihrer Mystik anheimelnde Weltanschauung hatte eine begriffliche Form gefunden. Wandte sich der reifende Schiller Kants Kritizismus zu, so nimmt Hölderlin dieses Evangelium der Liebe wie einen berauschenden Wein in sich auf; jauchzend schwingt er sich zu den Ätherfernen der Venus Urania empor, und alle in diesen Gemütszuständen erwachten Ideale schlagen sich ihm auf die nicht minder unbestimmte Vorstellung eines „Genius Griechenlands“ nieder. Was bei den zeit-

genössischen Hymnendichtern Übung bedeutete, wird hier zu einer glühenden Leidenschaft; was bei Klopstock Erhebung einer durch christliche Vorstellungen begrenzten Phantasie war, wird hier zu einer Ausschweifung ins Unendliche.

Diese Entfesselung seines Geistes mußte sich rächen. Er wirft die Bande, die ihn an Luise Nast knüpfen, ab, obwohl er ihr beim Fortgange aus Tübingen zugerufen hatte:

Laß sie drohen die Stürme, die Leiden
Laß trennen — der Trennung Jahre
Sie trennen uns nicht!
Sie trennen uns nicht!
Denn mein bist du! Und über das Grab hinaus
Soll sie dauren die unzertrennbare Liebe.

Wenn er sie jetzt sophistisch zur Rückgabe des Jaworts zu bewegen suchte, so hinterläßt das Gefühl ihr wehe getan zu haben noch lange einen Stachel in seinem Herzen. Je höher die Wellen der Begeisterung ihn trugen, um so unerträglicher mußte ihm der klösterliche Zwang des Stipendiums werden. Er bittet die Mutter, zum juristischen Studium übergehen zu dürfen, jedoch wagt er nicht ihrer abweisenden Autorität dauernd zu widerstehen. Mit den kirchlichen Lehrsätzen gerät seine Weltanschauung ernsthaft in Gegensatz und das Pflichtstudium der Philosophie stürzt das wankende Gebäude vollends in Trümmer. Hölderlin las für sich Jakobis Briefe über Spinoza: und wenn er Spinoza mit Jacobi schon für einen Gottesleugner im strengen Sinne erklären mußte, so kam doch seines Interpreten Gefühlsreligion seiner Alliebe weitest entgegen. Seine subjek-

tive Art, sich mit Realitäten abzufinden, tritt in einem in die erste Hälfte der Universitätszeit anzusetzenden, später wohl zur Magisterdissertation erweiterten Spezimen über die Geschichte der schönen Künste in Griechenland zutage. Er kompiliert hier kritiklos einige Quellen der Antike und Winkelmanns Kunstgeschichte; aber zwischen trockensten Katalogen von Namen und Daten finden sich die geschichtsphilosophischen Lieblingsgedanken und die Grundfragen poetischer Technik schon hier, denen er später auf den Grund zu gehen sich bemühte; warm vollends wird er bei den Erscheinungen, denen er sich selbst nahe fühlt: Pindar und dem unerreichbaren Archilochus, der dem Tyrannen bittere Wahrheiten sagt, und Alcäus, dem hitzigen, voll unüberwindlichen Ehrgeizes, den wir weniger bedauern als die unglücklich verlassene und verkannte und doch so männliche Sappho. Unbewußt gibt er schon hier ein später von ihm heißumrungenes Glaubensbekenntnis in der Charakteristik der Sappho als Künstlerin: „Wie sie mit so unnachahmlicher Heftigkeit ihre Empfindungen schildert und doch dabei so genau wie der kalte Beobachter jede kleine Bewegung derselben belauscht!“

Ende des zweiten Jahres gehen Neuffer und Magenau vom Stift, und der Zurückbleibende empfindet eine große Leere. Der Kreis, auf den er nun angewiesen, war nichts weniger als poetisch. In seiner Kompromotion hatte sich ein Klub gebildet, in dem philosophische Werke gelesen und ausgelegt wurden. Hier beginnt eine allmähliche Annäherung an den so wesensverschiedenen Hegel, die sich nach der gemeinsamen Magisterpromotion zu einer engen Freundschaft entwickelte. Hegel war behaglich, gediegen und von er-

staunlichem Fleiße. Schon als Gymnasiast hatte er tiefere Einsicht in das Wesen der antiken Dichtung gezeigt, und sollte er jemals für das Altertum geschwärmt haben, so war diese Schwärmerei sicher der Überschuß solider Erkenntnis. Der künftige Begründer der absoluten Philosophie erfährt die Wahrheit des übersinnlichen Erlebnisses an Hölderlin. Hegels späteres Gedicht „Eleusis an Hölderlin" zeigt den unpoetischsten Kopf auf den Bahnen des seraphischen Freundes. Zwischen beiden spinnen sich philosophische „Mysterien" an, die nach 1791 auch durch den blutjungen, aber verblüffend scharfsinnigen Schelling gefördert werden. Hölderlin seinerseits mußte durch den Umgang mit dem „ruhigen Verstandesmenschen" solider werden. Hegel „pritschte" damals Kant, und war, wie alle Tübinger Stiftler, weit von einem einheitlichen Erfassen des Kritizismus entfernt. Das Studium Kants galt als eine Kraftprobe, wobei man nach jeder erledigten Seite der zurückgelegten Leistung sich zu freuen berechtigt war. Es war ein hartnäckiges Werben unter den Stiftlern um die Unnahbarkeit dieses Geistes, und Hölderlin fühlte nur zu gut, daß sein philosophisches Liebhabertum sich der Starrheit dieses Riesen würde anzupassen haben.

Seinen Gemütszustand während der Studentenzeit bezeichnet das später von ihm gebrauchte Wort „Dissonanz". Neben die Seligkeit tritt notwendigerweise die Gedrücktheit, sobald die Gegenwart ihr Recht verlangt. Daß nun diese Gegensätze stetig sich befeinden, wird die große Erkenntnis der letzten Tübinger Zeit und das unerschöpfte Problem seines Lebens. Er weiß, daß er das heilige Feuer in sich nähren muß, aller Angst des

Irdiſchen zum Trotz; wie die Kantiſche Ethik ihm allmählich die Vorſtellung unbedingt verbindlicher Pflicht einprägt, fühlt er ſich ſelbſt gegen ſeinen Genius verantwortlich. Als Kämpfer mit der ehernen Notwendigkeit glaubt er ſich Mann, ja Heros. Äſchylos Wort προσκυνοῦντες τὴν εἱμαρμένην σοφοί wird ſein Wahlſpruch. Der Ernſt der griechiſchen Tragödie und Kants Beſtimmung des „Erhabenen" ſcheinen die Grundlagen einer neuen Weltanſchauung werden zu ſollen. Der Geſichtskreis ſtellt ſich mehr und mehr auf griechiſche Vorſtellungen, Plato tritt in den Kreis ſeiner Privatlektüre.

Aber Hölderlins Heroismus unterſcheidet ſich durchaus nicht vom Phariſäismus des Denkendorfer Virtuoſo und von der Problematik des Maulbronner Liebhabers. Der ſich mitten im Lebenskampf wähnende Jüngling kann es ſich doch nicht verſagen, in unbeobachteten Stunden häufige Blicke der Sehnſucht auf Zeiten zu werfen, da der ernſte Zuſtand des Kampfes noch nicht ausgebrochen war, oder da er einem ewigen Frieden Platz machen würde. Dieſes Naturell iſt zu weich, es taugt nicht zum Heroen; es bedarf der Ruhe in Arkadien, oder im Elyſium; dieſer Geiſt iſt zu chriſtlich, er bedarf des Paradieſes und des Himmels. In dem Naturzuſtande, von dem Rouſſeau verlockend träumte, und in dem Schillers äſthetiſche Erziehung einen idealen Ausgangspunkt findet, erkennt Hölderlin das Bild der eigenen vom Ernſte des Lebens verjagten Jugend wieder. Wie Rouſſeaus Erinnerung ſich gern über die roſigere Vergangenheit Illuſionen macht, ſehnte ſich auch Hölderlin ſchon als Ephebe gern in Zeiten zurück, da er „unter ſeines Gartens Bäumen ein zufriedner

Knabe lag". Jetzt beginnt er einen förmlichen Kultus des unschuldigen Zeitalters, zu dessen Gegenstand er später auch die Kinder wählte, die er zu erziehen hatte. Aber der persönliche Kummer hat für ihn umfassendere Bedeutung; mit dem Verluste der eigenen Kindheit betrauert er das entschwundene goldene Zeitalter der Menschheit. Schillers Dichtung, die gern mit dieser Sage Hesiods spielt, Conzens und Hegels persönlicher Einfluß, und die übermächtigen Eindrücke der eigenen Lektüre werden zu Wegweisern in der Gestaltung seiner Träume: Das Ideal Rousseaus, Natürlichkeit und Harmonie, hat es in der Jugend der Menschheit wirklich gegeben, — es lebte in Hellas, genauer im alten Athen! — Wenn er in den Jahren zuvor singen konnte, daß der Genius in Griechenland auf Liebe ein Reich gegründet, so wird jetzt in der pathetisch kontrastierenden Elegie „Griechenland" das Thema der unwiderbringliche Verlust der schönen Welt, der der an seinem Selbst irre gewordene Kämpfer nachzusterben sich sehnt.

Andererseits war Tasso damals längst gemahnt: „Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei!" und Lessing und Herder hatten mit der Erkenntnis, daß die goldene Zeit vor uns, nicht hinter uns liege, für die Erziehung des Menschengeschlechts die Idee des geschichtlichen Fortschritts gewonnen. In diesem Geiste versuchte sich auch Schiller geschichtsphilosophisch, um schließlich in „den Künstlern" eine Bahn zu entdecken, dies Ziel mit Hilfe der Kunst zu erreichen. Auch Hölderlin gewinnt in selbstbefreienden Momenten die Einsicht, daß die Zerrissenheit des gegenwärtigen Zustandes nur ein Übergang zu künftiger

Harmonie sein könne. Don Carlos wird ihm ein Orakel im Streben auf künftige Zeiten. Zudem schien das Reich der Erfüllung nahe herbeigekommen. Wenn sich sogar der alte Kant verleiten ließ, in der französischen Revolution den Übergang vom mechanischen zum organischen Staatswesen zu begrüßen, war es kein Wunder, daß die Fanfaren aus Paris im Tübinger Stift vielfaches Echo fanden. Der überhitzte Revolutionstaumel der gedrückten Jünglinge schmückte sich mit den Schlagworten der Freiheit und des ewigen Friedens. Und als im letzten Jahre von Hölderlins Tübinger Aufenthalt Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" den jungen Theologen allen Offenbarungsglauben zerstörte und ihnen den Weg innerlicher Wiedergeburt und Erlösung wies, hat auch Hölderlin nichts Höheres als das Ideal, alle zerstreuten Keime von Aufklärung zusammenzufassen und der Bildung und Besserung des Menschengeschlechtes sein Dasein zu weihen. Aber der junge Weltschwärmer bedarf eines Einzelwesens, um die Liebe zur Menschheit aushalten zu können. Sein Stiefbruder Karl Gock, an dem er mit innigem Familiensinne hing, wird ihm um so werter, je besorgter er in ihm durch Rat und Lehre einen idealen Menschen verwirklichen möchte. Ebenso hebt ihn Hegels Streben. Sie tauschen beim Scheiden die Losung „Reich Gottes". Aber sein Bedürfnis nach einem Gegenstande seiner Sehnsucht reicht noch weiter. So fest er auch an die Franzosen als moralische Vorkämpfer glaubt, die Erfüllung aller Hoffnungen wüßte dieser Schwabensohn doch nirgends wo anders zu wünschen, als in der engeren und weiteren Heimat.

Nie wieder hat sich hinter der kosmopolitischen Phrase der Zeit so glühende Vaterlandsliebe und so lebendiges Volksbewußtsein versteckt, wie bei Hölderlin.

Und dieser Optimismus gestattet ihm wiederum in der Dichtung den Ernst des Lebens in unendliche Perspektiven aufzulösen. Herkules begeistert ihn, nicht weil er zwölf Arbeiten vollführt, deren jede von neuem den ganzen Mann erforderte, sondern weil er schließlich zu Kronions Wolkensitz emporgehoben wurde. Nicht das Ringen, sondern die Aussicht in das Unendliche bleibt das Thema seiner begeisterten Dichtung, die mit dem Motive des Leidens und der ehernen Not sich so nur verbrämt. Nicht daß Plato in seinen Dialogen zu Resultaten kommt, sondern das göttliche Feuer des Autors reißt den Leser fort; und wenn er Carl schreibt: „Wir müssen große Forderungen an uns machen, Bruder meines Herzens!" so klingt das wirksamer, als es sich darstellen ließe. So endigen auch die heroischen Ausführungen und die Betrachtungen seiner Hymnen über das Schicksal mit sieghaften Hoffnungen auf die unbekannte himmlische Urania, von der Heinses Ardinghello sagt, daß sie in tobendem Entzücken mit ihrem Zaubergürtel das Weltall zusammenhält, während Schiller in den Künstlern sie vor dem heroisch Strebenden sich ihrer Majestät entkleiden läßt:

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!

Bis an der Sonnen letzte ringe
Genährt vom Siege dieses Herz!

Diese Gedichte schildern die Dissonanzen des Heroentumes mit den Beispielen der Alten, sie kontrastieren dazu die goldene Zeit idealer Vergangenheit und schließen mit dem Ausblick auf die Unendlichkeit. Wortgepränge und der Pendelschlag der Reime geben der Dürftigkeit des logischen Schemas einen leuchtenden Schleier. Damals gewinnt er seinen ersten Ruhm. Für die Hymne „An den Genius der Kühnheit" umarmt ihn Matthison, mit dem Gedichte „An das Schicksal" erobert er sich das Interesse Schillers.

Der innere Gehalt seiner Seele konnte sich daher kaum verschieben, als er gegen Ende der Studienzeit den Plan faßt, ihn über die Hymnenform hinaus nun auch ausführlich in Prosa zu gestalten. 1792 ist zum ersten Male von einem Roman die Rede. Magenau schrieb damals, Hölderlin arbeite an Hyperion, „der mir vieles zu versprechen scheint. Er ist ein freiheitsliebender Held und echter Grieche, voll kräftiger Prinzipien, die ich vor mein Leben gern höre." Der Name Hyperion, — der Morgenstern, der Titanensohn, — und Magenaus Charakteristik beweisen den Zusammenhang mit den idealisch-heroischen Tendenzen jener Zeit. Freilich ein Jahr später hat er erst über ein Fragment zu verfügen, indem er die Dissonanz des unendlich Strebenden zu der Geliebten als Konfession seines eigenen Verhältnisses zu Luise gebildet zu haben scheint. Indem er aber dieses Fragment als ein „Gemälde von Ideen und Empfindungen" hinstellt, das einem einheitlichen Plan unterzuordnen sei, gesteht er die Notwendigkeit, die in seinem

Inneren hart sich stoßenden Kontraste seines Wesens in eine „regelmäßige psychologische Entwickelung" aufzulösen. Wie er das erreichen werde, stellt er etwas zweideutig der Zukunft anheim, und es ist billig zu bezweifeln, ob der Dreiundzwanzigjährige vorausgesehen hat, wie das Ideal einer Vereinigung der Dissonanzen im Unendlichen, das sich in der Dialektik der Hymnen so tönend verschleiern ließ, nun in psychologischer Kleinmalerei hätte gestaltet werden sollen. So tritt der Hyperion in die Reihe der Werke, die im dunklen Drange des Dichters begonnen, immer nur soweit fortschreiten, als die Lebenserfahrung des Dichters reicht, und die nicht eher ihren Abschluß finden, als bis der Dichter selbst sich innerlich geschlossen fühlt.

Ohne Bedauern scheidet er von Tübingen, wo ihm die letzte Zeit noch durch eine Liebschaft mit Elise Lebret, dem koketten Kinde eines Professors, verleidet worden war. Es war ein unüberlegtes, für beide Teile gleich peinliches Verhältnis, das sich noch längere Zeit hinquälen sollte. Er lernt den 1793 in der Heimat weilenden Schiller kennen, dessen Genius von nun ab unberechenbaren Einfluß auf ihn hat. Kurz darauf besteht er sein Konsistorialexamen. Nun handelt er zum ersten Male in seinem Leben entschieden, indem er es durchsetzt, nicht Vikar werden zu müssen. Das Hofmeisteramt schien größere Freiheit zu bieten; Schiller empfiehlt ihn der Majorin Charlotte von Kalb auf Waltershausen im Meiningischen zum Erzieher ihres neunjährigen Knaben.

Die leidenschaftliche, schicksalsreiche Freundin Schillers und Jean Pauls hatte volles Verständnis für die mimosenhafte Art Hölderlins. An die Erziehung ihres Knaben stellte sie so hohe Anforderungen, wie nur je eine denkende Frau; um so mehr entzückte sie Hölderlins Hingabe an seinen Zögling. Ihr Entgegenkommen und der Friede des Landlebens standen im wohltätigen Gegensatze zu dem Zwange der Tübinger Zeit. Hölderlin beginnt sich glücklich zu fühlen. Schon versucht er sich in stetigerer Arbeit schriftstellerisch zu verbreitern, da stellen sich an dem Knaben Fehler heraus, die die Erziehertätigkeit Hölderlins in Frage stellen und den Dichter selbst seelisch aufs schwerste erschüttern. Eine Reise nach Jena und Weimar, wo Hölderlin die dortigen Größen persönlich sieht, führt keine Besserung für seinen Zögling herbei. Die trostlose Majorin erkennt in Weimar selbst, daß sie Hölderlin nichts weiter zumuten dürfe, und bewegt ihrerseits dessen Mutter zur Einwilligung, Hölderlin in Jena nach freier Neigung studieren zu lassen, da dieser Ort seiner Entwickelung jetzt einzig nötig sei. Ende 1794 macht sich Hölderlin dort wirklich heimisch.

Aus Waltershausen berichtet er über eine fast völlige Umschmelzung und den Fortschritt seines Romanes, wovon die „fünf ersten Briefe“ im Herbst 1794 als „Fragment von Hyperion“ in Schillers „neuer Thalia“ veröffentlicht wurden.

Folgendermaßen läßt sich dieses verstehen: Hyperion, ein abgesagter Feind aller Mitteldinge von Etwas und Nichts, sucht Befriedigung seines schrankenlosen Strebens in der Verbrüderung mit den Menschen. Nur zu

bald wird er von ihrer Ärmlichkeit enttäuscht und versinkt in Trostlosigkeit. Aber er erwacht wieder in der Liebe zu Melite. Sein ungestümes allesverkehrendes Werben sucht Melite zu einer Dauer verheißenden Liebe abzuklären, indem sie ihn auf Reisen schickt. Etwas beruhigter zurückgekehrt, findet er sie nicht mehr wieder. Er verfällt in ein anderes Extrem, indem er in der Philosophie Abgezogenheit von allem Lebendigen sucht. Trotzdem verlockt ihn der Frühling: „Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst du nicht mich?" Diese, Mahnung der Natur erweckt in ihm ein dämmerndes Sehnen nach einem unerkannten Wesen des Seins eine Sehnsucht, die ihn bald in träumerische Dämmerung, einen seligen Tod, einlullt, bald rastlos macht und ihn in Schlachten und auf Reisen treibt. Auf den Trümmern Roms findet er in Bellarmin einen Freund, mit dem er vergebens das Problem der Wahrheit zu lösen sucht, ohne jedoch fähig zu sein, ihn in seine bisherige Lebensgeschichte einblicken zu lassen. — Soweit reichen die Voraussetzungen der Darstellung. An Handlung des Romans bietet sich nur das, daß Hyperion enttäuscht in seine jonische Heimat zurückkehrt, während dieser Reise jedoch sich fähiger fühlt, mit den Geistern vergangener Stunden zu spielen. Daher teilt er nun dem Freund seine Entwickelung in Briefen, von eindrucksvollen Ruhepunkten aus, mit, so daß ihm in diesem Wiederdurchleben der Vergangenheit seine dämonische Verfassung um so klarer, aber auch die Notwendigkeit, die Wahrheit zu ergründen, immer unab-

weisbarer wird: „Es muß heraus, das große Geheimnis, das mir das Leben gibt oder den Tod.“

Die Fortführung des Romans hätte also das Thema ausdeuten sollen, das aus den Hymnen uns entgegenklang:

Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege dieses Herz!

In den Hymnen ließ sich in der Allegorie der Muse, des Genius der Kühnheit, des Schicksals selbst die Leitung des Helden zu seinem unendlichen Ziele zusammenfassen, wie aber sollte die Intuition in die greifbaren Motive eingekleidet werden, die der Prosaroman verlangt? Hölderlin scheint in derselben Verlegenheit, wie in Tübingen; denn nichts weist über den gegebenen Satz auf ein erschautes Gegenthema hinaus. Und doch wird der Dichter seines technischen Schemas immer gewisser, so daß in einem zitatengeschmückten, orakelhaften Vorwort die Entwicklung des Helden begrifflich als ein organischer Prozeß angedeutet wird, der in polarischer Entgegensetzung zwischen Natur und Freiheit verläuft. Das Vorwort kann den Anschein erwecken, daß die Idee des Dichters, den großen Übergang zu schildern, „aus der Jugend in das Wesen des Mannes vom Affekte zur Vernunft, aus dem Reiche der Phantasie ins Reich der Wahrheit und Freiheit“, planvoller Ausführung sicher wäre.

Das Fragment verheißt einen Briefroman. Der Roman in Briefen, ganz gleich ob diese als eigentliche Briefe oder als an andere gerichtete Tagebuchblätter gehalten sind, enthält die Entwickelung einer bestimmten Handlung, geeigneter freilich für die Darstellung seelischer

Vorgänge, als praktischer. Kein Zweifel, daß in der notwendigen Fortsetzung des Fragmentes jeder neue Brief Hyperions von einer neuen Entwickelungsstufe aus geschrieben sein mußte; innerhalb der fünf ersten Briefe jedoch, die vorliegen, bleibt Hyperion der, der er infolge der Mahnung der Natur geworden ist; wenn also im fünften Briefe der Held seinen Entschluß energischer zusammenfaßt, so teilt der Eingang den Mangel aller Briefromane, daß sie für eine zusammenhängende Vorgeschichte keinen Platz haben. Ganz besonders nicht für eine so reichhaltige! Dieser Jüngling, der Freundschaft und Liebe, Philosophie und Leben, Natur und Kunst schon vorher an sich erfahren hat, sollte doch jetzt nicht erst einer neuen Entwickelungsgeschichte bedürfen; welche Lebenskreise zum mindesten wären jenseits dieser nun noch zu entdecken gewesen, um das Schicksal des Helden zu bestimmen? So scheint es, daß der unpraktische junge Dichter zu früh den Reichtum seiner Motive verschwendet hat, und daß wohl überhaupt wenig mehr als dieses Fragment zunächst zustande gekommen ist.

In Waltershausen hatte Hölderlin in der Lektüre von Schillers „Anmut und Würde" die Bestätigung gefunden für sein Streben nach Verschmelzung der Abstraktion und des Lebens. In dem Maße, als er für seinen Roman den Weg der Entwickelungsgeschichte noch nicht plastisch erfaßt hatte, entwickelte er jetzt die Vorstellung eines idealen Seins um so eifriger in abstracto. Kant hatte verzweifelt, wie auf dem Gebiete des Er-

kennens und Wollens, so auch auf dem Gebiete der ästhetischen Ideen ein absolutes Prinzip zu finden, und Schiller, der in „Anmut und Würde" das Recht eines von Empfindung geleiteten Wollens verteidigt hatte, mußte ebenfalls verzichten, a priori dieses Empfinden zu ergreifen, dessen Merkmale ihm doch im interesselosen Wohlgefallen feststanden. Hölderlin hatte einen Maßstab hierfür längst in seinen Hymnen, in den Offenbarungen der Musen und Genien gefunden, da jede einzelne seiner Allegorien unendliche Ausblicke auf die Verschmelzung individueller Sehnsucht mit der widerstrebenden Umgebung gewährte. Schon als Stiftler, bei Conzens Eklektizismus und im Studium des Hemsterhuys, mußte er sich durch einen großen Vorgänger sicher fühlen, der auch die Unüberbrückbarkeit der Extreme in mythischer, dichterischer Form verschleiert hatte: Platos Lehre verkündet die Unfähigkeit des Menschen, sich zum Ideal zu erheben und zugleich das Beglückende, das in diesem aussichtslosen Streben liegt. Das „Symposion" läßt im Eros, dem Sohne der Armut und des Überflusses, die Extreme zusammenfallen, und „Phädrus" legt sie im Bezirke der Seele auseinander, indem diese mit dem Lenker eines ungleichen Zwiegespannes verglichen wird, der bald der Laune des einen unbändig feurigen, bald der des anderen hartnäckig trägen Rosses unterworfen ist. Es kam also bloß darauf an, die Tätigkeit des Verschleierns in Mythos und Allegorie richtig begrifflich zu deuten, um in der Tat einen festen Punkt zu finden, der Kants und Schillers induktive Ästhetik zu einer deduktiven umwandelte. Wenn Hölderlin nunmehr in

Waltershausen eine Abhandlung über die ästhetischen Ideen plante, in der er Schiller ernsthaft zu korrigieren hoffte, so mußte er bereits das Wesen des Ästhetischen als eine metaphysische Mitte zwischen den Dissonanzen des Daseins entdeckt haben. Nur so erklärt sich, daß Hölderlin zunächst Fichte ablehnte, der jenseits des vermeintlichen kantischen Dualismus im Ich ein letztes Prinzip entdeckt zu haben bewies. Als Platoniker konnte er in Fichtes logischer Deduktion nur ein dogmatisches Kunststück sehen. Mit seinem Eintritt in Jena aber fesselt ihn angesichts des prophetischen, für ihn titanischen Wesens dieses untersetzten Mannes intuitiv, im Verfolg des Systemes, das Lehrstück, daß das absolute Ich sich in der Zeit doch an den Gegenstand knüpfe, so daß Handeln und Leiden in unlösbare Wechselbeziehung treten. Fichtes Leitsatz, daß das Ideal im Individuum sich ganz anders darstelle, als in der ins Unendliche schweifenden Phantasie, daß Unsterblichkeit eben durch den Untergang des Individuums erkauft werde, daß das unendliche Streben an sich niemals kausal sein könne und bloße Schwärmerei sei, mußte ihm so eine schmerzlich wichtige Mahnung werden. Freilich blieb der Gewinn nicht aus. Platos Mythen mußten ein neues, ernsteres Aussehen bekommen, und die unendlichen Perspektiven der Hymnen überwunden werden. Denn sofern Fichtes ichverherrlichende Tendenz seine Kritik erweckte, brauchte er Fichtes logische Methode nur auf seine dichterische Erfahrung anzuwenden, um die begrifflichen Grundlagen eines rein ästhetischen Systems ein- für allemal gefunden zu haben.

Mit seinem Eintritt in Jena wendet sich jedoch sein Interesse vorläufig entsprechend der Nähe Schillers seinem Romane zu. Schiller begriff, daß sein „liebster Schwabe" eine starke dichterische Eigenart hatte, verkannte aber durchaus nicht seinen Mangel an Gestaltungskraft. Oft genug erörtert er mit Goethe die gefährliche Subjektivität dieser Hölderlin, Siegfried Schmidt, Jean Paul. So zunächst vermittelt er den Verlag des Romans, der noch gar nicht existierte, bei Cotta, nicht ohne anzudeuten, daß er selbst auf das Werk noch einigen Einfluß auszuüben hoffte. Schiller selbst mußte die Schwierigkeit der Briefform aus seinen eigenen Erfahrungen im Briefwechsel zwischen Julius und Rafael kennen, andererseits mußte es Hölderlin, der sich in seiner philosophischen Erkenntnis am Ziele wähnte, drängen, nun einen plastischen Ausdruck dieses Zieles zu finden. So gibt Hölderlin die Briefform auf, zugunsten einer in Kapiteln fortschreitenden Erzählung. Diese führt nun aber nicht den Helden aus seinen Anfängen durch kühne Taten zu der verklärenden Unendlichkeit, sondern zeigt als Ziel der Entwickelung einen in Stürmen des Lebens umgetriebenen gereiften Hyperion, der in einem idyllischen Pappelhaine gleich Ständlins Rousseau Ruhe gefunden hat. Zu ihm tritt der Dichter selbst, in jugendlicher Einseitigkeit, und Hyperion belehrt ihn, im Tone des Symposion, über die Zweiseitigkeit der Liebe in den Grenzen individuellen Seins, und erläutert des weiteren sein Adeptentum mit der Erzählung seiner Entwickelungsgeschichte, als eines Wechsels widerstreitender Extreme.

Keine geringe Kraft, philosophische Anschauungen zu

poetisieren, spricht aus dem Vorklange, dessen lyrische Wucht den Dichter nach einem prosaischen Versuche veranlaßt, die Worte in — nicht ganz regelmäßige — Blankverse abzuteilen; ein Versuch, der wohl mit Rücksicht auf den Umfang des folgenden Romans freilich wieder aufgegeben werden mußte. So schreitet denn die dritte, wieder prosaische, Fassung gleichmäßig vorwärts, die alten Motive des Thaliafragments verwertend, ausbauend und schmückend, neue, wie die Erziehung zur Heroenverehrung durch einen begeisterten Greis, hinzufügend, breit angelegt, wie die ersten Bücher Wilhelm Meisters. Aber sie schreitet nur bis zu dem Punkte weiter, wo Hyperion seine Liebe zu Diotima — nicht mehr, wie zuvor, Melite — verpfuscht hat, trotzdem aber den Entschluß faßt, sich aus seiner Nichtigkeit herauszuarbeiten und die tönenden Worte spricht: „Entschuldige sich keiner, ihn habe die Welt gemordet! Er selbst ist's, der sich mordete, in jedem Falle!" Hier bricht das Fragment ab, und es ist kaum zweifelhaft, daß auch diesmal nicht viel mehr geschrieben ist. Ein Ausgangspunkt war dem Dichter gegeben und eine Grenze, bis zu der der Dichter die Entwickelung seines Helden führen mußte; wie viel Motive er aber zwischen den Anfang und das Ende einzuschalten hätte, vor allem, wie er die äußeren Erlebnisse des Jugendlichen nun mit seinem inneren Reifen hätte in Beziehung setzen wollen, entbehrt der Anhaltspunkte.

Seine Lebensweise in Jena war außerordentlich eingeschränkt. In Fichte und Schiller traten dem noch Gährenden zum ersten Male wahrhafte geistige Ringer vor Augen, nicht ohne das Gefühl der eigenen Unzu-

länglichkeit unbehaglich in ihm zu wecken. „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist." Wo Goethe als Umworbener gelassen seine Mängel eingestehen konnte, mußte Hölderlin, gleich veranlagt, als Werbender vor Schillers Arbeitskraft und seinem geschulten Willen verzweifeln. So muß er sich oft zur Arbeit zwingen; hatte er schon in Waltershausen Spuren von Überdruß gezeigt, und wäre er dort lieber vom Roman zu einem Drama, dem Tod des Sokrates, fortgeschritten, so erklärt er jetzt Neuffer, er schriebe das Werkchen nur aus, weil es einmal angefangen sei, der Freund solle sich nicht daran skandalisieren. Eine heftige Gemütserschütterung bei der Nachricht, daß die Braut Neuffers, der er freundschaftlich zugetan war, dem Tode entgegengehe, verschlimmert seine Mißstimmung. Die sinnliche Nähe der Geistesheroen bleibt ein nur ihm verständlicher dauernder Vorwurf, der sich mit jeder neuen Begegnung steigern mußte. In plötzlicher, geradezu pathologischer Verzweiflung bricht er daher die Brücken ab und sitzt im Frühsommer 1795 wieder bei den Seinigen; so eilig war die Flucht aus Jena, daß er erst im Juli gesammelt ist, sich schriftlich bei Schiller zu entschuldigen; er ist völlig bankrott: „Ich friere und starre in den Winter, der mich

umgibt." „So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich." —

Rückblickend auf diese Zeit redet er von Höllengeistern, die ihn nach Jena getrieben, und metaphysischen Luftgeistern, die ihn damals umgeben hätten. Den Fremden daheim erscheint er als ein „lebendig Toter". Aber seine philosophischen Spekulationen werden bestimmter. Er wurde von Schelling besucht, der damals, in Fichtes Sinne den Dogmatismus bekämpfend, nur erst im Ich das Ziel alles Philosophierens sah. Schellings fichtisierender Subjectivismus mußte Hölderlin als ein Abfall von der platonisierenden Anschauung der Stiftler erscheinen; ein philosophisches Fragment „Hermokrates an Cephalus" kritisiert die Einseitigkeit der Fichteschüler durch Hemsterhuys Bild von der Asymptote, während er gleichzeitig im Brief an Schiller die intellektuelle Anschauung nur als ästhetische Konstruktion eines „Ich, oder wie man es nennen will" gelten läßt, dessen Entfaltung auf theoretischem Gebiete ebensosehr eines unendlichen Progresses bedürfe, wie in der Praxis. Indem er also Fichtes Ichbegriff als bloße Benennung eines indifferenten Gehalts auffaßt, und Theorie und Praxis in dem Streben nach Unendlichkeit eins werden läßt, ist ein neues System bestimmt als das der Identität. Damit auch eilt er, als Dichter der Idee des objektiven Lebens näher, Schelling voraus, der erst ein Jahr später, Fichte mit Leibniz interpretierend, ihm folgte, und erst noch später seines Unterschiedes von Fichte sich bewußt wurde.

Nur ganz allmählich gewinnen die Anforderungen des Lebens den alten Einfluß. Mit Beginn des Jahres 1796 tritt er, wieder als Hofmeister, in das Haus eines der ersten Bankiers von Frankfurt am Main, namens Jakob Gontard. Seine privaten Beschäftigungen bleiben vorerst philosophisch; aber obwohl er sich noch im Frühjahr mißtraut, wenn er sich auf wohlgemuten Anwandlungen ertappt, lösen die neuen Verhältnisse zusehends seine Teilnahmslosigkeit.

Frau Susette Gontard entstammte einer Hamburger Familie Borkenstein, der literarische Interessen nicht fremd waren. Sie wird als eine Frau von großer Schönheit geschildert, mit dunklen sprechenden Augen, langem schwarzen Haar und blendend weißer Haut. Ihr von Ohnmacht gefertigtes Porträt-Relief zeigt klassische Linien. Siebenundzwanzig Jahr alt, über neun Jahr verheiratet, Mutter dreier Kinder und gewöhnt im Verkehr mit der großen Welt die Bedürfnisse eines empfindsamen Herzens zu meistern, war diese Frau dem neuen Hofmeister unendlich überlegen; dafür mußte der feine, bescheidene und schwermütige Hausgenosse nicht nur als Erzieher das Interesse dieses vornehmen Wesens erregen. Und es liegt nicht nur an dem Verkehr mit den liebenswürdigen Kindern, daß sich nun eine Wiedergeburt Hölderlins vollzieht. Im Sommer empfindet er das Außerordentliche seines Zustandes; er ahnt den Zusammenhang, ohne sich eigentlicher Liebe bewußt zu sein: hier war Diotima, die erträumte Muse seiner Dichtung, zur Wahrheit geworden. „Es gibt", so schreibt er, „ein Wesen in der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann

und wird und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehn vor der Natur sich gegenüber findet." Solche Stimmungen verlängern die äußeren Umstände zu einem anhaltenden Glück. Gontard schickt seine Familie mitsamt dem Hofmeister aus Furcht vor Kriegsunruhen auf Reisen. Bei einem längeren, angeregten Aufenthalt in Kassel schließt sich ihnen Heinse an, und Hölderlin entzückt sich an dem „heiteren Alter" dieses Ästhetikers der Sinnlichkeit. In Driburg in Westfalen genießt man bis in den Herbst noch die Sorglosigkeit des Badelebens. Dem dort notwendigen engeren Anschluß folgte vielleicht bei der Rückkehr aus dem Idyll in das geräuschvolle Frankfurt die Wendung, die die erschütterndste Tragödie eines Künstlergemütes einleiten sollte; Hölderlin weiß jetzt, daß er liebt und daß diese Liebe erwidert wird. Es ist die edelste Liebe zweier höchstentwickelter Wesen, und wenn es lächerlich ist, von solchen Wunschlosigkeit zu verlangen, so ist doch an ihrer vornehmen Gesinnung jeder kleinliche Zweifel zu schanden geworden.

Über die Ausdrucksformen dieser Liebe wissen wir nichts. Aber zunächst jubelt er seine neue Seligkeit mit dem Gedichte „Diotima" hinaus. „Ich habe eine Welt voll Freude umschifft", berichtet er an Neuffer. „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher, er orientiert sich ewig an diesem Madonnenkopfe." Als er kurz darauf von Neuffer besucht wird, fragt er diesen mit triumphierendem Blick auf die gastfreundlich geschäftige Herrin: „Nicht wahr, eine Griechin!" Doch nur zu bald macht ihn das Glück wieder friedlos. Jetzt empfindet er die abhängige Stellung im Hause peinlich, und der Hochmut der Frankfurter Geld-

aristokratie verletzt ihn doppelt. Er fühlt sich zerrissen von Liebe und Haß und hofft von der Ankunft des „ruhigen Verstandesmenschen“ Hegel innere Besänftigung. Unerträglich mußte ihm natürlich der Zwang werden, das Geheimnis seines Herzens nach außen hin zu wahren, und aus Rücksicht, das Leben der geliebten Frau zu zerstören, einen widernatürlichen Kampf gegen sich selbst zu führen; ihn mußte die Erkenntnis bedrücken, daß sein Unvermögen zu allen praktischen Dingen niemals an festgefügten Verhältnissen rütteln könnte. Kein Zweifel, daß auch Diotima entsagungsvoll unendliches Leid in sich verschloß. Die Trennung wird unabwendbar, obwohl jedoch schon im Sommer 1797 beständig von Reiseplänen die Rede ist, erfolgt sie erst im September 1798. Die Außenwelt wußte nichts von alledem und das plötzliche Verschwinden Hölderlins hat der guten Gesellschaft lange Stoff zum Klatsch gegeben. Daß ein Skandal durch den oft heftigen Hausherren das notwendige Ende beschleunigt habe, ist abzulehnen.

Dem Frankfurter Aufenthalt verdankt der Hyperion seine Beendigung. Zwischen der Schlußredaktion und der Jenaer Fassung liegt eine Reihe von Fragmenten, in denen die Einteilung nach Kapiteln und die Belehrung des Dichters durch die Erzählung der Jugendgeschichte wieder aufgegeben ist; dagegen wird in zusammenhängendem Bericht an den Freund Bellarmin die Entwickelungsgeschichte Hyperions erzählt. Hyperion aber ist auch nicht mehr der fertige Greis, sondern wieder wie im Thaliafragment ein Werdender, aber nicht wieder ein Werdender, der titanenhaft ent-

schlossen ist, den Schleier von den Geheimnissen des Seins hinwegzureißen, und in einem abschließenden Erlebnisse bestrebt ist, das Ziel zu erhaschen, sondern ein Mensch, dessen Erkennen von der freien Gunst der Zeit abhängig ist, und dessen einzigster Entschluß darin besteht, an die Stätten früherer Erlebnisse zurückzukehren und mit eigenen Augen zu sehen, was ihm widerfahren ist, seitdem er weg war, — eine Seele, die „im Müßiggange größer" wird. Jetzt endlich erhält der Weltanschauungsroman psychologische Möglichkeiten für Hyperions Klärung, und so bereiten diese Fragmente die Schlußredaktion vor, in der der häufigere Ortswechsel wieder den Bericht in Briefen nötig macht. Der erste Teil erschien 1797, der zweite erst zwei Jahre später. Nichtsdestoweniger ist die Anlage nun vollkommen einheitlich.

Der Roman ist im modernen Griechenland angesiedelt: „Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet liegt eine Freude begraben. — Und doch ist so viel Liebliches und Großes auch um einen". Ein griechischer Aufstand gegen die Türken und die Seeschlacht bei Tschesme im Jahre 1770 bilden den geschichtlichen Hintergrund. Folgendermaßen entwickelt sich die Handlung: Der Greis Adamas weiht den begabten Knaben Hyperion zum Erneuerer der goldenen Zeit, sofern der Knabe seinen Geist in den Ideen des Altertums ausreifen läßt. Aber Hyperion kommt zu früh unter die Menschen, und er verliert sein Ziel, da er die Unheilbarkeit seines Jahrhunderts erkennt. Nun sucht er den Verlust einer Welt in einer schönen Seele zu ersetzen. Alabanda wird sein Freund, aber er enttäuscht ihn, da er, ein Zögling

der Not, mit seiner Schwärmerei nicht Schritt hält. Danach begeistert Hyperion sich in der Liebe zu Diotima; aber er verdirbt sich das schöne Verhältnis durch seine Leidenschaft. Als Ausweg weist ihm Diotima selbst ein höheres Ziel, nach dem er streben soll, um aus einem Träumer zum Handelnden zu reifen; Hyperion faßt auch den Entschluß, auf Studienreisen sich allmählich zu einem geistigen Befreier Griechenlands zu erziehen. Sofort aber durchkreuzt Alabanda Diotimas Rettungswerk, indem er Hyperion zur Führung eines aussichtslosen Aufstandes fortreißt. Schnell ernüchtert, sucht Hyperion bereuend und Diotima entsagend den Tod in der Schlacht; natürlich läßt ihn das Schicksal am Leben. Durch Alabandas Pflege neu gestärkt, knüpft er zu aller Unheil wieder mit Diotima an. Alabanda hat inzwischen zu Diotima Neigung gefaßt, nun opfert er seine Liebe dem künftigen Glücke des Freundes und stellt sich dem Gerichte eines Geheimbundes, den er Hyperions wegen verraten hat. Diotima jedoch hat sich inzwischen um Hyperions Verfehlungen willen in Siechtum verzehrt. Sie stirbt den Liebestod der metaphysisch zarten Frauen, Mignons, Lianes, Isoldes. Statt ihrer neuen Verheißung empfängt Hyperion ihr Vermächtnis und ihre Todesnachricht. Der vereinsamte Hyperion fühlt nicht die Kraft zu freiwilligem Tod; unstet kommt er nach Deutschland, wo er an dem Volke verzweifelt.

Der deutsche Frühling aber, in dessen Wehen ihm Diotima verklärt erscheint, mahnt ihn, den Traum von Menschendingen aufzugeben und in der Seele der Welt alles Irrende vereinigt zu suchen. Das neue

Ziel, von sich selbst zu lassen, um in der Seele der Welt aufzugehen, begeistert ihn nun so ganz, daß er sich im Augenblicke des Besinnens wie ein Bettler vorkommen muß.

Soweit die Vorgeschichte. Mit dieser Zerrissenheit ist die Möglichkeit einer innerlichen Entwickelung gegeben. Mit der verzweifelten Klage des Eremiten über die Unmöglichkeit, eins zu werden mit allem was lebt, setzt nun die eigentliche Darstellung ein. Um von seiner Verzweiflung abgelenkt zu werden, versenkt sich Hyperion noch einmal in die Vergangenheit, und im Wiederdurchleben des alten Zusammenhanges wird er sich allmählich des Gesetzes des Lebens bewußt, daß das Ideal, wie es als Schönheit unter den Ruinen von Athen endgültig begraben liegt, im Leben nicht im Aufgehen in der Unendlichkeit liegt, sondern in der Erkenntnis der Notwendigkeit des Leidens: „Wert ist der Schmerz am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern und es ist kein anderer Gefährte denn er!“ — in der Erkenntnis, daß schließlich „eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt.“

Hölderlin löst sein Problem nicht, indem er zwischen den Eingang und das Ende eine vermittelnde Melodie legt, sondern indem er beide Themen parallel laufen läßt, und es ist seine Kunst, an die Höhepunkte des früheren Erlebens die Fortschritte des neuen Empfindens anzuknüpfen. Freilich wird Hyperion schon eher wissend, als die Vorgeschichte zu Ende erzählt wird,

und der verzahnende Schluß des Ganzen: „So dacht ich. Nächstens mehr!“ verleitete Hölderlins Freunde gar zur Erwartung eines dritten Bandes.

Die psychologische Entwickelung hat denselben Anlaß, wie die Schlußszene in Goethes Tasso:

Und laß es dann mich schmerzlich wiederholen,
Wie schön es war, was ich mir selbst verscherzte.

Es ist dionysisches Auskosten der Tiefen des Leides, bis zum Schrei des Schmerzes, „wenn der Mann zuletzt es nicht mehr trägt“, bis zum Gewinne einer neuen Lebensmöglichkeit aus der auf die Spitze getriebenen Leidenschaft: „So klammert sich der Schiffer endlich noch An jenen Fels, an dem er scheitern sollte.“ Und wie Tasso gegeben ward, zu sagen, was er leide, so wird auch Hyperion ein Priester der göttlichen Natur und „die dichterischen Tage“ keimen ihm schon.

In diesem stilistisch abgerundeten Werk finden sich keine metaphysischen Ausführungen mehr, trotzdem bleibt der Hintergrund ästhetisch. „Die Auflösung der Dissonanzen in einen gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.“ Die Metaphysik ist dieselbe, wie in der Jenaer Zeit. Die magische Idee der Liebe ist in seelische Zusammenhänge aufgelöst, und die seelische Richtung geht nicht mehr ins Unendliche, sondern auf die Einsicht in die Grenzen des Seins. Man könnte mit altertümlicher Terminologie sagen, daß Hölderlins frühere seraphinische Mystik, die das Individuum aus sich zum Unendlichen herausführt, cherubinisch geworden ist, so daß er das Unendliche als inneres Licht erblickt. An Stelle des pla-

tonischen Eros, der vorwärts treibt, tritt die Anamnesis, die rückschauend im Einzelnen das Unendliche sieht.

Diese Anamnesis, in der zugleich Erinnerung und produktives Denken ist, ist das Thema eines prosaischen Fragmentes, das zur Entstehung der endgültigen Hyperionfassung in Beziehung zu setzen ist.

Die Notwendigkeit, den Gehalt des Lebens vermittelst rückschauenden Wiederdurchlebens zu einer innerlich wirksamen Idee zu machen, erklärt das Wesen Hyperions als eines Eremiten.

Tiefer ist der Begriff des triebhaften Leidens erfaßt, der im Schicksalslied seinen schärfsten Ausdruck erhält, gewaltiger sind die Schauer der Erinnerung, und rührender der vergeistigte Schmerz, unendlicher die Melodie der Liebe. Scharf tritt Alabanda als der Apostel einer Freiheit, die sich selbst aufhebt, in Kontrast zu dem allmählichen Wachsen Hyperions. Der Hymnus auf die unerreichbare intellektuelle Anschauung, Hyperions Verherrlichung des Athenervolkes, in der Gedanken Winkelmanns und Hemsterhuys zusammentreten, die mit Herzblut geschriebene Diatribe auf die Deutschen, die Innigkeit der Naturstimmungen sind Zeugnisse eines gewaltigen inneren Wachsens:

Lieben Brüder, es wächst unsere Kunst vielleicht,
Da wie Jünglinge sie lange genug gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit.
Seid nur fromm wie der Grieche war.

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch, wie den Frost! Lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat!

Fast klingen diese letzten Worte wie eine Absage an Schiller, gegen dessen Einfluß er ja wohl die alte Form des Hyperion wieder aufgenommen hatte. Kein Zweifel, daß Diotimas Teilnahme dem Dichter die Ruhe gegeben hat, seinen Ideen nachzuhängen:

Du, die Großes zu sehen und froher die Götter zu singen
Schweigend wie sie mich einst stillebegeisternd gelehrt...

Die Geliebte war übrigens keineswegs damit einverstanden, daß die Diotima des Romanes als ein Opfer für Hyperion sterben sollte.

Er selbst findet in Stunden, wo er durch die äußeren Verhältnisse nicht zerstreut war, vor allem wohl in den Anfangszeiten seiner Liebe, daß auch der Selbstanalyse gegenüber sein Dämonium freundlich spricht. In einem reflektierenden Versuche wird er gewahr, daß ein Naturzustand der Einbildungskraft, den Kant in einer Art prästabilierter Harmonie zu der Gesetzmäßigkeit des Verstandes sah, doch nur ein bloßes Glück sei. Immer weiter also läßt der rein ästhetische, der musische Idealismus Hölderlins den Subjektivismus Fichtes hinter sich und bildet eine Harmonielehre aus, Shaftesbury ähnlich.

Recht eigentlichen Feierstunden seines Genius entspringen damals Bekenntnisse über dichterisches oder menschliches Sein in aphoristischer Form, die er in Reinschrift für sich oder Diotima niedergelegt zu haben scheint. Das stilistische Geheimnis des Künstlers, auch in der Leidenschaft stille Einfalt und edle Größe zu wahren, das er in der Tübinger Dissertation gelegentlich Sapphos bereits in Ansehung der Literatur aussprach, ist sein Thema, wenn er von der unendlichen Stufenleiter der

Begeisterungen spricht, auf der auf- und abzusteigen Beruf und Wonne des Dichters sei, und wenn er die Begeisterung des Dichters darin sieht, daß er niemals von sich selbst verlassen sei. Seine Erfahrung, die er bei der Komposition des Hyperion machte, in deren Anfängen er das Kind mit dem Bade ausschüttete, formuliert er in der Mahnung, daß der Dichter sich gewohnen müsse, nicht in den einzelnen Momenten das Ganze, das er vorhat, erreichen zu wollen und das augenblicklich Unvollständige zu ertragen, damit ihm schließlich die Früchte von selbst gereift in den Schoß fallen. Über rationalistische Bewertungen poetischer Motive stellt er sich mit der Erkenntnis, daß, wie der Irrtum im Ganzen eines Systems zur Wahrheit wird, auch das Unpoetische, von der Gunst des Augenblicks genial erfaßt, ins rechte Licht gerückt werden kann. Hypochondrischer Furcht sich von sich selber loszureißen begegnet er mit dem Ausruf: „Muß denn der Mensch an Gewandheit oder Kraft des Sinnes verlieren, was er an vielumfassendem Geiste gewinnt!“ Und Hyperions Preis der Schönheit, als der Mutter des, im Sinne Schillers ästhetischer Briefe einzigen Athenervolkes, der im objektiven Zusammenhang von Hyperions tragischer Läuterung als Schwärmerei erscheint, hat seinen subjektiven Ursprung in eigenstem Erleben. Schrieb er noch im Januar 1796 an den Freund Neuffer, daß er sich wohl gewöhnen müsse, daß er „der ewigen Schönheit mehr durch eigenes Streben und Wirken“ sich zu nähern suche, als daß er etwas, was ihr gleiche, vom Schicksal erwarte, so heißt es ein halbes Jahr später: „Ich bin in einer neuen Welt, ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse,

was schön und gut sei, aber seit ichs sehe, möcht ich lachen über all mein Wissen .... O sei glücklich, lieber Bruder, ohne Freude kann die ewige Schönheit in uns nicht recht gedeihen!" Dazu mahnt auch seine geheime Niederschrift: „Aus Freude mußt du das Reine verstehen .... Überhaupt sollte alles Erkennen vom Studium des Schönen anfangen, denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern." Im selben Satze aber schränkt er sich ein, stellt er ja damals im Hyperion doch die herbe Seite des doppelsinnigen Lebens dar und so vergißt er nicht der Schwärmerei und Leidenschaft, der „Andacht, die das Leben nicht berühren, nicht erkennen mag", der Verzweiflung, „wenn das Leben selber aus seiner Unendlichkeit hervorgeht". Wie das neue Selbstbewußtsein aber nun auch im praktischen Leben, das gerade in Frankfurt den Dichter so bedrückte, gesichert werden muß, so handeln weitere, vielleicht auch später geschriebene, Aphorismen, von der Distanz zwischen dem Vortrefflichen und dem „Inferieuren", dem Schöneren und dem Barbarischen; sie zu erkennen, wird seine Mahnung, und dies leidenschaftslos, denn „wir haben in uns ein Urbild alles Schönen, dem kein einzelner gleicht. Vor diesem wird der echt Vortreffliche sich beugen und die Demut lernen, die er in der Welt verlernt."

Der Hyperion ist in Prosa geschrieben, eine Prosa, die durch alle Entwickelungsstufen des Romanes hindurch den gleichen Stil zeigt, wenngleich die gedrängte Darstellung des Thaliafragmentes weniger Gelegenheit zur Entfaltung bietet, während die Jenaer Arbeit oft weitschweifender wird, ohne die Klangfarbe zu verlieren.

Die philosophischen Bruchstücke stehen dieser Sprache nahe.

Die Prosa Hölderlins offenbart sein geradezu mystisches Verhältnis zum gesprochenen Worte. Zeigt auch der Briefstil Hölderlins ein feinfühliges Zielen des Tones auf die Eigenart des Adressaten, so verhält die innere Delikatesse des Dichters vor dem idealen Publikum seines Kunstwerkes die Freiheit des Ausdrucks zu einer Blüten auf Blüten treibenden Schwellkraft, die unendliche Sehnsucht erregt. Die Konzepte zeigen, wie ihm im ersten Ansatz die Worte mühelos, wie auf Grund ererbter Anlage zuströmen, wie aber schon mitten im Satz häufige Varianten weniger den Vorstellungsgehalt verändern oder den Ausdruck klären, als daß durch Setzung von Synonymen der Dichter sich selbst bewußter zu vergegenwärtigen sucht, was er instinktiv erzeugt.

Die gefühlsgesättigte Prosa meidet in der Darstellung selbst die Verwendung direkt charakterisierender Ausdrücke und die Rätsel des Lebens lösen sich ihm im seligen Bilde lieber, als in der Ausführung konkreter Situationen. Das Gegenständliche wird zum Typus und seine Gestalten erscheinen in platonischem Sinne als Wesen, die in ihrer Körperhaftigkeit das Sein in der Idee nur trüben. Wo seine Phantasie den Eindruck der Gesamtheit verschieben könnte, läßt sein scharf ausgeprägtes Taktgefühl wirkungsvolle Motive wieder fallen; ein erhaltener Vorentwurf zu der Stelle, wo Hyperions Truppen zu plündern beginnen, zeigt die weitgehendste Einzelschilderung, die in der Schlußredaktion zu einer kurzen Andeutung zusammengefaßt

wird. Wie bei der Kompoſition der brieflichen Geſtändniſſe die Handlung ſelbſt in Stimmungsmalerei aufgelöſt wird, iſt das ganze Werk weniger ein Roman als ein Dithyrambus. Schon in den Hymnen „an die Unerkannte“, „an Lyda“, und der an Stäudlin gerichteten Elegie „Griechenland“ tritt, ähnlich wie in Goethes „Alexis und Dora“, eine Unterſchicht von Vorſtellungen oder Erlebniſſen ganz und gar in den Dienſt einer Augenblicksſtimmung des Dichters.

Wie nah Hölderlins Proſa dem Verſe ſteht, zeigt das Jenaer Experiment, ebenſo laſſen ſich andere Kapitel des Romanes und ganze Briefe zwanglos in Verſe umgießen. Der Anfang der älteren Faſſung des Empedokles geht aus flüchtiger Proſa von ſelbſt in Verſe über und bei einem Verſuch zu einer Ovidüberſetzung in Proſa gerät er unter dem Einfluß ſeines Textes ſogar in den Hexameter. So war der Dichter, wenn er während ſeiner proſaiſchen Betätigung lyriſche Dichtungen minderen Umfangs erzeugen wollte, und er nicht gerade jambiſche Epiſteln ſchrieb, auf Formen hingewieſen, in denen die Gewalt des Rhythmus zwingender zum Ausdruck kam als in den Reimſtrophen ſeiner bisherigen weithinleuchtenden Prunkgeſänge. Das Gedicht „Diotima“ iſt die letzte gereimte Hymne ſeines begeiſterten Stiles, deren Umarbeitung auf Schillers Wunſch kaum größere Konzentration des Lichtſtromes, der ſich hier ergießt, erzielte. Sein letztes ſtrophiſches Gedicht „Der Jüngling an die klugen Ratgeber“ verzichtet bereits auf die traditionelle Architektonik der Gedanken. Nach ein paar hauptſächlich ſchildernden Verſuchen in Hexametern,

im „Wanderer“ und den „Eichbäumen“, wendet er sich wieder ausschließlich zur Odenform. Die alkäischen und asklepiadeischen Metren verweben sich so vollständig mit Hölderlins weichfühlender Sprache, daß Klopstock neben ihm als tastender Schüler erscheint. Leidenschaft läutert sich hier zu schwebendem Maß, Schwermut beflügelt sich. Der oft jähe Wechsel der Stimmung strebt mit der Gesetzmäßigkeit von Ebbe und Flut nach auflösender Harmonie, und dieses innere Gleichgewicht sichert nicht nur die umfangreiche Ode, sondern den oft nur einstrophigen Aphorismus, den Hölderlin pflegte. In diese Dichtung gehört keine Philosophie mehr. Der Ausdruck ist von sinnfälliger Einfachheit, der den abgegriffensten Wendungen ursprünglichen Wert verleiht. Er kann seine nackte Seele nur mit den keuschesten Mitteln deuten und seine Natursymbolik hebt die Gegensätze des Seins und des Denkens auf. Man nennt Hölderlin einen Pantheisten, ohne zu erwägen, daß Pantheismus erst die begriffliche Versteinerung des dichterischen Triebes ist. In Hölderlins Oden ist die griechische Mythologie nicht mehr Ausdrucksmittel, wie bei Schiller, sondern Erlebnis geworden. Er übernimmt die mythischen Bilder vom Sonnenjüngling Apollo, und er bereichert die Dichtung um die Vorstellung vom Vater Äther, die aus der griechischen Naturphilosophie auch in Schellings Gedankenkreis überging. Er schilt die Dichter scheinheilig, die mit den Namen der Götter das Lied nur zieren und so erweckt dieser Romantiker in den Ausdrucksformen unserer Literatur ein Stück Griechheit, das unseren Klassikern fremd blieb. Neben den Gedichten, die Lust und Leid der Diotimaliebe entsprungen sind, sind seine Themata

Selbstbeobachtungen, die sich, ohne ausdrücklich darauf bezogen zu sein, wie das Schicksalslied, mit dem Lebenskreise Hyperions berühren:

Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger,
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

Aber neben der universellen Anschauung des Lebens, die der Hyperion und die Oden verkünden, reizt es den Dichter ferner, der alten Sehnsucht trotz seiner Reife gerecht zu werden, und der intellektuellen Anschauung greifbaren Ausdruck zu geben. Wie einst neben den idealisch strebenden Hymnen schrankenlose Melancholie im Gedichte „Griechenland" zu Worte kam, so tritt neben die geläuterte Resignation Hyperions ein Lied voll trunkenen Sterbeglückes.

Bald nach dem Erscheinen des ersten Hyperionbandes machte Hölderlin den „ganzen detaillierten", uns erhaltenen, Plan eines Trauerspieles, dessen Stoff ihn hinriß; es sollte „der Tod des Empedokles" heißen.

Der Charakter des Empedokles von Agrigent, des Begründers des Prinzipes vom Lieben und Hassen der Elemente und ihrer Vierzahl, erscheint in der neueren Wissenschaft als eine Mischung von Faust und Cagliostro. Diogenes von Laërte ist sein bekanntester Biograph gewesen. Als Arzt, Lehrer und Staatsmann seinen Mitbürgern überlegen, erscheint Empedokles als ein Wundertäter, als Dichter pantheistischer Philosopheme erhebt er sich im Einklang mit der Natur zum Gefühle

der Gottheit; er sagt es den Laien in folgenden merkwürdigen Versen:

O Freunde, die ihr die große Stadt
am gelben Akragas
Bewohnt, die Burg des Staats,
beflissen guter Werke,
Ich grüße euch; ich aber bin euch
ein unsterblicher Gott,
nicht mehr sterblich.
Ich wandle unter allen geehrt,
wie sichs gebührt,
mit Binden umgeben
und Blütenkränzen,
Mit denen in blühende Städte
ich kommen werde,
Geehrt von Männern und Frauen.

Sein Tod ist sagenhaft; es heißt, daß er, dem Volke den Glauben an seine Göttlichkeit zu erhalten, in den Krater des Ätna gesprungen sei, so daß seine sterblichen Reste den Augen der Welt entrückt würden. Aber der Ätna habe seine eisernen Sandalen wieder ausgespieen.

Diese Sage, in der sich das Griechentum bis zur Karikatur menschlich zeigt, und die Person ihres Trägers waren dem achtzehnten Jahrhundert interessant genug. Wieland schildert im Peregrinus Proteus ein ähnliches Schicksal, und der Stoff lag für Hölderlin am Wege. Ohne Einzelheiten oder gar Diogenes zu kennen, entzückt er sich an dem Motive des freiwilligen Sprunges in den lodernden Ätna. Wenn er an dem Problem, die ästhetische Anschauung aus Eigenem zu realisieren, verzweifeln mußte, bot sich hier ein Bild, den unendlichen

Progreß durch eine selbsterlösende Tat zu überwinden. Was er als Philosoph nicht vermochte, gewährte ihm die Dichtung. Empedokles ist dem Frankfurter Plane nach identisch mit dem zum Unendlichen strebenden, aber ans Endliche gebundenen Hyperion, hyperbolisch charakterisiert durch die Wendung: „ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, bloß weil sie besondere Verhältnisse sind . . .“

Das geplante Drama hat zunächst ein psychologisches Interesse. Deutlich tritt hervor, daß der Dichter die Analyse einer stufenweise reifenden Tat anstrebt. Denn Empedokles zieht sich auf einige äußere Veranlassung hin auf den Ätna zurück, wo eine immer entschiedenere „Devotion gegen die Natur“ nach kurzem Rückfall schließlich den längst dämmernden Entschluß in ihm reift, „durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinen.“ Die zufälligen Veranlassungen zu seinem Entschlusse fallen alsbald ganz für ihn weg, „und er betrachtet ihn als eine Notwendigkeit, die aus seinem innersten Wesen folge.“ Deutlich tritt hier eine Ergänzung zu der Psychologie im Hyperion hervor, der von Entschlüssen handelt, die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich sind, oder wo der Held, in Augenblicken der Verzweifelung, es Empedokles nicht gleich zu tun wagt, und wo die Reife in einem Verzicht auf Entschlüsse beruht.

Wichtiger aber ist der Ursprung dieses Entschlusses des Empedokles:

Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet . . .

Das Streben nach Selbstauflösung ist für den alternden Goethe ein wohl zu behütendes Mysterium, in dessen Betrachtung sich seine olympische Heiterkeit tiefer genießt. Hölderlins Stimmung verwandter, bildete Goethe im Mannsalter Jugenderfahrungen nach:

Süß ist jede Verschwendung, o laß mich der Schönsten genießen.
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?

So verhält sich die Weisheit der Perser, die den alten Goethe anregte, zur quellenderen Mystik der Inder. Wir stehen in der Zeit, wo der deutsche Geist für die romantischen Beziehungen um Indien empfänglich wird. Schopenhauers Philosophie kündigt sich an.

Das Zusammenspiel so auseinanderstrebender Motive ist typisch für das Erleben des Genius in Zeiten, da eine große, aber unerreichbare Liebe eine völlige Umarbeitung und Vertiefung des Künstlers, — anstatt eines stillen Glückes die Fülle des Lebens hervorruft. So erwächst unter dem Gestirn Charlottes das Bild Tassos als des dionysischen Genies neben dem Bilde Wilhelm Meisters als eines zu neuen Entwickelungsmöglichkeiten Gebildeten. So unter dem Gestirne Mathildes, das Liebespaar Wagners, das in des Weltatems wehendem All versinkt, neben der reifen Meisterschaft Hans Sachsens.

Solches Erleben konnte auch durch die Zuspitzung der äußeren Verhältnisse nicht mehr verwischt werden:

Heilig Wesen, gestört hab ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren
Tiefern Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir . . .

Wie auch die Weltdame im Einklange mit dem dichterischen Geiste an Tiefe gewann, so durfte die sinnliche Trennung keinen inneren Einfluß auf das Lebensideal des Liebenden erhalten:

O laßt uns scheiden, ehe Torheit uns
Und Alter scheidet, sind wir doch gewarnt
Und eines bleiben, die zu rechter Zeit
Aus eigner Kraft die Trennungsstunde wählten....

So scheidet Hölderlin in dem Gefühle, daß das Leben, das er von nun ab lebt, der Geliebten geheiligt sei. Was er auch immer mit sich durchzumachen hat, darf dieser Höhen nicht mehr unwürdig werden. Er rettet sich in die Taunusfluren Homburgs. Ein jüngerer Diplomat am Hofe des dortigen Landgrafen, Isaak von Sinclair, hatte sich als Student in Jena begeistert an Hölderlin gehängt. Er hatte ihn danach den Gontards empfohlen und die Beziehungen waren in den Frankfurter Jahren überaus herzlich geworden. Er war selbst philosophisch und literarisch tätig. Nun freute er sich Hölderlins persönliche Anregungen wenigstens äußerlich vergelten zu können und er beeinflußt von jetzt ab sein Geschick mit brüderlicher Teilnahme. Der wehmütig heitere Freund muß ihn auf den Rastätter Kongreß begleiten, wo er den Pulsschlag der Weltgeschichte zu fühlen Gelegenheit bekommt, und wo er in anregendem internationalen Kreise geben und nehmen darf. Zum Winter wieder daheim, wird er von Gallenkoliken geplagt, die ihn im Arbeiten stören, worüber er gern zu klagen Anlaß nimmt. Über das Vergangene jedoch schweigen seine Briefe; ihr Ton ist der des gehaltenen Fortschreitenden; so schreibt er dem Bruder: „O Lieber, wann wird man

unter uns erkennen, daß die höchste Kraft in ihrer Äußerung zugleich auch die bescheidenste ist, und daß das Göttliche, wenn es hervorgeht, niemals ohne eine gewisse Trauer und Demut sein kann?"

Damals entstehen Oden voll seltsam stiller Lebensheiligung. Die Natur ist nicht mehr überliefertes Ideal; Blumen und säuselnde Haine, das Rauschen der Quellen und der Liebesatem des Äthers, die Elemente, mit denen er seinen Hyperion und Empedokles sich auseinandersetzen läßt, verbinden sich für ihn selber zu festen Bildern. In Schilderungen Heidelbergs und der Neckarlandschaft und in seinen Abendstimmungen sucht die hinsterbende Sehnsucht mit sanften Hoffnungen sich zu trösten. So entsteht hier ein Höhepunkt der deutschen Odendichtung. Er widerruft seine Absage an die Deutschen, die er im Zusammenhange des Romans so unterstreichen mußte, und preist im feiernden Liede den Tod fürs Vaterland. Wenn die alten Wunden von neuem aufbrechen wollen, bespricht er sie mit der Größe seiner Künstlerseele. Als er der Geliebten den abgeschlossenen Hyperion übersendet, schleudern ihn die ersten Widmungsworte mit ihrer Erinnerung an seelenvolle Tage in verzweifelte Tiefen des Affektes, in denen er sogar mit dem Selbstmordgedanken spielt. Das Briefblatt wurde nicht zu Ende geschrieben; später schrieb er dahinter:

Reines Herzens zu sein
Das ist das Höchste,
Was Weise ersannen,
Weisere taten.

So zeigt die über alles schöne Elegie „Menons Klage um Diotima“ anfangs zwar wieder die Unraſt des gehetzten Hyperion:

. . . . So flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag ſonſt ſicher im Dunkeln geruht,
Aber nimmer erquickt ſein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und ſchlummerlos treibt es der Stachel umher.

Aber dieſe Verzweiflung iſt doch gemildert. Menon iſt der Künſtler, Hölderlin ſelbſt, und ſo trägt ihn Ergebung im Glauben auf den Triumph und die Hoffnung der Wiederbegegnung „auf tauender Inſel“,

Wo die Geſänge wahr und länger die Frühlinge ſchön ſind
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt.

Dem gleichmäßigen Fortſchreiten des Lyrikers ſtehen jedoch damals gewaltige Konflikte auf dem Gebiete der übrigen Möglichkeiten ſeines Geiſtes gegenüber. Vorausgeſchickt werde das Zeugnis einer großen Selbſtbeſinnung des Dichters auf philoſophiſchem Gebiete. Die Aphorismen der Frankfurter Zeit gewinnen nun eine ſyſtematiſch-begrifflichere Form. Das große Glück des reinen dichteriſchen Seins wird in ſeine einzelnen Beſtandteile auseinandergelegt. Damals ſchreibt er Neuffer, daß Künſtler und Kunſt ſein Thema wären. Eine Reihe von Monaten ſpäter berichtet er Schelling, daß ſein Problem in dieſer Zeit geweſen wäre, daß das ſtoffloſe Genie nicht ohne Erfahrung und die ſeelloſe Erfahrung nicht ohne Genie beſtehen könne.

Iſt hier die Beziehung zu ſeinem eigenen Erleben deutlich, ſo zeigt dieſe Faſſung ſeines Problemes, in der

ein Satz durch seine Umkehrung aufgehoben wird, die alte dialektische Methode, durch Setzung des Widerspruches das Individuelle abzugrenzen; wiederum hebt er die Individualität auf und setzt sie im Spiegel eines Ganzen, um auch diesen Begriff noch dialektisch zu überbieten, wenn er sagt, daß Genie und Erfahrung „die Notwendigkeit in sich haben, sich zu bilden und durch Urteil und Kunst sich zu konstituieren, sich zusammen zu ordnen zu einem belebten, harmonisch-wechselnden Ganzen, daß endlich die organisierende Kunst und der Bildungstrieb, aus dem sie hervorgeht, auch nicht bestehen können, und nicht einmal denkbar sind ohne ihr inneres Element, die natürliche Anlage, das Genie, und ohne ihr äußeres, die Erfahrung und das historische Lernen."

Die Urbanität, mit der Hölderlin als Briefschreiber und im persönlichen Verkehr sich mit Partnern in Wechselwirkung zu setzen weiß, die fließende Art zu charakterisieren, nach der das Streben des Empedokles im Frankfurter Plan sich selbst übertrifft, wenn er „auch in wirklich schönen Verhältnissen" unbefriedigt bleibt, „eben weil sie besondere Verhältnisse sind", sollte jetzt zu einem über gelegentliche Ansätze hinausführenden System, zu einer Darstellung der „Hyperbel aller Hyperbeln", gelangen. Die Anwendung der unendlichen Reihe auf konkrete Gebiete scheint ihm durch Fichtes Naturrecht nahegelegt worden zu sein, zu dem er schon in Frankfurt eine eigene Parallele gefunden hat. Der Fichteschen Methode, die das Wesen des absoluten Subjektes vermittelst eines im Subjekte mitgesetzten Objektes ergründete, hatte sich mittlerweile Schelling wieder unbewußt soweit entfremdet, daß Subjekt und Objekt für ihn im Indifferenten zu-

sammenfallen, und aus dem Zusammenspiel von Differenz und Indifferenz eine Totalität erwüchse, ein „x", das freilich nur aus unendlicher Approximation darauf zu entstehen kann, „und nur in unserm ewigen Bestreben es zu bestimmen findet die Welt ihre Fortdauer." So berührte sich Schelling, seit er mit den Anmerkungen zum Idealismus der Wissenschaftslehre ins Gebiet der genetischen Philosophie durchgebrochen war, in seinen „Ideen" und der Schrift von der Weltseele wieder mit Hölderlins altem Standpunkte. Schellings philosophische Fruchtbarkeit mußte Hölderlin reiches terminologisches Rüstzeug bringen, und Hölderlins Niederschriften sind voll von Schellingischen Wendungen über das Wesen der Organisation und der Identität, ohne daß Hölderlins Gedankenarbeit dadurch unselbständig wird.

Denn bei gleicher Methode war sich Hölderlin der Verschiedenheit ihrer Gebiete wohl bewußt. Schelling suchte damals den Proteus der Natur, der unter veränderter Gestalt immer wiederkehrt, zu fesseln; die Aufgabe, auch die Kunst seinem Weltbild einzuverleiben, erwuchs ihm erst später aus dialektischer Weiterentwickelung. Hölderlin wurde das künstlerische Ringen mit dem spröden Stoffe selbst zum Ausgangspunkte. Trotzdem fühlt er sich vor Schellings vermeintlicher Umfassenheit befangen auf seinem „beschränkteren Gesichtspunkte". Für die Forderung, daß Kunst „Dokument und Organon der Philosophie" sein müsse, war er zu bescheiden.

Schellings Art, die Materie in drei „Potenzen" auseinanderzulegen, so daß, „in welcher Potenz sie auch erscheine, sie doch immer und notwendig als das Ganze

erscheine," spiegelt sich in einem Aphorismus über die Dichtungsformen und ihre innere Beziehung zu einem dichterischen Ideal: „Der tragische Dichter tut wohl, den lyrischen, der lyrische den epischen, der epische den tragischen zu studieren. Denn im tragischen liegt die Vollendung des epischen, im epischen die Vollendung des lyrischen; denn wenn schon die Vollendung von allen ein vermischter Ausdruck von allen ist, so ist doch eine der drei Seiten in jedem die hervorstechendste."

Wie hier der Dichtung in allen ihren Formen organische Relationen untergelegt werden, wendet er sich zu einer großen Untersuchung über das Wesen der Poesie überhaupt, „sofern sie lebendige Kunst ist, und zugleich aus Genie und Erfahrung und Reflexion hervorgeht, und idealisch und systematisch und individuell ist." Ein großer Aufsatz gehört zweifellos in diesen Zusammenhang, der nach seiner gelegentlichen Äußerung „über Bildung, Bildungstrieb und Humanität" heißen kann. Er legt die Verfahrungsweise des poetischen Geistes auseinander, sofern die Gegensätze von Stoff und Darstellung „hyperbolisch" in der „Bedeutung" des Gedichtes geeint werden. Die Bedeutung — Empfindung oder intellektuelle Anschauung oder Zweck — ist also, modern gesagt, die dichterische Tendenz. In der Bedeutung jedoch darf sich die dichterische Betätigung nicht erschöpfen, denn das Problem der Dichtung, die Bewältigung des Stoffes bedarf, damit der Dichter, ohne maniriert zu werden, Herr seiner Schöpfung bleibe, zu seiner Lösung einer Beziehung zur Idee des Lebens. Wie der Dichter wiederum vor der Unendlichkeit des Lebens durch unendliches Verhalten einseitig würde,

erreicht er dieses nur durch Versicherung seiner eigenen poetischen Individualität. Sofort erweitert sich das Problem des Dichters zu dem jeglicher Humanität überhaupt. Wie Schelling, in seinen Grundsätzen der Dynamik, den Geist den steten Wechsel enden läßt, daß dieser frei, wie er ist, zu sich selbst zurückkehrt, und damit zugleich dem Produkt, das ihn gefesselt hielt, Selbstdasein und Unabhängigkeit gibt, so kennt auch Hölderlin eine Loslösung des Kunstwerkes als eines Ganzen mit Eigenleben. Und, objektiver als Fichte, formuliert er das freie Verhalten des Schöpfers also: „Setze dich aus freier Wahl in harmonische Entgegensetzung mit einer äußeren Sphäre, so wie du in dir selber in harmonischer Entgegensetzung bist von Natur, aber unerkannterweise, solange du in dir selbst bleibst." Wie so für die Humanität überhaupt die Frage gelöst wird, sollte der Fortschritt des Aufsatzes die Konsequenzen für den Dichter ziehen. Ehe er aber recht für das Setzen in Freiheit die Möglichkeit aus einer schönen, heiligen, göttlichen Empfindung hergeleitet hat, mit einer Kritik aller einseitigen Zustände, zu denen er auch die intellektuelle Anschauung und ihr mythisch-bildliches Subjekt-Objekt rechnet, — ehe er diese getrennten nun zu dem einen sich in sich selbst Unterscheidenden ausbaut, bricht der Aufsatz ab.

Schillers Ansätze, vermittelst der Begriffe von Stoff-, Form- und Spieltrieb das Kunstwerk über seine Wirkung hinaus als Organisation und Symbol einer dichterischen Individualität zu fassen, sind hier zu großartigen Gesamtanschauungen von Kunstwerk, künstlerischem Stil und Takt überhaupt als Individuation

des Alleinen abgerundet. Diese Anwendung metaphysischer Spekulation auf das Gebiet der Poesie ist Hölderlin mit einem anderen von Schiller beeinflußten Geiste gemeinsam. Wenige Monate später erschien Wilhelm von Humboldts Versuch über Goethes Herrmann und Dorothea. Von Hölderlin sicher gekannt, hatten bereits seine Horenaufsätze die realen Funktionen des Idealen auf künstlerisch-physiologischen Gebieten grundlegend verfolgt. Auch Humboldt geht im Sinne Fichtes von der Einbildungskraft als einer produktiven Einheit aus, auch er lebt früher als Schelling in ästhetischen Anschauungen, und fußt bodenständiger in der „Elementarästhetik" als jener. Auch Humboldt verfolgt stets zwei entgegengesetzte Wege, wie in Eros und Anamnesis, das Individuelle dem Ganzen entgegenzusetzen, und man könnte den Inhalt von Hölderlins Versuch auch so zusammenfassen, wie Humboldt die Tätigkeit des Dichters: „Den wirklichen Gegenstand nur gleichsam zum Spiel in ein Objekt der Phantasie zu verwandeln, fängt er an und hört damit auf, das größeste und schwerste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung aufgegeben ist, sich und die Außenwelt um ihn her auf das innigste miteinander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen, dann aber als einen frei und selbstorganisierten wieder zurückzugeben, auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen. Denn den ganzen Stoff, den ihm die Beobachtung darreicht, organisiert er zu einer idealischen Form für die Einbildungskraft, und die Welt um ihn her erscheint ihm nicht anders, als wie ein durchgängig individuelles, lebendiges, har-

monisches, nirgends beschränktes noch abhängiges, nur sich selbst genügendes Ganzes mannigfaltiger Formen. So hat er seine eigne innerste und beste Natur in sie übertragen und sie zu einem Wesen gemacht, mit dem er nun vollkommen zu sympathisieren vermag."

Der Verlauf des Aufsatzes bringt Hölderlin auf die Formel eines Verbindungsmittels zwischen Geist und Zeichen. Gegen Ende des Aufsatzes offenbart sich ihm eine Analogie zu der dreifachen Wurzel der Idealisierung im dichterischen Sein mit der Sprache, und in einer Anmerkung zu seinem Haupttext schweift Hölderlin zu einem „Wink für die Darstellung und Sprache" ab, um ein untrügliches Kriterium festzulegen für die metaphysische Übereinstimmung des dichterischen Stiles mit der Individualität des Dichters. Wie das dichterische Gebilde ein Untergang des Stoffes in der poetischen Individualität ist, so wird bildlicher auch die Sprache als eine Beziehung aufgefaßt: „So wie die Erkenntnis die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntnis." Sie wird aus einem bloßen Notprodukte zersetzender Reflexion zum Kunstwerk, „sie gibt dem Herzen alles wieder, was sie ihm nahm, sie ist belebende Kunst, wie sie zuvor vergeistigte Kunst war, und mit einem Zauberschlage um den andern ruft sie das verlorene Leben schöner hervor, bis es wieder so ganz sich fühlt, wie es sich ursprünglich fühlte."

Hegels Phänomenologie setzt eine Sprache der Andacht, auf religiöser Stufe des Geistes, der Sprache der Zerrissenheit im Zustande der Reflexion gegenüber. Zurzeit als Hölderlin diese Gedanken faßte, mag Hegel wohl

das Problem der Sprache nur im Zusammenhang seiner theologischen Versuche geläufig gewesen sein. Einer der tiefsten Gedankengänge Hegels, der ähnlich auch in Hölderlins Aphorismen zum Ausdruck kam, gipfelt in dem Worte: „Über Göttliches kann man nur in der Begeisterung sprechen." Schon Lichtenberg sucht den Sinn der Worte nicht aus dem Ton, sondern dem Zusammenhang zu begreifen und spricht von der Notwendigkeit, die Worte philosophisch zu deklinieren. Klopstocks Bemühungen um die Sprache gehören hierher. Kant betont, daß keine Sprache das Ideal erfassen könne, und sein Ausspruch von der Chiffernschrift der Natur als dem harmonisierenden Symbol von sinnlichem und geistigem ist an den großen Erotikern der Philosophie von Plato bis zu den deutschen Klassikern und Humboldt verfolgt worden. Auch Hölderlin gehört in diese Reihe, wenn er bereits als Stiftler seiner Hymne an die Schönheit Kants Wort zum Motto gegeben hatte. Als Humboldt seine Spekulationen anfangs des neunzehnten Jahrhunderts publizierte, hatte er sie sich mit Hilfe von Schellings Terminologie verdeutlicht und berührte sich mit den großen sprachphilosophischen Strömungen der Romantik, die von Harris Untersuchungen über das Transitorische ausgehend, mit den Namen A. W. Schlegels und Bernhardys verknüpft sind, und deren Bedeutung für das XIX. Jahrhundert keiner Hinweise bedarf. Wie ein Gedanke Hölderlins klingt A. W. Schlegels zwei Jahre später geschriebenes Wort, daß die Sprache eine Allegorie auf die durchgängige Wechselwirkung werde, oder aus einem noch höheren Gesichtspunkt betrachtet, der Identität aller Dinge. Wiederum beschreitet Höl-

derlin vor diesen einen eigenen Weg, indem er eine Dynamik der transitorischsten Kunstform entwickelt. In der Tat konnte Hölderlin, zu Schelling, betonen, in seinem Gebiete unverbrauchte Ansichten produziert zu haben.

Es gehört einige Überwindung dazu, sich, um ein Wort Körners gegen Schiller zu gebrauchen, vor den schauerlichen Tiefen der Metaphysik überhaupt nicht zurückschrecken zu lassen. Aber mehr als andere zeitgenössische Arbeiten verlangen Hölderlins philosophische Versuche ein Aufgehen in dem dialektischen Dreitakt wegen eines Mangels an begrifflichen Definitionen, bei nicht immer einheitlich durchgeführter, sondern erst beim Niederschreiben entstehender Terminologie; so kann der Sinn des Ganzen erst durch ein Studium der verwandten Autoren näher gerückt werden, und man hat die äußerlich nervös hingewühlten Konzepte oft kurzerhand als Wahnsinnsprodukte bezeichnen mögen. Vor allem schwelgt Hölderlin in grotesken Wortkompositionen, in denen das paradoxe Schema der logischen Identität zum Ausdruck kommt. Begnügen sich seine Mitstrebenden mit der Komposition der Grundbegriffe, einer intellektuellen Anschauung oder eines Subjekts-Objekts, so wird das gleiche Prinzip bei Hölderlin auch auf die Potenzen angewendet: das Geistigsinnliche, das Formalmaterielle des Gedichtes, das harmonisch Entgegengesetzte, das harmonisch Entgegensetzende, das Idealisch-Charakteristische. Daneben stört die später von Hegel so künstlich gehandhabte, auch schon vom jungen Schelling gelegentlich verwendete Abstufung des Absoluten durch Präpositionen, in Wendungen wie an sich und für

sich. Der Satzbau ist von jener abgezirkelten Eleganz, die auch die Romantiker an Schillers philosophischem Stile tadelten, wo der Gedanke sich am Schema des logischen Einschlags häufig genug ohne Anschauungen forttastet und in ein bloßes Jonglieren mit Begriffen ausartet. Eng damit zusammen hängt eine gewisse Zwangsmäßigkeit, Alles sagen zu müssen, und den Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen totzuhetzen, eine übermäßige, oft scheinbar ermüdete Vollständigkeit im Kombinieren von Möglichkeiten, wo der gesammelte Verstand mit einem schlagkräftigen Begriffe endlose Gedankenreihen hätte begrenzen sollen. Hölderlins Aufsätze sind das Unsinnlichste, was die spekulative Periode hervorgebracht hat. Aber, wenn der Autor seine Gedanken mit fliegender Hast auf das Papier wirft, wenn er die Umformung des Ausdrucks, die in den dichterischen Konzepten als Variantenfülle erscheint, hier unter der Fülle von Synonymen vergißt, endlose und doch gelenkig gegliederte Vordersätze kurze Nachsätze einleiten, und das ganze vom Pathos der Anaphora durchklungen wird, so offenbart sich hier die Gehobenheit des Entdeckers neuer Gebiete mit einer eigenen künstlerischen Form, die von Schellingischen Prätensionen ebensosehr absticht, wie von Hegels Bohrarbeit und Humboldts etwas nüchterner Lichtheit. In ihrer ausladenden Unerschöpflichkeit trägt diese Prosa die Farbe der Jugendhymnen. Es spricht die Begeisterung einer Zeit daraus, die sich bewußt wird, in der Philosophie nicht ein Mittel zur Vollendung des Lebens zu besitzen, sondern im Philosophieren die Vollendung selbst zu erleben.

Und doch erscheint ihm eine derartige philosophische Betätigung nur als ein Hospital, in das sich verunglückte Poeten retten könnten; vor allem sucht er seit seinem Übergang aus Frankfurt, der „süßen Heimat der Musen“ getreu, ein neues größeres Werk zu schaffen. — Vom Empedoklesstoffe war nicht mehr loszukommen. Freilich durfte der in der Pflicht entsagender Liebe stehende Dichter nicht mehr „des Herzens Üppigkeit“ huldigen, in der Empedokles in den Ätna springt:

So schmelzt im Weine Perlen der Übermut
Der Königin und mochte sie! Hättest du
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter,
Hin in den gährenden Kelch geopfert.

Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getöteter!
Und folgen möcht ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden!

Deshalb wandelt sich das Thema vom geheimnisvollen Tode des Empedokles. — „Frage nicht, erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und hat doch keine Seele schuld daran!“ So spricht Diotima, in der nach Hyperions Weggang die Lebensflamme in dem Maße höher glüht, als sie sich entmaterialisiert fühlt; sie nimmt den Tod als ein Verhängnis des Schicksals auf, gehoben von dem Gedanken „wir sterben um zu leben“. Den Widerstreit der persönlichen Neigungen mit den höheren Mächten des Schicksals identisch werden zu lassen, ist auch die neue Fassung der Lebensidee, in der sich der Homburger Empedokles auswächst.

Wie angedeutet war Hegel durch Vermittelung

Hölderlins mit Beginn des Jahres 1797 als Hauslehrer nach Frankfurt gekommen. Hegel erschien dem Freunde weniger munter, in sich gekehrter als vormals. Nach seinem Abgang vom Stifte Hofmeister in der Schweiz geworden, begann er an der Hand der kantischen Religionsschrift damals seine tiefbohrende Kritik der christlichen Religion. Er suchte die Berichte über Jesus vom Standpunkte der Vernunft aus zu erschöpfen und die Offenbarung der christlichen Religion als einen historischen Prozeß im Anschluß an die Religiosität Christi aufzulösen. Hatte aber die alte Liebesphilosophie der Schwaben Kants moralischem Rigorismus sonst nirgend eine bleibende Stätte gewährt, so durchdringt in Frankfurt auch Hegel sein altes Thema neu vom Standpunkte eines mystischen Pantheismus. War dessen begriffliche Fassung Hegel von dem Fichte entwachsenden Schelling vermittelt, und bildete dieser alsbald eine neue Terminologie aus, so hatte Hölderlin bereits einen festen spekulativen Besitz. Kein Zweifel, daß beide Freunde freundschaftlich symphilosophierten und daß ihr Thema die Grundlinie von Hegels späteren Niederschriften war. Hegels Ableitung des historischen Problems berührt sich mit Hölderlins Auflösung des Absoluten in einem Progreß. Freilich wird sich die Frage, ob der Philosoph mehr dem Dichter gegeben hat, oder umgekehrt, kaum sicher lösen lassen. In Hegels Fragmenten wird an Stelle des juristischen Dogmas von der Strafgerechtigkeit Gottes und der Sühnung der Erbsünde durch Christi stellvertretendes Leiden, auf dem auch Kant fußte, ein neuer Zusammenhang gesetzt. insofern das Individuum das Leben, das es sich durch

Schuld verfeindet hat, durch Rückfinden zu sich selbst versöhnt. Hier tritt die alte Liebesphilosophie wieder klar zu Tage. Aber wie Herder bereits die Identität von Venus und Nemesis bei den Alten aufdeckte, so erscheint auch bei Hegel das Absolute nunmehr unter dem Begriffe des Schicksals, und die griechische Tragödie dürfte ihm die Beziehungen zwischen dem Schicksal und dem Individuum näher gebracht haben. Wenn büßend das Individuum sich selbst über das Schicksal erheben kann, ist doch in diesen Zusammenhang auch die schöne Seele gestellt, die gerade durch ihre Schuldlosigkeit dem Schicksal aufs höchste schuldig wird. Ein formal recht unplastischer Versuch Hölderlins „über den Begriff der Strafe" sucht sich mit dem ersten Teile von Hegels Problem abzufinden; und Hölderlins Motto dazu hat den gleichen Sinn wie die in Hegels Phänomenologie zitierten Worte der Antigone: „Leidend anerkennen wir, daß wir gefehlt." Zweifellos wurde das Problem der schönen Seele schon in Frankfurt verhandelt, vielleicht boten Goethes „Bekenntnisse" dazu Anlaß. Nun mußte aber auch an dem damaligen Plane des Empedokles der Mangel einer Schicksalsbeziehung zu Tage treten. Wenn also der Sprung in den Ätna für Empedokles schöne Seele „eine individuelle Flucht ins Leere" werden mußte, dann mußte zugleich sein Tod sich von einem Hintergrunde abheben. Jesu Tod, mit dem erst die verständnislose Masse gläubig wird, tritt hier in Parallele.

Auch Goethes Egmont erscheint hier verwandt, sofern ein schrankenloser Genius durch seinen — nicht so sehr Leichtsinn, als Hang sich selbst getreu zu bleiben und

das Schicksal zu ignorieren, sein eigenes Verderben beruft. Wiederum wird dieses Leiden des Einzelnen, in der Apotheose, durch Klärchen als den Geist der Freiheit mit dem Schicksal seines Volkes verknüpft. Egmonts Tod wird ein Opfer für sein Volk: „Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein es ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an!"

Die sterbende Diotima weiß, daß das Wort vom lebendigen Olymp, das in ihr von Hyperion angezündet ist, nach ihrem Tode von Hyperion zur Reife gebracht wird. Der Opfertod als Siegel für die künftige Gläubigkeit des Volkes von Agrigent ist auch das Grundmotiv der Homburger Empedoklesarbeit.

Neben der Kritik der Idee bedurfte auch der Frankfurter Plan auf seinen dramatischen Ausbau hin einer Kritik. Dort war ein Fehler, daß Empedokles zuerst unter den Agrigentinern, dann zurückgezogen auf dem Ätna gezeigt wird, um wieder zu den Agrigentinern zurückzukehren und noch einmal sich zum Ätna zu retten. Das neue Drama beginnt mit einem ersten Erwachen des Empedokles auf dem Ätna. Neu ist sodann, daß Empedokles nicht aus eigenem Antrieb sich auf den Ätna zurückgezogen hat, sondern, entsprechender dem zum Leiden gedrängten Jesus Hegels, zu der Verbannung dorthin gezwungen worden ist. Die Neider des Frankfurter Planes verwandeln sich in die Person eines einzigen Gegners, genauer, entsprechend einem jener Zeit lieben Motive, in einen feindlichen Bruder, den König, dem die Beliebtheit des Empedokles beim Volke lästig war, und der die Gelegenheit gesucht hat, ihn zu verbannen.

Wie der Anlaß zu Jesu Schicksal „eine gutmütige Schwärmerei“ zum unwürdigen Volke wurde, so erkennt Empedokles leidend, was er gefehlt:

> Denn viel hab ich von Jugend auf gesündigt,
> Geliebt die Menschen ohne Maß, gedient
> Wie Wasser nur und Feuer blinder dient

Zugleich aber erkennt er eine neue Form des Seins:

> . . . vorbei
> Das menschliche Bekümmernis! Als wüchsen
> Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht. . . .

So ist Empedokles hier anfangs so weit, wie in der Mitte des alten Planes, er hat die „individuelle Flucht ins Leere“ vollzogen: er ist bereit, einem erlösenden Impulse zu folgen und sich dem Ätna zu überliefern. Eine zweite Szene mit dem Jünger Pausanias führt die Worte des früheren fünften Aktes aus: „Sein Liebling . . . wird von dem Geist und von den großen Bewegungen in dem Gemüte seines Meisters so sehr überwältigt, daß er dem Befehle desselben blindlings gehorcht und geht.“

Von hier ab mußte sich die neue geschichtsphilosophische Idee in Handlung umsetzen. Freilich gibt hier die Parallele zu dem undramatischen Leben Jesu zunächst für Hölderlins Drama keine weiteren Anhaltspunkte. Hier mußte die Erziehung der Gemeinde wirksamer gestaltet werden, als die geschichtliche Entwickelung des Urchristentumes motiviert war. Bei Hegel beruht der Fortschritt der Geschichte darauf, daß die Gemeinde, durch ihres Meisters vorzeitigen Tod enttäuscht, sich ihrerseits ins „unerfüllte Leben“ flüchtend,

den Stifter der Gemeinde zum Träger der Gottheit hypostasiert. Für Hölderlin war „die Flucht ins unerfüllte Leben" gewiß kein dramatisches Motiv; nicht passiv sollte Empedokles sein Volk erziehen, sondern, einmal seiner Mission bewußt, mußte Empedokles seinen Tod als „idealische Tat" auch selbst beweisen, er mußte selber sich noch mit seinem Volke auseinandersetzen. Diese Notwendigkeit veranlaßt Hölderlin inmitten seiner Ausarbeitung zu einer theoretischen Erwägung.

In einem Aufsatze „Grund zum Empedokles" entwickelt er die Voraussetzungen für Empedokles idealisches Handeln. Wie Hegel das Leben Jesu aus der Kontrastierung des religiösen Genies zu dem erstarrten jüdischen Volkstum ableitet, so kontrastiert er seinen „zum Dichter geborenen" Empedokles, mit den gewaltigen Entgegensetzungen, in denen Natur und Kunst seines Vaterlandes standen, wo Himmelsglut und üppige Natur in den Agrigentinern Maßlosigkeit, anarchische Verwilderung und freigeisterigen Negationsgeist erzeugt hatten. Und eben diese Idee des Schicksals, die Hegels Jesus in der konsequenten Durchführung seiner seelischen Schönheit zu Tode kommen läßt, wird von Hölderlin durchgeführt, indem der, von Schelling gebrauchte, Begriff des Absoluten als Geist mit Herderischer Terminologie zum „Geist der Zeit" erweitert wird. Dieser Geist verlangte nicht Gesang, nicht eigentliche Tat, sondern ein Opfer in einer tragischen Gestalt, d. h. eine Person, die scheinbar das Schicksal auflöst, die sich aber doch in dem Grade aufhebt, als sie nicht allgemein giltig ist, „so daß derjenige, der scheinbar das Schicksal am vollständigsten löst, auch sich am meisten in

seiner Vergänglichkeit und im Fortschritte seiner Versuche am auffallendsten als Opfer darstellt." Hyperions unerfüllte Sehnsucht, sich im All aufzulösen, und die Problematik des Frankfurter Planes, sofern dem Empedokles keine Lage genügt, werden hier als Opfer des Schicksals hingestellt, die niemals zum idealen Ziele ihrer Sehnsucht kommen dürfen, da so „das Allgemeine im Leben sich verlöre ... und das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe, und die nun in einer idealischen Tat untergehen muß, um die Extreme des Schicksals um so inniger zu versöhnen." Ist so ein Weg über den persönlichen Gesichtskreis Hyperions und des Frankfurter Empedokles hinaus ins Universalhistorische gewiesen, so kommen für das Problem der Erlösung eines dekadenten Volkes auch Herders „Briefe" zu Hilfe, nachdem die in Herders „Tithon und Aurora" vorgetragene Periodizität Hölderlin schon früh geläufig war: „Eine Gemeinheit ohne Gemeingeist kranket und erstirbt. ... Daß aber durch dieses schleichende Fieber eine neue Gesundheit, wenn gleich auf Kosten leidender oder abgestorbener Glieder bereitet werde, dies ist ein des großen Leibniz würdiger Gedanke. Das menschliche Geschlecht ist ein Phönix; auch in seinen Gliedern, ganzen Nationen, verjünget es sich und stehet aus der Asche wieder auf." Hier ist eine weitere Quelle Herderischer Gedanken für die geschichtsphilosophischen Anschauungen der schwäbischen Freunde.

In ähnlich schwieriger Sprache wie zuvor, die dem Kantisch-Schellingischen Wortschatze nahesteht, wird hier der geschichtliche Prozeß aus den Extremen des Organischen und Aorgischen konstruiert, aus deren ursprüng-

licher Gebundenheit sich in der seit der Vorrede zum Thaliafragment hergebrachten Weise Trennung entwickelt, die mit um so innigerer Vereinigung abschließt. Unerhört tiefsinnig ist hier die Beziehung, in die das Tragische und das Historische gesetzt ist.

Die Individualisierung des Schicksals in Empedokles führt der Aufsatz aus, er versagt, wo es gilt die dramatischen Vehikel auseinanderzulegen. Vor allem sucht Hölderlin nach einem zusammenfassenden Motiv der Vorfabel, das zweideutig genug ist, um Empedokles ebensosehr metaphysisch schuldig wie sinnlich gerechtfertigt sein zu lassen. Hingewiesen wird noch auf die Person eines „Gegners", — „seine Tugend ist der Verstand, seine Göttin die Notwendigkeit".

In einer Skizze, die handschriftlich unmittelbar dem Aufsatz folgt, wird jedoch das Wesen des Gegners als in seiner Art vollendet dargestellt. Dieser sucht, gemäß der Formulierung der Frankfurter Aphorismen, sich an Empedokles als an einem Inferioren zu fühlen, und bereut, da ihm sein Widerspiel zu fehlen beginnt, dessen Verbannung. Die Wandlung des Gegners hätte einen zweiten Akt ausfüllen sollen. Die Andeutungen für den ersten dagegen zeigen, daß Hölderlin den Monolog des Empedokles und die Szene mit Pausanias festhalten wollte, sodann aber einen Greis einführt, der Empedokles Vorhaben, durch eine Flucht ins Unendliche die Götter zu versuchen, verurteilt und rechtfertigende Worte desselben hervorruft. Eine zweite Skizze gibt die alte Linienführung, nach der der „Gegner", — zuvor Archon, jetzt der König genannt, — das ebenfalls reuige Volk dem Empedokles auf den Ätna

hätte nachführen sollen, auf. Im Zwiegespräch mit dem Greise in der Berechtigung seines Todes bestärkt, kehrt Empedokles jetzt selbst vom Ätna nach Agrigent zurück; in einer gewaltig geplanten Szene mahnt Empedokles den König, den brüderlichen Gegensatz im Hinblick auf die gemeinsame Mutter zu vergessen und ihm zu huldigen. Vergebens. Hier ist die Peripetie des Stückes. Hölderlin bezeichnet sie mit einem Strich im Konzept nnd notiert selbst in der Art, wie er Schiller gegenüber später die Kosinskiszene als „Mitte" des Räuberdramas entdeckt, „Ubergang vom Subjektiven zum Objektiven". Denn auch von dem reuigen Volk enttäuscht, begreift er seinen Tod als objektiv notwendigen Opfertod, als Forderung des Schicksals. Die Abgesandten des Volkes vermögen nicht mehr, ihn wieder ans Leben zu ketten. In lyrischen Abschiedsworten hätte das Volk auf die höhere Bedeutung seines Todes vorbereitet werden sollen.

So über den Verlauf des Dramas etwas geklärt, greift Hölderlin auf den ausgearbeiteten Monolog zurück, die Szene mit Pausanias nachträglich streichend; er schließt, mit unendlichen Varianten sich überbietend, eine Szene zwischen Empedokles und dem Greise Manes an, welcher auch in der vorigen Skizze für die Rückkehr nach Agrigent eine wichtige Rolle hätte spielen sollen. Diese Szene dient dazu, Empedokles' impulsive Todesbereitschaft von Anfang an für den erhabeneren Gesichtspunkt vorzubereiten. Der Greis in seinem geheimnisvollen Auftreten und der Absicht, den Helden umzustimmen, an Teiresias erinnernd, tadelt Empedokles' Absicht als schwarze Sünde, die nur den Einen adele, der

imstande wäre, den Widerstreit von Licht und Finsternis an der Grenze zweier Zeitalter zu versöhnen. Empedokles rechtfertigt sich in rückblickender Erkenntnis als den vom Schicksal Auserlesenen:

> Da faßte mich die Deutung schaudernd an
> Es war der scheidende Gott meines Volks!
> Den hört ich, und zum schweigenden Gestirn
> Sah ich hinauf, wo er herabgekommen.
> Und ihn zu sühnen ging ich hin. . . .

Dem fortgesetzten Zweifel des Greises begegnet er mit dem erhabenen Entschluß, nach Agrigent zurückzukehren, um dort der inneren Notwendigkeit die äußere Folie zu geben:

> . . . . so mußt
> Es werden. — Laß mich jetzt; wenn dort der Tag
> Hinunter ist, so siehest du mich wieder.

Ein Szenar hinter diesen ausgeführten Szenen deutet den Verlauf des Dramas ganz ähnlich wie in der zweiten Skizze an; zum Abschluß widmet der Greis Manes, der Allerfahrene, dem Empedokles das Bekenntnis, daß er von den Berufenen sei, der töte und belebe, in dem und durch den eine Welt sich in sich auflöse und erneue.

Der dramatische Versuch kam nicht zur Ausführung. Mitten darin, nach sechswöchentlichen Bemühungen, gesteht er Neuffer seine Hilflosigkeit vor der Aufgabe, die er sich gestellt hat. „Das Lebendige in der Poesie ist jetzt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäftigt," er fühlt sich in poetischen „Irren"

umherwandeln. „Es fehlt mir“, gesteht er, „weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht, wie an Schatten, und dies alles aus einem Grunde; ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr.“ Die Notwendigkeit, sich auch in der Poesie zu objektivem Bilden zu kommandieren, sich seinem Stoff harmonisch entgegenzusetzen, lastet auf ihm.

Er bekennt, daß er aufs Räsonnieren verfallen sei. Unter solchen Voraussetzungen sind der allgemeine Aufsatz über Bildung und Bildungstrieb und die unmittelbar zum Drama gehörige Erwägung „Grund zum Empedokles“ entstanden, und hierher gehört ferner eine Reihe von Prosaversuchen, die nach vorn und hinten um die Handschrift herumgeschrieben wurden, und einerseits die Tendenzen des geschichtsphilosophischen Aufsatzes „Grund zum Empedokles“ fortentwickeln, andererseits Anwendungen der im Aufsatze über Bildung und Bildungstrieb entwickelten Prinzipien auf die Formen der Dichtarten darstellen.

Zunächst werden die Ideen des Aufsatzes „Grund zum Empedokles“ weitergeführt. War hier das Wesen des Schicksalssohnes ausgeführt worden, und dann bekannt, daß so Empedokles noch keine dramatische Person wäre, so war doch keine Rücksicht auf die Frage genommen, ob die Verhältnisse, in denen der Held untergeht, reiner Geschichte oder dichterischer Anordnung entspringen; nun unterscheidet Hölderlin einen tragischen Prozeß, der im Untergange und Übergange des Vaterlandes besteht, — eine geschichtliche Auflösung, — von einer

idealischen Auflösung in der freien Kunstnachahmung, „einem furchtbaren aber göttlichen Traum“. Kunst und Geschichte so einem und demselben metaphysischen Prinzip unterwerfend, kommt er bei einer Unterscheidung beider Vorstellungsgebiete zu einem Resultat, etwa wie Aristoteles, der die Tragödie „philosophischer als die Geschichte“ nennt. Schon früh verfolgt Schiller dieses Problem, wie danach Humboldt ebenfalls der poetischen Wahrheit eine historische Wahrheit gegenübersetzt, während er, innerhalb der poetischen Möglichkeiten, die Wahrheit der Tragödie als idealische im Gegensatz zur pragmatischen und phantastischen Wahrheit bezeichnet. Der Stil dieses und der folgenden Aufsätze ist gelassener wie früher, mehr der der konsequenten Untersuchung, freilich darum nicht minder schwer, da die begrifflichen Neubildungen immer schematischer und unverständlicher werden. Es gilt, sich mit Kompositionen wie realtotal und idealpartikular, idealindividuell und unendlichreal, abzufinden, und den Analogien gerecht zu werden, die er zwischen dem transitorischen Wesen der Sprache und dem Übergang und Untergang der einzelnen Momente des Prozesses festlegt, wofür auch Schellings Entgegensetzung des Aktuellen und Potenziellen herhalten muß. Dazwischen aber leuchten tiefsinnige Einsichten über das Wesen des stilisierten Geschehens, wo Anfangs- und Endpunkt festliegen, und dessen Auflösungen daher „furchtlos“ sind, hervor; auch hier wird die „Erinnerung“ zum zusammenfassenden Gefühl von der Organisation des Kunstwerkes. Demgegenüber steht die fortschreitende Reihe des historischen Geschehens, dessen unbekannte Evolution „irdisches Feuer“ bewirkt, und

wenn diesem das himmlische Feuer entgegengesetzt wird, so entsteht hier eine neue vom Ethischen losgelöste Auffassung des Begriffes Katharsis, aus metaphysischen Relationen zwischen der Organisation des Kunstwerkes und ihrer Wirkung auf den Genießenden. Indem ein Hauptunterschied der Tragödie von der Geschichte in der Ausschaltung alles Akzidentellen gesehen wird, berühren sich diese Ausführungen mit einer an Neuffer gerichteten Charakteristik der Tragödie, der strengsten aller poetischen Formen, „die ganz dahin eingerichtet ist, um, ohne irgendeinen Schmuck fast in lauter großen Tönen, wo jeder ein eignes Ganze ist, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und in dieser stolzen Verleugnung alles Akzidentellen das Ideal eines lebendigen Ganzen so kurz und zugleich so vollständig und gehaltreich wie möglich, deswegen deutlicher, aber auch ernster, als alle andre bekannten poetischen Formen darstellt."

Ein weiterer Aufsatz betrachtet die Tragödie losgelöst von der Geschichte. Wiederum wird das Tragische als eine Auflösung einer intellektuellen Anschauung dargestellt. Dieser metaphysische Vorgang wird nun jedoch nicht mehr an dem absoluten Weltgeschehen gemessen, und dementsprechend bekommt das Kunstwerk ein in sich selbst sich auseinandersetzendes Eigenleben, dessen Voraussetzungen in mythischer Form bezeichnet werden, als eine „notwendige Willkür des Zeus". Diese mythische Erfassung der letzten Begriffe war Hölderlin schon in der Dichtung geläufig, wie Schelling sie in der Naturphilosophie beliebte, und Hegels Phänomenologie nachmals die Tragödie aus den Beziehungen Apolls und

der Erinnye zu Zeus erklärte. Schellings im „Bruno" ausgebildete Lehre vom Universum als göttlichem Kunstwerk, das nicht entstanden, sondern als eine ideale Selbstentfaltung aufzufassen, und zu dessen Totalität das einzelne Kunstwerk ein Analogon ist, wird hier vorweggenommen, und Nietzsches Lehre von der Geburt der Tragödie aus den Leiden des Dionysos steht dem nahe. Nichtsdestoweniger bleibt für den absoluten Vorgang im Kunstwerk auch die technische Gestalt symbolisch, und so schießen hier Gedanken ein, die den paradoxen Prozeß des Lebens in paradoxen Beziehungen der technischen Gesichtspunkte widerspiegeln: „Das tragische, in seinem äußern Schein heroische Gedicht ist seinem Grundton nach idealisch."

Schon in diesen beiden Aufsätzen tritt eine Parallele von Tragödie und Lyrik zutage, die auch Humboldt entwickelt, indem er beide der Epik gegenüberstellt. Schelling hatte auf naturphilosophischem Gebiete dem Rationalismus entgegengehalten, daß die Eigenschaften der Materie nicht von ihrer ursprünglichen Form, sondern die Form von ihren ursprünglichen Eigenschaften abhängig sei. Humboldt betonte auf ästhetischem Gebiete, die gemeinsame Wurzel der Dichtformen in der dichterischen Einbildungskraft. Wie Schellings Potenzen nur Erscheinungsarten des Gemeinsamen waren, so meinte auch Humboldt, der Unterschied zwischen den Dichtarten beruhe nicht darauf, daß die eine einseitiger oder weniger vermögend wäre, sondern nur darauf, daß bei beiden und in dem gleichen Umfang und der gleichen Wirkung dieselben Bestandteile anders gemischt sind. Zwischen beiden stehend, empfängt Hölderlin Licht aus

beider Anschauungen, in dem Bestreben eines neuen Versuches, der im Konzept über den vorigen hinweggeschrieben ist. Dieses Fragment geht nach anfangs schwankender Terminologie aus von den früher grundlegenden Begriffen des Grundtones und der Bedeutung des Gedichtes, und bestimmt das Wesen des Gedichtes als Metapher, als Übertragung dieser „Bedeutung" in einen bestimmten Schein; so entsteht eine Phänomenologie von Stimmungen, deren Hauptformen, Phantasie, Empfindung, Leidenschaft, nach einem bestimmten Gesetze aufeinanderzufolgen haben; diese Folge nun ist eine Funktion des Mittels, in der diese Töne gebildet sind, der Sprache. Wiederum fordert die Sprache als Kontrast zum Grundton der Bedeutung ein Drittes: die „Wirkung". So wird das Wesen des Gedichtes zu einem Dreiklang, in dessen Ganzheit ein Ton den anderen bedingt, während die Lage dieses Dreiklanges, die Art, wie eine der Grundmöglichkeiten vorzüglich den Charakter des Gedichtes vermittelt, eine neue Einteilung in naive, energische und idealische Dichtung dynamisch festlegt.

Der Versuch bringt eine Tabelle, nach der das metaphysische Schema hätte bestimmt werden sollen; abstrakt genug, um Hölderlin die Fähigkeit sie anzuwenden, absprechen zu können. Gleichwohl versieht er, im Geiste dieser Untersuchung, die letzten Szenare seiner Empedokleskonzepte mit Randbemerkungen über den Ton des Dialogs. Diese Arbeit entspringt den höchst gesteigerten Ansprüchen des Poeten an die Dichtung, der ihr nur noch in allgemeinsten Formen beikommen zu dürfen glaubt; eine Übertreibung, wie sie in ähnlicher Weise, in

mathematischer Form, Herbart auf psychologischem Gebiete versucht hat.

Übrigens ist es in der Tat nur ein beschränktes Gebiet, das Hölderlin hier beherrscht, denn zu den Schwesterkünsten der Poesie zeigt sich nirgends ein Verhältnis, während Humboldts Blick beständig für sein Thema der Epopoe die Plastik im Auge behält.

Wenn Schiller in seiner letzten ästhetischen Abhandlung den Gegensatz von naiv und sentimental nur in dem praktischen Hinweis auf Goethe überwinden kann, so war hier eine trichotomische Einteilung dieses Gebietes gegeben, die vor allen Dingen von Schillers Verquickung des Geschichtsphilosophischen mit dem Künstlerischen frei war, und den Unterschied von antik und modern beiseite ließ. Freilich entbehren Hölderlins unbeholfene Versuche der grandiosen psychologischen Darstellung Schillers ganz und gar, und an dem Problem, das die Antike aufgab, konnte Hölderlin keineswegs vorübergehen.

Nach diesen Seiten hin ist eine Gruppe von Versuchen zu betrachten, die zeitlich etwas später als das bisherige liegt, und wahrscheinlich in direkter Auseinandersetzung mit Humboldts Versuch über Goethes Epos entstanden ist. Die wenigen Beispiele in den bisherigen Aufsätzen sind durchweg der Antike entnommen. 1797 schreibt er dem Bruder von seinem Ideale der gehaltenen Seele und dem stillen, steten Feuer, das er besonders in den alten Meisterwerken aller Art als herrschenden Charakter immer mehr zu finden glaubt. Neben Schiller und dem späteren Humboldt hielten Herders Briefe zur Beförderung der Humanität bei

aller überbrückender Tendenz den Unterschied der Antike vor Augen. Vor allem aber schickten sich die Romantiker an, das Athenäum zum Forum für diese Probleme zu machen. In stillerer Tätigkeit war Hegel jederzeit darauf aus, die jüdische Beschaffenheit mit einem griechischen Ideal zu kontrastieren. Hölderlins wichtiger Brief an Neuffer bezeichnet die Tragödie, sofern sie eigentlicher Ausdruck eines Lebensgefühles ist, als ausschließlichen Besitz der Griechen. Er verurteilt die moderne Stillosigkeit, die die, bestimmten Seiten der Phantasie zugehörigen, Formen zu heterogenen Stoffen verwertet, so daß in einer modernen, in Form der Tragödie gehaltenen Liebesgeschichte der Dialog sich anhörte, als ob die Liebenden sich zankten. Ein Bruchstück Hölderlins, betitelt „Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben", betont die Tragik, daß man sich vom Traditionellen, oder wie er mit Hegelischem Ausdruck sagt, vom Positiven zur Originalität nicht befreien könne, ohne revolutionär zu sein, daß den Modernen aber gerade durch den Zwang sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen die günstigsten Umstände gegeben sind. Ein Zitat Friedrich Schlegels, das sonst zur Illustrierung seiner Verwandtschaft mit Humboldt gedient hat, kann auch dazu dienen, Hölderlins Fragment abzurunden: „Es wäre wunderbar, wenn unsere Poesie, durch die Fortschritte aller vorigen Zeitalter bereichert, an Gehalt die griechische nicht überträfe." Wenigstens ist ein solcher Schluß in jenem Aphorismus vorbereitet, der der Freude Leidenschaft oder Schwärmerei als Triebkräfte der Dichtungen entgegenstellt, und diese Berechtigung aus der Ungunst der Zeiten herleitet. Andererseits verträgt sich

ja auch bei Humboldt mit der Verherrlichung Goethes das Bekenntnis, daß die Alten die unerreichten Meister bleiben. Als Beispiele zu diesen Ausführungen sind verschiedene Aufsätze über Homer und das Epos anzusehen, die zugleich in psychologischer Ausführung den Ton des epischen Gedichtes auf eine allgemeinmenschliche Beschaffenheit des Dichters zurückführen. Hölderlin spricht von dem moderaten Tone des Epikers, wie Humboldt das Gesetz der Ruhe für das Epos aufstellt, und dessen Forderung von Sinnlichkeit und Einheit kehrt bei Hölderlin wieder; vor allem aber ist beiden das epische Gesetz gemeinsam, die Mannigfaltigkeit der Personen dem Hauptgesichtspunkte unterzuordnen, während Hölderlins Definition des Epos als eines Charaktergemäldes einseitiger als Humboldts ist.

Diese Versuche sind zu einer Zeit geschrieben, wo sein Blick nicht mehr, wie Ende des Jahres 1798, auf die metaphysischen Tiefen gerichtet war. Der Lyriker beeinflußt den Essayisten mit schwärmerischen Verherrlichungen Achills, und mitten in der Betrachtung Achills erwachsen ihm die wehmütigen Distichen vom Göttersohne Achill, der den Verlust der Geliebten beklagt.

Inzwischen wendet er sich wieder dem Empedokles zu. Im Dezember hatte ihm der Bruder, zweifellos aus Interesse an seiner Arbeit, den Diogenes Laërtius zugesandt. Aus der darin enthaltenen Anekdotenfülle liest Hölderlin eine Bestätigung seiner neuen Erkenntnis heraus, die den Schritt vom rein psychologischen Hyperion zum geschichtsphilosophischen Empedokles begleitet, daß „das Vorübergehende und Abwechselnde der

menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt." Sodann aber befruchtet der antike Biograph Hölderlins Phantasie mit einer Fülle von Motiven, die das Geheimnis des Empedokles als einer außergewöhnlichen Persönlichkeit in Eigenschaften des Wagenlenkers, Arztes und des politischen Reformators plastisch hervortreten lassen. Die schärfere Beleuchtung der Hauptperson wirkt auf das Übrige. Der Gegner war ursprünglich ein weltlicher Herrscher; das konventionelle Motiv der feindlichen Brüder weicht jetzt einer Hölderlin gemäßeren Beziehung; allen Haß gegen Pfaffenherrschaft, alle persönlichen trüben Erfahrungen ballt Hölderlin zur Gestalt des heuchlerischen Oberpriesters Hermokrates, — „der Göttliches wie ein Gewerbe treibt", und dessen Kenntnis der menschlichen Schwächen dennoch seine Intrigue gegen Empedokles ins Grandiose gesteigert werden läßt. Vollends gewinnt die sogenannte Probe, nach der Hölderlin im „Grund zum Empedokles" vergebens getastet hatte, einen plastischen Ausdruck. „Es ist immer ein Tod für unsere stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß", sagt Hölderlin, der Philosoph des transitorischen Seins der Sprache, und Hegels Gedanke, daß man über Göttliches nur in der Begeisterung sprechen könne, schwingt hier mit. Las nun Hölderlin bei Diogenes jenes renommistische Wort:

> Ich aber bin ein unsterblicher Gott
> und nicht mehr sterblich ....

so stand damit der Ausdruck für eine sinnlich-übersinnliche Schuld des Helden ein für allemal fest. Hölderlin selbst

war erstaunt über die Lösung seines Problemes; er läßt Pausanias den Empedokles fragen:

Wie, um eines Wortes willen
Wie konntest du verzagen, kühner Mann?

und das Konzept hat an dieser Stelle folgende Anmerkung: „Seine Sünde ist die Ursünde, deswegen nichts weniger als ein Abstraktum, so wenig als höchste Freude ein Abstraktum ist, wär sie genetisch lebendig dargestellt worden." Und an anderer Stelle, im Sinne seiner Unterscheidung von Antik und Modern: „Bei uns ist so etwas mehr eine Sünde gegen den Verstand. Bei den Alten war es von dieser Seite verzeihlicher, weil es ihnen begreiflicher war. Nicht Ungereimtheit, Verbrechen war es ihnen, weil ihr zarter Freiheitssinn kein solches Wort ertragen wollte; weil sie es mehr ehrten und verstanden, fürchteten sie auch mehr den Übermut des Genies. Uns ist es nicht gefährlich, weil wir nicht berufen sind dafür."

So entsteht eine Tragödie der Hybris des Genies und ihrer Sühnung. Andererseits wurden seine ursprünglichen Tendenzen, in Empedokles einen Erlöser seines Volkes darzustellen, durch einen äußeren Anlaß gefördert. Eine Bitte der Mutter, zum zweiundsiebzigsten Geburtstage der Großmutter ein Gedicht zu senden, veranlaßt ihn zu frommen Versen auf Christus, und die exoterische Behandlung dieses Motivs erregt ihn durch die Analogie zum Empedokles aufs tiefste:

Allversöhnend und still, mit den armen Sterblichen ging er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keines der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an leidender Brust.

Mit dem Tode befreundet er sich, im Namen der andern
Ging er aus Schmerzen und Müh siegend zum Vater zurück.

Schließlich mußte die Verklärung des Empedokles dem Dichter einen eigenen Trost bieten, als ob auch die persönlichen Leiden um und mit Diotima unsterblich und nicht umsonst sein würden:

Sind doch wirs! Und wüßten sie noch in kommenden Jahren
Von uns beiden, wenn einst wieder der Genius gilt,
Sprächen sie: Es schufen sich einst die Einsamen liebend,
Nur von Göttern gekannt, ihre geheimere Welt.
Denn die Sterbliches nur besorgt, hinab in den Orkus
Sank die Menge, doch sie fanden zu Göttern die Bahn.

Die Szenenführung nähert sich wieder dem ersten Teile des Frankfurter Plans und der ersten Skizze der Vorstufe, insofern die Agrigentiner Empedokles auf den Ätna folgen, um ihn zurückzurufen. In rücksichtsloser Selbstkritik werden alle früheren Versuche verworfen.

Indem also Empedokles seine Schuld ebensosehr aus innerer Erkenntnis wie durch das Leiden unter äußeren Umständen sühnt, entwickelt sich die Handlung folgendermaßen: Empedokles hat das Volk überschätzend sich in der Seligkeit harmonischen Seins und Wirkens vor ihm einem Gott genannt. Mit dem gesprochenen Wort fühlt er sich von sich selbst verlassen; sein Zweifel läßt das Volk in Hermokrates Hände geraten; infolgedessen erfährt er ungerechte Verbannung, Entbehrungen, Versuchungen der Jünger und des reuigen Volkes. In diesen Qualen allen findet er jedoch unerwartete Befriedigung, bis ihm nur noch der Tod im Ätna übrig bleibt, um durch ihn sich

inniger als zuvor mit der Seele der Welt zu vereinigen. Aber sein Andenken wird fortgepflanzt in dem nun reuigen Volke, dem er in einer großen Bergpredigt den lebendigen Olymp erschließt. Im Kultus der vier Elemente soll sich der verjüngte Idealstaat Agrigent begründen, dessen Apostel der Jünger Pausanias wird. — In Bruchstücken eines letzten Aktes reflektieren Panthea, eine Schülerin des Empedokles, Rhea, ein sich allmählich bekehrendes, liebenswürdiges Weltkind, und Pausanias hymnisch über das Wunder des Schicksals. Eine Szene dieses Aktes ist in zwei Redaktionen vorhanden, die den Dialog verschieden durchführen sollten. Offenbar ist der Akt nicht beendet. Hölderlin hatte nicht Shakespeares dramatische Technik, in dessen Julius Cäsar der Tod des Helden ebenfalls die Peripetie in einem historischen Ausschnitt anstatt der Katastrophe in einem Einzelschicksal darstellt, und drei Akte von fünf der Masse gewidmet sind, in der der Held gewirkt; in seinem Konflikt ereilt ihn so seine alte Tragik, daß ihm das schnelle Wort vorauseilt und „die Stunde des Gelingens nicht unbetastet reifen" ließ.

Alsbald stößt Hölderlin die Arbeit um.

In dieser jüngeren Fassung ist der Dialog abgetönter, das Versmaß geändert. Hölderlin war schon an lyrischen Stellen der ersten Arbeit vom fünffüßigen Jambus zu freien Versen übergegangen, in denen er nur Hebungen maß, anstatt des regelmäßigen Wechsels des Verses, der oft sogar herauskorrigiert wird, wo er unwillkürlich auftritt; nun läßt er auch im Dialog dem Spiele der im Rhythmus liegenden Mächte willkürlichen Lauf. Der

Dialog ist psychologisch um so viel bereichert, wie die Schlußfassung des Hyperion gegen das Thaliafragment. Die Figur des priesterlichen Gegners wird monumental herausgearbeitet, als ein von der Würde des Priestertums durchdrungener Esoteriker, der die Schrankenlosigkeit des Genius und ihre Tragik wohl begreift, eine menschenverachtende Herrschernatur, die das Volk nach seiner Torheit bewertet, und die sich gemäß der Vorstufe im Außerordentlichen der Anlage mit Empedokles verwandt fühlt. Er wendet sich vom Individuellen und Charakteristischen zum Typischen; alle kleinen Züge, die Hölderlin aus des Diogenes von Laërte Lebensbeschreibung übernommen hatte, werden wieder ausgemerzt. Seine Lehre von der stolzen Verleugnung alles Akzidentellen in der harmonisch fortschreitenden Tragödie wird von ihm selbst befolgt. In langer Auseinandersetzung wird durch Hermokrates die Schuld des Empedokles, jene „Herzensüppigkeit", die ihn mit dem sterblichen Leben entzweite, in engeren Zusammenhang mit der gutmütigen Schwärmerei der Vorstufe gerückt. Wirksame Motive, die den neuen Zusammenklang stören, werden mit gewohnter, verschwenderischer Strenge beseitigt. Setzte zuvor Empedokles dem Bannfluche des Hermokrates einen temperamentvollen Gegenfluch entgegen, so merkt er an dieser Stelle der alten Handschrift für die neue Fassung eine mehr der schönen Seele entsprechende Linienführung an: „Keinen Fluch! Er muß lieben bis ans Unendliche hin. Dann stirbt er, um nicht ohne Liebe zu leben und ohne den Genius. Er muß den Rest von Versöhnungskraft, der ihm vielleicht ohne das in sein heilig heitres Leben zurückgeholfen hätte, gleichsam aufzehren." Den

zweiten Akt prüft er ebenfalls kritisch nach. Das Schicksalsmäßige seines Leidens sollte stärker zum Ausdruck kommen: „Hier müssen die ausgestandenen Leiden und Schmähungen so dargestellt werden, daß auch seine Versöhnung mit den Agrigentinern sich als die höchste Großmut darstellt; und daß es für ihn zur Unmöglichkeit wird, je wieder umzukehren, und sein Entschluß, zu den Göttern zu gehen, mehr abgedrungen als willkürlich erscheint." Als Empedokles im Trankopfer sich wieder den Göttern nähert, bemerkt er: „Von hier an muß er wie ein höheres Wesen erscheinen, ganz in seiner vorigen Liebe und Macht." Die Stimmung soll intensiver werden, das einemal heißt es „Womöglich noch lyrischer", ein andermal „Letzter höchster Aufschwung!" Solche Anforderungen hatten bereits frühere Verse gestellt:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Nur einen Herbst zu reifem Gesange mir
Das williger mein Herz vom süßen
Spiele gesättiget dann mir sterbe...

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht,
Doch ist mir erst das Heilge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt,
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Die Parzen gewährten Hölderlins Bitte nicht. Des Dramas „reifer" Gesang blieb auch in der neuen Fassung Fragment; es kam erst nach Hölderlins Tode an

die Öffentlichkeit, während gerade diese Ode Anlaß zu der einzigen öffentlichen Anerkennung Hölderlins werden sollte, die er bei gesundem Geiste erfuhr. A. W. Schlegel gedachte in einer Rezension der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung des aufstrebenden Talentes, und es war eine merkwürdige Fügung, daß diese Anerkennung gerade aus einem Lager kam, mit dem Hölderlin sich damals aufs lebhafteste auseinanderzusetzen hatte.

Das Programm der Romantischen Schule im „Athenäum" war Hölderlins Anschauungen in mancher Hinsicht verwandt. Friedrich Schlegels brillierender Geist hatte sich der Gedankengänge Platos, Hemsterhuys und Winckelmanns bemächtigt, war mit Schiller ins Fahrwasser der Gräkomanie geraten, ohne der Gegenwart ihre Bedeutung zu nehmen, und wenn schon er die Sehnsucht, der Wirklichkeit und ihrer Gestalten ledig zu werden, in Fichtes Wissenschaftslehre erfüllt fand, so hatte auch in ihm die Vorstellung des unendlichen Progresses Epoche gemacht. Sie war auf die Poesie angewandt worden, wie er schon vor der Bekanntschaft mit Fichte gefordert hatte, daß die Dichtungsgattungen nach Anleitung der Kategorien a priori abgeleitet werden müßten. Wenn aber dieselben Erkenntnisse bei Hölderlin mit edelstem Herzblut bezahlt wurden, und wenn auch Schelling, der ja in dem romantischen Kreise aufgehen sollte, diesem bei all seiner Sprunghaftigkeit zunächst doch reichlich schwäbisch-provinziell erschien, so mußte die großartige Nonchalance, mit der der norddeutsche Virtuos die Dinge über und unter dem Mond durcheinanderwarf, und sein an Cicero gemahnender Hang, des Effektes wegen das Ich preiszugeben, Hölderlin aufs tiefste beunruhigen, um so

mehr als Hölderlin seiner selbst letzten Endes sich niemals sicher fühlen konnte. Das spekulative Grundproblem, die Beziehung des Unendlichen zum Endlichen, wurde Hölderlin in Fichte personifiziertes Titanentum, Fr. Schlegel eine objektiv gewordene Paradoxie, von welchem Begriffe die Brücke zur romantischen Ironie hinüberführt. Wenn Sokrates dem Jünglinge Hölderlin der Verkündiger himmlischer Weisheit ist, so sieht Friedrich Schlegel im Ironischen die Willkür, die kein Gesetz über sich leidet, Selbstparodie — transzendentale Buffonerie. Wo Hölderlin, an seinem Zeitalter leidend, in ungenügender Selbstsucht seinen eigenen Wert aufzehrte, ergötzte sich Schlegel mit Teufeleien und dem polemischen Witzworte von der harmonischen Plattheit.

War Friedrich Schlegels Geist, noch mehr der seines Bruders unbegrenzter Expansion fähig, so klagte Hölderlin über seinen Mangel der Nuance. Entgegengesetzt steht Novalis neben ihm, den Hölderlin als Autor selbst damals noch nicht kennen konnte. Novalis hätte ihm recht eigentlich als die vollendete Einseitigkeit des Genies erscheinen können, das auf die Kontrolle der Wirklichkeit verzichtet; und wie jede dieser Erscheinungen sich vor allem in einer Dichtart heimisch machte, so bildet der lyrische Jünger der Tragödie einen scharfen Gegensatz zu dem Gesetzgeber des Romanes und dem Herold des Märchens.

Hölderlin peinigte die Aussicht auf seine materiell unsichere Zukunft. Gehoben durch die Anerkennung Schlegels und das Selbstgefühl über seine künstlerischen und theoretischen Ideen, beschließt er im Juni 1799 zur

Sicherung seiner Existenz ein Journal zu gründen, worin er seine Homburger Arbeiten zu verwerten gedachte, deren äußerliche Abrundung er bei weitem überschätzte. Durch Neuffer knüpft er mit dem aufstrebenden Verleger Steinkopf in Stuttgart geschäftliche Verhandlungen an, die ihn mit den hochgespanntesten Hoffnungen erfüllen. Er fühlt sich als Protektor des überschwenglichen Siegfried Schmidt, der ihm mit anderen jungen Dichtern damals nahe getreten war, und setzt sich mit Heinse, Bouterwek, dem alten Freunde Conz, vor allem mit dem langvernachlässigten Schelling von neuem in Verbindung; dann bittet er, nicht ohne innere Zweifel, auf Steinkopfs Antrieb, die Großen — Herder, Humboldt, Schiller und Goethe — um Beiträge. Steinkopf brachte für das Blatt, das Hölderlin erst ästhetisches Journal nennen wollte, die Bezeichnung humanistisch hinzu, und Hölderlin bedient sich ihrer seitdem oft. Zweifellos schwebte Hölderlin eine Konkurrenz gegen das Athenäum vor; sein Ziel ist „Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten im weitesten Sinne des Wortes mit der Natur.“ Er sieht, wofern neuerdings dasselbe versucht sei, Sensation aber keine gründliche Wirkung, und Parteilichkeit; er fühlt in sich reinere Überzeugung, „Bonhommie“ im Gegensatz zu anderwärts geübter „kalter Frivolität“. Steinkopf verfuhr nüchtern und suchte vor allem Hölderlins Muse einem großen Publikum dienstbar zu machen. Seine Forderung einer populären Stilprobe erfüllte Hölderlin mit der Abfassung der Verserzählung „Emilie

vor ihrem Brauttag". Hölderlin selbst glaubte hier trotz flüchtiger Arbeit den inneren Gesetzen seiner Poesie genügt zu haben. Seine unendliche Liebesfähigkeit sonnt sich hier noch einmal in der Glücksvorstellung von voll erfüllten zartsinnigen Mädchenwünschen. Die sentimentale Idylle, um deren Vollendung Schiller sich vergebens bemühte, hat hier ihren glücklichsten Ausdruck gefunden.

Allmählich erfüllt sich das Schicksal des journalistischen Planes. A. W. Schlegel gestattet die Nennung seines Namens, Schelling ist gern erbötig, hat aber nur Vorlesungsmanuskripte verfügbar, und wenn auch die schwäbischen Freunde willfährig sind, so bleiben doch die Namen von Klang aus; Schiller antwortet freundschaftlichst ablehnend, warnt sogar aus eigener Erfahrung vor solchem Unternehmen und die übrigen antworten überhaupt nicht.

Ein während qualvoller Wartezeit entstandenes flüchtiges Projekt, mit Schillers Unterstützung nach Jena zurückzukehren und dort Vorlesungen zu halten, wird von Diotima, die für die innere Selbständigkeit des Geliebten in Schillers Sphäre fürchtete, entschieden bekämpft. Steinkopf zieht sich verbindlich zurück. Nun bricht Hölderlin zusammen. „Schämen sich denn die Menschen meiner so ganz?" — Neuerdings drängen ihn die Seinigen zu anderweitiger endlicher Sicherung seiner bürgerlichen Existenz. Das Gespenst, vielleicht doch noch ein geistliches Amt übernehmen zu müssen, lähmt seine Tatkraft. Fieberhaft muten uns seine Bemühungen an, die Entscheidung hinauszuschieben, er schützt die Vollendung der früheren Arbeiten vor.

Zu lang ſchon walteſt über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang iſts ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke . . .

In dieſen Tagen bekommt ſein Inneres einen Bruch; und dem Jupiter, dem er zuvor, warnend vor allzugroßer Selbſtändigkeit, die Erinnerung an Saturnus hatte vorhalten können, wird er nun ein reſignierender Diener. Schleiermachers „Reden über die Religion" erſcheinen damals. Höchſt wahrſcheinlich, daß Hölderlin ſie geleſen hat und daß die teilweiſe wörtlichen Übereinſtimmungen in ſeinen Gedichten ſeitdem Nachklänge dieſer Lektüre ſind. Keinesfalls jedoch brauchten ſie mehr in ihm Epoche zu machen, der Fortgang des inneren Erlebens mußte ihm von ſelbſt die innere Provinz des Gemütes erſchließen, in der die Gegenſätze von ſelbſt zuſammenfallen und keines Setzens in Freiheit mehr bedürfen. — Sein Streben im Geiſte Diotimas war geſcheitert. Sinclair konnte ihn ſcheinbar nicht halten. Hölderlins eigene kleine Erſparniſſe gingen zu Ende. Nach dem Tode des Schwagers entſchließt er ſich im Frühjahr 1800 zu einem Beſuch der Seinen, um ſich dann endgültig als Privatlehrer in Stuttgart niederzulaſſen. Seine Angehörigen empfangen ihn mit unveränderter Liebe, doch verhehlen ſie ſich nicht, einen gebrochenen Mann vor ſich zu ſehen. Im Hauſe des Kaufmanns Landauer zu Stuttgart und im Kreiſe alter Freunde findet er zeitweiſe Ruhe und Zufriedenheit; trotz allem bleibt er reizbar und ohne rechte Arbeitskraft. Seine Briefe beängſtigen durch eine müde Feierlichkeit, mit der er einen kindlichen Familienſinn beteuert.

Dann fühlt er sich veranlaßt, mit Beginn des Jahres 1801 nach aufregenden Erwägungen eine neue Stelle als Hofmeister im Hause Gonzenbach zu Hauptwyl an der Thur zu übernehmen. Der Geist nüchterner Bestrebtheit, der in diesem Hause herrschte, kümmerte sich weniger um sein liebebedürftiges Herz. Ein Unbehagen darüber scheint ihn wieder mehr gefestigt zu haben, vor allem stärkt ihn der Verkehr mit der Natur, der prachtvolle Ausblick auf die winterlichen Appenzeller und Glarner Alpen, und die Milde des frühzeitigen Frühlings, des ersten, den er seit drei Jahren mit „freier Seele und mit frischen Sinnen" genießt. Trotz allem sieht es bunt in seinem Kopfe aus, und in einem Brief an seinen Bruder philosophiert er mit einer Eindringlichkeit des Tones, die hohe Nervosität verrät. Er sucht jetzt unmittelbaren Anschluß an den Kreis der Romantiker, in deren Gemeinschaft er in Vermehrens Musenalmanach für 1802 erscheint. Andere literarische Beziehungen, und der Plan einer Sammlung seiner Gedichte machten es ihm vielleicht willkommen, daß Gonzenbach, ohne daß mehr als ein äußerer Grund ersichtlich wäre, freundschaftlich selbst seine Beziehungen zu Hölderlin löste. Im Sommer 1801 ist er wieder in Nürtingen; vom Erfolg der erhofften Verbindungen verlautet nichts. Wieder zur Suche nach einer Erwerbsquelle gezwungen, greift er noch einmal auf Schiller zurück, dessen Übersiedelung nach Weimar ihm auf seinen Irrfahrten ganz entgangen war; er bittet mit rührendem Vertrauen den alten Gönner um seinen Rat zu dem Plane, etwa in Jena doch noch bescheiden Vorlesungen zu halten. Dieser Brief ist das letzte verzögernde Moment im

Trauerspiele von Hölderlins Leben. Schiller antwortet nicht; der Grund seines Schweigens fehlt uns. Hölderlin mußte sich von ihm aufgegeben sehn, und die Unruhe darüber mußte ihn vollends aufreiben. Nun wird er noch einmal verschlagen. Freunde vermitteln ihm eine Hofmeisterstelle beim Hamburgischen Konsul Mayer in Bordeaux. Ende des Jahres 1801 reist er über Straßburg und Lyon, über die „gefürchteten überschneiten" Höhen der Auvergne dorthin. Er wird freundlich empfangen; der südliche Himmel und das fremde Volk, Erinnerungen an die Antike und die politischen Wirren des Landes scheinen ihn noch verschiedentlich angeregt zu haben. Über die Einzelheiten dieser Zeit sind wir schlecht unterrichtet; nach wenigen Monaten sollte ihn sein Schicksal ereilen.

Hölderlin war dreißig Jahr alt, als er den Aufenthalt in Homburg aufgab. Als Mensch hat er zu wollen aufgehört, nur selten stören bittere Töne der Selbstbesinnung seine Dichtung. Dann schaut er, verwundert, daß sich die Sehnsucht seiner Jugend erfüllt hat, nach den Menschen aus, damit sie ihm den Traum von der Stirne nehmen, und lichtsuchend, ein blinder Sänger, nimmt er die Zeit nur noch in ihrem Rauschen wahr. Meist aber dichtet er in Ruhestunden reiner Anschauung; neben der Ode entstehen Elegien von wundervoller Bilderpracht. Die Teile des Gedankenganges sind meist abgesetzt, jede der Distichengruppen ist auf einen besonderen Ton gestimmt, der zu den umgebenden in deutlichem Intervalle steht. So entstehen Takte, in denen nach alter Weise der Grundton in einer Doppel-

note ausgehalten wird, während das gleitende elegische Versmaß leise dazu moduliert. „Im Rhythmus der Alten lächelt milde der Geist, freut sich der südlichen Luft," sagt Friedrich Schlegel von Goethes Elegien; so ruht auch in diesem Gesang, selbst wenn er etwa im „Archipelagus" die „schreckhafte Herrlichkeit des Altertums" feiert, eine andächtige Freudigkeit. Anders die Oden dieser Zeit! Man fühlt, daß der Geist des Dichters nach einem Heime von minder kunstvoller Architektur strebte. Die alten Metra brauchten keine Stürme mehr zu glätten, die Wallungen des Dichtergemütes sind abgebebt. Neben Oden, wie der „gefesselte Strom", deren gedrungener Bau von alter Kraft zeugt, stehen Erweiterungen und Umarbeitungen älterer Ideen, in denen Betrachtung oft zu Umschweifen verführt, und die gehobene Sprache des Abgeklärten die Sehnsucht nach den Schwingungen der Jünglingsseele weckt, die in diesen Rhythmen zu Hause waren. Nicht immer paßt die Wortstellung zwanglos in das Metrum. Die Ode an Eduard und die spätere Fassung von „Stimme des Volkes" zeigen formal sinkende Kraft. Der Gesang ist ihm nun ein freundliches Asyl geworden.

Sein Ich dient ihm also nur noch zum Spiegel der Welt. Er fühlt sich mit dem All nicht mehr durch Liebesträume verbunden, sondern bescheidener ihm verwandt durch ein „vorzüglich Einiges und Einigendes", und dies, so schreibt er dem Bruder, „sei unter uns Gott". A deo principium lautet auch sein künstlerisches Glaubensbekenntnis. Dem Schicksalsgedanken, in dem die Welt als selbstschöpferischer Akt erschien, an dem das Individuum mitarbeitete, sind von einer persön-

lichen Macht die Zügel genommen, und die Offenbarung Gottes wird zur Gnade. Wiederum findet er diese Offenbarung noch nicht in der Gegenwart erfüllt. Aber in der Hoffnung, daß glückliches Leben nahe sei, preist er den kommenden Frieden von Luneville und fleht er noch einmal auf seine Deutschen die Vollendung der Menschheit nieder. Und als Vorfreude dessen ergötzt er sich noch einmal im „Archipelagus" an der vollen Größe des griechischen Urbildes. Tiefer wird seine Erkenntnis, daß auch das gegenwärtige Leben gelebt werden muß, und daß auch des Volkes Stimme Gottes Stimme sei, selbst wo sie sich nicht in des Dichters Weise äußert. Wie das Beispiel der Xanthusstadt zeigt, ergreift ja auch Völker das wunderbare Sehnen ins All zurückzukehren, denn Leben und Bleiben ist ein Hemmnis. Aber die Götter hemmen selber die Sehnsucht der Sterblichen; die Göttersprache des Wechselns und Werdens zu verstehen, und die Not und das Irrsal und die reißende Zeit, ist der Starken frisches Glück. So bleibt Hölderlin auch als Gebrochener seinem tragischen Bekenntnisse treu. Aber diese Erhabenheit schafft der Mensch nicht als Titane aus sich: „nicht ist es gut zu weise zu sein!" sondern der Dichter ist berufen, ihn zur Vollendung zu führen. Er ist der Priester des göttlichen Weltgeistes, er gesellt sich den Menschen, ihnen verstehen zu helfen, und deutet die Sagen, er spricht mit der Gottheit und verkündet das große Mysterium. Er verzweifelt, die Himmlischen gebührend zu nennen, aber er kündet ihre Erscheinungsformen. Die Stimmungsbilder am Anfange von „Heimkunft" oder von „Brot und Wein" begreifen die Natur in

ihren Zuständen und ihrem lebendigen Weben. Aber das Schicksal des Dichters ist tragisch, wie Hölderlins eigenes. Er steht über dem Leben, aber er erträgt es nicht und läßt sich von ihm zerbrechen; der Dichter opfert sich — wenn er „sich selbst zu schön Liebend unterzugehn In die Fluten der Zeit sich wirft".

Wenn die Lyrik in bildlicher Darstellung mehr die Gefühle des Religiösen herauskehrt, so setzt sich seine Begriffsarbeit nicht weniger mit der Mythologie auseinander. Schon der Name des Greises Manes weist auf den dem Theologen und dem Freunde Schellings wohlbekannten persischen Sektengründer hin, in dessen Lehre man seit alters Gedanken des Empedokles wiederzufinden glaubte; Empedokles' Grundsatz vom Lieben und Hassender manichäische Widerstreit des Körperhaften und Lichten, die alte theologische auch von Kant benutzte Antithese des himmlischen Christus und des irdischen Jesus, und die spekulativen Prinzipien des Anorgischen und Organischen, in denen Schelling später selbst die „werdende Mythologie" sah, fallen so zusammen.

Seit der Rückkehr von Homburg treten bei Hölderlin, vielleicht geweckt von der Freude an den heimatlichen Reben, die Anschauungen des Dionysosmythos in den Vordergrund. Die herbstlichen Winzerfeste der Schwaben werden zu Dionysien, der Genius des Künstlers nur „hat der Eroberung Recht, wie Bacchus", die Künstler sind „wie des Weingotts heilige Priester, Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht." Und so offenbart die Elegie „Brot und Wein", mit dem sanftschwingenden Glockenklange des Eingangs, der die dem

Dionysos heilige Nacht preist, einen weiten Ausblick in Mysterienzusammenhänge:

Ja! sie sagen mit Recht, er söhne den Tag mit der Nacht aus,
Führe des Himmels Gestirn ewig hinunter, hinauf,
Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,
Das er liebt, und der Kranz, den er von Epheu gewählt,
Weil er bleibet und selbst die Spur der entflohenen Götter
Götterlosen hinab unter das Finstere bringt . . .

Die Überschrift dieses Gedichtes „Brot und Wein" weist über den Mythus von Ceres und Bacchus, vom erlösenden Dionysos auf Christliches hin, und wie auch hier die Versöhnung des Entgegengesetzten verkörpert wird, so läuft Hölderlins metaphysische Dichtung in einem großen Pandämonium aus.

In dem Maße übrigens als seine religiösen Stimmungen sich mehren, verlieren sich die Zeugnisse für seine ästhetischen Spekulationen. Seiner vor Schiller geäußerten Absicht, Vorlesungen zu halten, steckt er zwar das Ziel, seine Hörer vom Dienste am griechischen Buchstaben zu befreien. Neu in Fluß kommen seine national-ästhetischen Interessen erst wieder mit der Reise nach dem französischen Süden.

Am 22. Juni 1802 starb Diotima an den Röteln, die ihre Kinder gleichzeitig überstanden. Sinclair schrieb es Hölderlin damals nach Bordeaux: „Du glaubtest an Unsterblichkeit, da sie noch lebte, du wirst gewiß jetzt mehr dran glauben, da das Leben deiner Liebe sich vom Vergänglichen geschieden hat." Sinclairs Brief erreichte

den Freund nicht; dieser hatte, offenbar mit dem ausbrechenden Wahnsinn, am 10. Mai 1802 Bordeaux verlassen und war bei glühender Sonnenhitze instinktmäßig wandernd der Heimat zugestrebt. Er zeigte sich damals flüchtig den Freunden in Stuttgart, und Matthisson, heißt es, schilderte noch manchmal in späteren Jahren den schaurigen Eindruck, den die zerstörte Gestalt des Fremdlings auf ihn machte, der ungemeldet in sein Zimmer trat, sich mit hohlem Tone einsilbig als „Hölderlin" ankündigte und dann enteilte. Die Seinigen mußten das Äußerste auf sich nehmen; bei einem vorläufigen Aufenthalt in Nürtingen wird er von den Freunden getreulich unterstützt, vor allem stellt sich Sinclair wieder ein; dieser nimmt ihn auch auf seine Reise zum Regensburger Kongreß mit, und seine Berichte über ihn lauten in trotzigem Gegensatze zu dem Pessimismus der Ärzte zunächst nicht hoffnungslos. Der Unermüdliche wirkt ihm 1804 sogar bei seinem Landgrafen eine Stelle als Bibliothekarius aus, die Hölderlin auch wirklich antritt.

Die näheren und weiteren Ursachen dieser Krankheit zu erörtern überläßt der Ästhetiker billiger Weise dem Arzt. Daß Ästhetiker jahrzehntelang ihre Kompetenz überschritten, indem sie Hölderlins Krankheit als den Zusammenbruch einer zarten Seele unter dem Leiden an der Zeit erklärten, liegt wohl auch zum guten Teile daran, daß erst seit diesen Tagen Psychiater ihre Erfahrungen auf Hölderlins Krankheitsfall übertragen haben. Es handelt sich um einen typischen Fall vorzeitigen Irreseins, d. h. eines Nachlasses der geistigen Zusammenhänge, der, anfangs unter Tobsuchtsanfällen,

zur Verblödung führt, ohne die Vegetationsfähigkeit des Körpers zu beeinträchtigen. Er entsteht durch zerstörende Einflüsse von außen, und wer in den Nebenlinien von Hölderlins weitverzweigter Familie ähnliche Fälle aufspüren oder in Hölderlins seelischer Beschaffenheit günstige Vorbedingungen für solche Einflüsse dartun will, zeigt nichts anderes, als die Unmöglichkeit, darzutun, weshalb gerade Hölderlin das Opfer solch gräßlichen Zufalls werden mußte, — das brutale Spiel des Schicksals, vor dem die Götter selbst ihre Lieblinge nicht zu schützen vermögen. Diese, zuweilen plötzlich ausbrechende Krankheitsform läßt sich in ihrer Entwickelung bei Hölderlin an manchen monatelang vorspukenden Symptomen in den Gedichten und Briefen verfolgen; nur muß man sich hüten, etwa ohne Kenntnis der zeitgenössischen philosophischen Ausdrucksformen, an der verwickelten Sprache seiner Fragmente bloß Merkwürdiges gleich für pathologisch zu erklären. Nicht minder findet der Wahnsinn am menschlichen Geiste einen Kämpfer, der seine Waffen keineswegs nach der ersten Wunde streckt, und wenn verlorene Kräfte schon nicht wieder eingeholt werden können, so muß doch der zusammenschmelzende Rest der Gegenstand stets wachsender Teilnahme sein, bis schließlich ein bloßes Trugbild des Geistes uns scheuchend wieder auf uns selbst verweist. In der Tat setzt Hölderlin unter der Pflege der Seinigen in Nürtingen seine literarischen Beschäftigungen fort. Er vollendet noch umfangreiche philosophische Gedichte, neben denen eine Fülle von Entwürfen steht. Dürfen wir diese also nicht als Zeugnisse eines neuen Erlebens ansprechen, so tritt doch der bislang erarbeitete geistige Besitz in so eigen-

artigen Kombinationen auf, daß die Geschichte des deutschen Geistes mit diesen Dichtungen ebensosehr bereichert worden ist, wie etwa durch die im Schatten des Wahnsinns geschriebenen Kapitel von Nietzsches Zarathustra.

„Nachtgesänge" nennt Hölderlin selbst diese Dichtungen. Neben Entwürfen, die Heroen wie Kolomb und Luther oder „das Wirtemberg" feiern sollen, stehen, wenn sie nicht gar früherer Zeit angehören, zwei Ansätze zu Hymnen auf Napoleon Bonaparte. Sechs vollendete Hymnen scheinen den Kreis seines Nachtwissens zu erschöpfen. Ein von ihrer Bedeutung durchdrungener Betrachter wollte diese jüngst in einen sich steigernden gedanklichen Zusammenhang rücken, freilich ohne diesen bei dem unberechenbaren Geisteszustand des Dichters beweisen zu können.

Das „Andenken" schweift nach pastellartig hingewischten Bildern der südfranzösischen Landschaft zu den seefahrenden und handeltreibenden Freunden von Bordeaux, um mit dem Worte „Was bleibt, aber Stiften die Dichter" die eigene Bedeutung neben den Praktikern zu betonen. — Ein allgemeineres Bekenntnis der Persönlichkeit gibt „der Rhein;" das Schicksal des Stromes wird hier, minder harmonisch geführt, als der schlangenwandelnde Strom in Goethes Mahomet, zum Symbol des eigenen Schicksals; der nach Erlösung seufzende Stromjüngling, den ungeduldig „nach Asia trieb die königliche Seele", muß mit dem Leben kompromittieren:

Und schön ists, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Land
Begnüet und das Sehnen stillt

Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

In den Versen:

Ein Rätsel ist Reinentsprungenes,
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfingst, wirst du bleiben,
Soviel auch wirket die Not
Und die Zucht, das meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet, . .

klingen Goethes orphische Urworte vor:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Dem Genius, der gefährdet ist, in Titanenwiderwillen sich aufzubäumen wider das Los, daß er sich von den Göttern, die er verkündet, zerbrechen lassen muß, treten unnennbare Halbgötter entgegen, die das Leben unbekümmert erfaßten: Rousseau, der in dionysischem Rausche den Guten verständlich war, aber mit Recht die achtungslosen mit Blindheit schlägt. Damit wechselt ein Bild quietistischer Sehnsucht aus der Überfülle des Lebens, in der Natur ein Brautfest der Menschen und Götter zu feiern! Die alte These, daß der Mensch in der Erinnerung zur Sophrosyne gelangt, führt zu Sokrates, — dem Zecher im Symposion, — der es vermochte,

Vom Mittag bis in die Mitternacht
Und bis der Morgen erglänzte
Beim Gastmahl helle zu bleiben.

Sinclair wird schließlich dieses Bild der vielfachen Lebensmöglichkeiten gewidmet.

Das große ästhetische Problem der Griechheit unter deutschem Volkstum, — das „bloße Glück" des Modernen, im Naturzustande der Einbildungskraft leben zu dürfen, — kehrt in der „Wanderung" wieder, die der Dichter unternimmt, um die Charitinnen von Jonien her einzuladen, unter „Wilden" zu wohnen. — „Germanien" aber in seiner Eigenart muß losgelöst werden von dem Vergleich mit der Antike:

Nicht sie, die Heiligen, die erschienen sind,
Die Götterbilder in dem alten Lande,
Sie darf ich ja nicht rufen mehr —
Und rückwärts soll die Seele mir nicht fliehen
Zu euch, Vergangene! die zu lieb mir sind. . . .

Aber wie der Friede die goldene Zeit herabführt, so tritt nun Deutschland das Erbe der hellenischen Vorwelt an:

Du bist es, auserwählt,
Allliebend, und ein schweres Glück
Bist du zu tragen stark geworden.

Geweiht durch das Geschenk der „Blume des Mundes", der Rede, wird sie in der Mitte der Zeit, wehrlos, zur Priesterin und Ratgeberin den Völkern, — wiederum aber wird sie das Letzte nicht aussprechen:

Dreifach umschreibe du es,
Doch unausgesprochen auch, wie es da ist,
Unschuldige, muß es bleiben,

Aber die goldene Zeit im Leben der Völker weist auf Unendlicheres hin, und neben der Geschichte fordert die Religion ihr Recht. Mit fortschreitender Kühnheit, wie in Goethes Ewigem Juden, in Lenaus Beethovenphantasie und in moderner Malerei, wird Hellenisches und Christliches zusammengerückt. Wie er Gottes Bild jederzeit gesungen hat, „das lebet unter den Menschen," so hat er zulange vor den Göttern des Olymps den „Einzigen", seinen Herrn und Meister vernachlässigt; er würde ihn auch wohl in den Olymp treten lassen,

Es hindert aber eine Scham
Mich, dir zu vergleichen
Die weltlichen Männer.

Und so feiert er ihn, auf die Gefahr hin, das Maß zu verlieren:

Denn zu sehr
O Christus, häng ich an dir,
Wiewohl Herakles Bruder.
Und kühn bekenn ich, du
Bist Bruder auch des Eviers, der
An den Wagen spannte
Die Tiger und hinab
Bis an den Indus,
Gebietend freudigen Dienst,
Den Weinberg stiftet und
Den Grimm bezähmte der Völker.

Neben die Gestalt des christlichen Heros aber tritt der große Zusammenhang der christlichen Offenbarung in der Verherrlichung von „Patmos", dem sagenhaften Entstehungsorte der Johanneischen Apokalypse. „Da gehäuft sind rings die Gipfel der Zeit und die Liebsten nahe wohnen, ermattend, auf getrenntesten Bergen", so

führt ihn ein Phantasieflug über das „unschuldige“ Wasser zu den Asiatischen Inseln, unter denen er zum „menschenleeren Hause“ von Patmos gelangt, um hier das Gastgeschenk der Offenbarung gleich dem Lieblingsjünger zu erhalten. Wie das Christentum unter dem Siegerblick des scheidenden Gottes gemeindebildende Kraft gewinnt, — dies alte Problem Hegels und seiner eignen Empedoklesdichtung erfüllt ihn noch einmal, und wie die Ideen in der Geschichte verschiedenes Schicksal haben, gleich den Körnern der Worfschaufel. Aber das überwältigende Bild wagt er nicht auszuführen, nur bereit, im Notfalle bekennen zu wollen: dann aber würde er vom jüngsten Gerichte im Sinne heiliger Schriften sprechen. Denn noch hat das Christentum seine Kraft, und wenn wir der Mutter Erd' und jüngst dem Sonnenlichte gedient haben, „unwissend“, so liebt der Vater am meisten, daß der „feste Buchstab gepfleget werde“ und „Bestehendes gut gedeutet“. „Dem folgt deutscher Gesang.“

Man sieht in der Unterwerfung unter den festen Buchstaben bei ehemals Strebenden gern ein Zeichen sinkender Kraft. Man braucht nicht tendenziös zu sein, um Hölderlins Streben nach Voraussetzungslosigkeit hier in Unpersönlichkeit umschlagen zu sehen, und wenn schon Ärzte die Neigung Geisteskranker zur Apokalypse betonen, so bleibe dahingestellt, wie Hölderlin in gesunden Tagen sich mit den eschatologischen Anschauungen der Bibel abgefunden hätte. Eine Neigung, absonderlichen Motiven nachzuhängen, liegt jedenfalls auch, im Gedichte „Die Wanderung“, in der Wiederaufnahme der mit Leibniz Theodizee verbreiteten Sage vom Ursprung der Germanen im Osten, und eine kühne Kombination im Ge-

dichte „Germanien“ darin, daß Jupiters Adler vom Indus her über den Parnassus und Italia fliegend Germania beruft. Eine Art mit geographischen Begriffen zu romantisieren, verbindet sich bei Hölderlin mit seiner alten Liebe zu Griechenland und Jonien; Taurus und Messogis, der Pactol und der Tmolus faszinieren schon als bloße Namen in seinen Dichtungen.

Neu und dem früheren Stile des Dichters zuwider ist das Durchbrechen von Parenthesen, bald auf den Inhalt bezüglich: „Und hier ist der Stab des Gesangs niederwinkend“, bald persönlich: „Wenn solches zu sagen erlaubt ist“ oder als unheimliches Selbstbekenntnis:

Nie treff ich, wie ich wünsche
Das Maß. Ein Gott weiß aber
Wann kommt, was ich wünsche, das Beste.

Neben diesen umfangreicheren Dichtungen bleibt die altgewohnte Odenform zu Recht. Oden aus dieser Zeit der Geistesdämmerung hat er sogar selbst noch in einem Taschenbuch auf das Jahr 1805 veröffentlicht. Es handelt sich jedoch nur um Umarbeitungen älterer Konzeptionen, auch in Sapphos Schwanengesang, wofür die frühere Fassung nicht bekannt geworden ist.

Seine übrige Zeit füllt er mit Übersetzen aus. Unter mancherlei Versuchen sei zunächst der Sophokles-Übersetzungen gedacht. König Ödipus und „Antigonä“, wie er mit Vossischer Orthographie schreibt, erschienen 1804 mit einer Widmung an die Prinzessin Auguste von Homburg. Ferner übersetzt er eine Reihe von Pindars pythischen und olympischen Siegesgesängen, die neuerdings zugänglich geworden sind. Im ganzen bleibt hier nicht nur der bloße Umfang der Arbeit als Leistung

eines Kranken bemerkenswert, in diesen Arbeiten setzt Hölderlin dem übergewaltigen Einfluß des Griechentumes, mit dessen Verarbeitung sein Leben erfüllt war, ein letztes Denkmal.

Theoretisch aber offenbaren sich ihm die Griechen immer eigenartiger. Er sieht in ihnen ein Volk von südlichem Temperament, das er durch seine Wanderschaft nach Bordeaux als orientalisch, athletisch, voll des Feuers vom Himmel sich besonders veranschaulichen zu können glaubte; ihnen gegenüber vergegenwärtigt er sich die Deutschen als kalte Nordländer voll Klarheit und schöner Leidenschaft, während die Griechen weniger Meister des heiligen Pathos sind, weil es ihnen angeboren war; ihr Reich ist ein Apollonsreich, für das Junonische Nüchternheit wünschenswert ist, wie sie Homer in Darstellungsgabe und Geistesgegenwart sich erbeutet hat. Er spricht sogar auch von Kunstfehlern bei ihnen und einer Verleugnung des Orientalischen in ihrer Kunst. Sie fühlen sich im Todesgefühle wie in einer Virtuosität, dagegen die abendländische Kunstform darin besteht, daß wir, „stille in einem Behälter eingepackt, vom Reiche der Lebendigen hinweggehen", während der dramatische Dichter „in Flammen verzehrt, die Flamme büßt, die wir nicht zu bändigen vermochten". Vor allem bleibt gegenüber exzentrischer Begeisterung, d. h. gezwungenem Pathos, noch immer die Einfalt der Griechen, d. h. der Stil, nachahmenswert; ihre Kunst ist eine heilige Schicklichkeit, womit sie in göttlichen Dingen verfahren mußten. Eine zwischen Extremen anmutig sich bewegende Grundstimmung des Dichters fordert er bald im älteren Bilde, als Mischung des himmlischen und irdischen Elementes, bald

als poetische Dreieinigkeit von zartem Sinn, Kraft und Geist.

Er betont die Notwendigkeit einer objektiven Selbstkritik; und es klingt, als ob er lächelte, wenn er sagt: „Ich dünke Dir wohl ein rechter Büßender." Er hat ein bestimmtes Gefühl von seinem neuen Stile. Er betont, daß er seine Stoffe so ausgewählt hätte, wie er wußte, daß er stand. Er weiß, daß er jetzt mehr aus dem Sinne der Natur schreibt. Immer größerer Objektivität auch in seinen „Nachtgesängen" wird er sich bewußt. Sie sind eine Opferung des Dichters an die Leser; Liebeslieder sind müder Flug dagegen. Die Architektonik des Himmels und Darstellung der Heroenschicksale bewegen ihn und das Studium des Vaterlandes. So macht sich auch die Abgrenzung des Individuellen vor allem in seiner Selbstbehauptung gegenüber dem griechischen Dogma bemerkbar; wie er sich selbst mehr fühlt, soll es auch das Volk, dem er angehört. Wie er auf ethischem Gebiete das Ertragen des Glückes als die schwerste Tugend bezeichnet, so vergleicht er auf dem Gebiete der induktiven Kunstlehre seine frühere bedingungslose Hingabe an das griechische Ideal mit einem Tantalusglücke, dem gegenüber wir nichts schwerer lernen, als das Rationelle frei zu gebrauchen.

Die Anmerkungen zu den Sophoklesübersetzungen fassen diese in seinen Briefen ausgesprochenen Ansichten noch einmal systematisch zusammen. Aus ihnen geht hervor, daß diese beiden Dramen als Musterbeispiele für die Typen der Tragödie aufgefaßt werden sollten, als Proben für den Unterschied von Orientalisch und Hesperisch. Als Berichte von mündlichen Äußerungen und Auf-

zeichnungen Sinclairs gibt Bettina von Arnim in ihrem Buche „die Günderode" Paraphrasen der schwer lesbaren Anmerkungen, die vielleicht oft zu subjektiv formuliert und von Schelling her inspiriert sind, die jedoch von neuem die gleichen Ziele beider Geister bestätigen und die Anmerkungen in unauflöslicher Mischung von Dichtung und Wahrheit ergänzen können. Die Poesie wird hier ganz in Schellings Sinn zur rhythmischen Auseinanderlegung des Absoluten. Sein Geheimnis offenbart sich in dem Widerstreit des dichterischen Wahnsinns und des bildenden Triebes, des Aorgischen und Organischen, — in der Vereinigung beider in einem Momente des Besinnens im Geiste, der Cäsur. Deren verschiedene Lage bildet das Kriterium der beiden, schon im Aufsatze über die Entstehung der Tragödie unterschiedenen Typen derselben, des König Ödipus und der Antigone. Im Dichter aber offenbart sich der dichtende Gott, er ist der Pfeil des Gottes, seinen Rhythmus vom Bogen zu schnellen. Wie aber Zeus der Vater der Tragödie ist, in der Gott und Mensch sich einen, so wird diese ästhetische Anschauung auf religiösem Gebiete durch ein kindliches „Nicht wie ich will, sondern wie du willst" ergänzt.

Von Bettina nicht berücksichtigt führt ein Winckelmannischer Gedanke in die Anmerkungen ein. Bereits in der Tübinger Dissertation verwandt, dient er jetzt zur Formulierung seiner alten Forderung, daß der Dichter seiner Technik sich versichern müsse, und so verlangt er, daß man die Poesie zur μηχανη der Alten erhebt. Er selbst bekennt, den Ausdruck des Originals entsprechend dem Nationalcharakter der Sprache, in der es übertragen wird, gemildert zu haben.

Erschütternd ist die raunende Darstellung, in der die fragmentarischen Gedanken über die Grundlagen der Poesie, die jahrelang im Pulte ruhen mußten, endlich noch vor ein großes Publikum treten. Erschütternd die in seinen Briefen sich allmählich vollziehende Erstarrung der sprachlichen Gewandtheit mit einer wachsenden Tendenz zum formelhaften und zum prägnanten Ausdruck, hinter dem der ermüdete Geist auszuruhen, durch den er an Versuchen sich aufzuraffen gehindert zu werden scheint. Ebenso erscheint in seinen Gedichten und Übersetzungen die fließende Gewandung der Sprache seiner Blütezeit archaisch drapiert. Es ist neuerdings gezeigt, daß zwischen Hölderlins Sprache in dieser Zeit eine Brücke führt zu der prägnantesten Sprache Klopstockischer Oden. In der Tat geben bereits in der Homburger Zeit die freien Rhythmen der letzten Empedoklesfassung Gelegenheit, die gleichmäßige Modulation, in der das einzelne Wort vom Gedanken beleuchtet wird, durch Akzente zu unterbrechen, die dem Worte selbst Eigengewicht geben. Ein bewußtes Hinstreben nach dieser Richtung beweisen die Oden Chiron, Blödigkeit, Ganymed, deren Umarbeitung unverkennbar nicht so sehr auf eine Veränderung des Gedankens als der Wortfügung zielt. Von diesem Gesichtspunkte aus lassen sich auch manche, noch in dieser Ausgabe den Produkten des endgültigen geistigen Verfalls zugerechnete, Ansätze, wie „Lebensalter" und „Winkel von Hardt", für die Zeit der Dämmerung gewinnen, wie ja auch in „Hälfte des Lebens" bereits, unabhängig von diesen Beobachtungen, der Versuch zu einem neuen lyrischen Stil erkannt worden ist. Vor diesem eigenen Stil muß der Biograph freilich der

Tatsache des Krankhaften sich immer bewußt bleiben, ihm muß der Übergang vom Wohllaut zur Prägnanz und das monologisch Andeutende unheimlich werden. Die Bilder, die in guten Zeiten die Fülle des Gedankens abrundeten, erscheinen in den Gedichten oft überkühn und kontrastieren zu lebhaft zu dem eintönigen Hintergrund, nichtsdestoweniger bemächtigt sich auch der hilflosere Geist noch des Tiefsinnes seines Stoffes gleich einem Hellseher oder Schlafwandler; denn nirgends wird man, von äußeren Anakoluthen abgesehen, Lücken des Gedankenganges entdecken können, vielmehr bewegt sich derselbe, wo er nicht schon in den Oden im Geiste guter Zeit geschlossen komponiert war, in den freieren Wellenlinien der Dithyrambendichtung Pindars.

Auch für die Übersetzungen gilt die jüngere Beobachtung, daß Hölderlin ein Streben leitete, die Eigenart des Vorbildes eher in der Wortfügung als in der Treue gegen die Bedeutung der Worte wiederzugeben. Von Zeitgenossen Hölderlins wird auch die Anpassung des Übersetzers an das Original soweit verteidigt, daß zusammenhängende Satzteile durch Dazwischenschiebungen auseinandergerissen werden können, eine Erscheinung, die in Hölderlins Pindarischen Oden besonders zutage tritt. Andererseits werden, wenn man auf Treue gegen das Original verzichten will, Schwierigkeiten der griechischen Syntax überraschend vereinfacht. Überhaupt dunkle Stellen finden sich kaum. Wenn statt des Gewollten das Gegenteil gesagt wird, so ist diese Flüchtigkeit dem Kenner der Handschriften aus gesunden Tagen geläufig. Wenn Worte mit ähnlich klingenden verwechselt werden und tiefere Mißverständnisse unterlaufen, so ist die Frage

ob es sich hier mehr um Mängel der Apperzeption oder der grammatischen Sicherheit handelt, schwer zu entscheiden, solange nicht Übersetzungsversuche aus früheren Zeiten vergleichbares Material geliefert haben.

Unzweifelhaft wohnen den Produkten dieser Zeit dämonische Reize inne, und wer den Werken der Alten mit mystischer Andacht begegnet, dem mag die heraklitische Dunkelheit Hölderlins mehr sagen, als eine nach Klarheit strebende Arbeit. Nicht minder kommen sie einer Anschauung entgegen, die die Eigenart eines Kunstwerks unabhängig vom biographischen Zusammenhang erfassen zu können glaubt. In unsern Tagen neu betont, berührt diese sich mit dem romantischen Standpunkt. Achim von Arnim durfte in „Patmos" letzte stilistische Offenbarungen erblicken, und Bettinas Rhapsodie über den neuen Stil beginnt:

„St. Clair gab mir den Ödipus, den Hölderlin aus dem Griechischen übersetzt hat, er sagte, man könne ihn so übel verstehen, daß man die Sprache für Spuren von Verrücktheit erklärt, so wenig verstehen die Deutschen, was ihre Sprache herrliches hat. — Ich habe nun auf seine Veranlassung diesen Ödipus studiert; ich sage dir, gewiß, auf Spuren hat er mich geleitet, nicht der Sprache, die schreitet so tönend, so alles Leiden, jeden Gewaltausdruck in ihr Organ aufnehmend, sie und sie allein bewegt die Seele, daß wir mit dem Ödipus klagen müssen, tief, tief. — Ja es geht mir durch die Seele, sie muß mittönen wie die Sprache tönt. Aber wie mir das Schmerzliche im Leben zu kränkend auf die Seele fällt, daß ich fühle, wie meine Natur schwach ist, so fühle ich in diesem Miterleiden eines Vergangenen, Ver-

lebten, was erst im griechischen Dichter in seinen schärfsten Regungen durch den Geist zum Lichte trat, und jetzt durch diesen schmerzlichen Übersetzer zum zweitenmal in die Muttersprache getragen, mit Schmerzen hineingetragen — dies Heiligtum des Wehtums — über den Dompfad trug er es schmerzlich durchdrungen. Geweihtes Blut tränkt die Spur der verletzten Seele und stark als Held trug er es herüber. — Und das nährt mich, stärkt mich, wenn ich abends schlafen gehe, dann schlage ichs auf und lese es, lese hier, dem Päan gesungen, den Klaggesang, den singe ich abends auf dem Dach, vom Taubenschlag aus dem Stegreif, und da weiß ich, daß auch ich von der Muse berührt bin, und daß sie mich tröstet, selbst tröstet, O, was frag ich nach den Menschen, ob sie den Mangel an historischem Sinn und der Logik an mir rügen, ich weiß den Teufel was Logik ist."

Auch hier folge der Anfang des „Klaggesanges, dem Päan gesungen":

Weh! weh! weh! weh!
Ach! wohin auf Erden?
Jo Dämon! wo reißest du hin?

Jo Nachtwolke mein! du furchtbare,
Umwogend, unbezähmt, unüberwältigt!

O mir! wie fährt in mich
Mit diesen Stacheln
Ein Treiben der Übel!

Apollon wars, Apollon, o ihr Lieben! . . .

Wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen..." Wir wissen nicht ob Hölderlin sich seines Zustandes bewußt war. Den Freunden in Homburg wurde es schwer, an den Wahnsinn Hölderlins zu glauben. Es schien ihnen oft, als ob er nur zeitweilig die Maske des Wahnsinns vornehme und diese eine „aus wohl überdachten Gründen angenommene Äußerungsart sei". Hegel hoffte später noch für ihn Rettung, wenn man ihn bewegen könnte, sein Äußeres wieder zu pflegen. Bettina schreibt, „ihm zuzuhören sei gerade, als wenn man es dem Tosen des Windes vergleiche, denn er brause immer in Hymnen daher, die abbrechen, wie wenn der Wind sich dreht, — und dann ergreife ihn wie ein tieferes Wissen, wobei einem die Idee, daß er wahnsinnig sei, ganz verschwinde, und daß sich anhöre, was er über die Verse und über die Sprache sage, wie wenn er nah dran sei, das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten, und dann verschwinde wieder alles im Dunkel und er ermatte in der Verwirrung, und meine, es werde ihm nicht gelingen, sich begreiflich zu machen". Zeitweilig aber scheint sich seine Aufregung zur Angst gesteigert zu haben, so daß er die Saiten seines Klaviers in tobsüchtigem Spiele zerriß. Im Frühling 1806 verschlimmerte sich sein Zustand wieder so, daß es geboten schien, ihn von Homburg fortzunehmen, wo er schließlich seiner Irrungen wegen geradezu durch den Pöbel gefährdet war. Einen letzten erfolglosen Heilungsversuch wagte man mit ihm, indem ihn Sinclair, unter dem Vorwande in Tübingen Bücher einzukaufen, dorthin in die Klinik Autenrieths brachte. Im Sommer 1807 gab ihn seine Familie in Tübingen

dauernd bei dem überaus biederen Tischlermeister Zimmer in Kost und Pflege. In einer Erkerstube des Zimmerischen Hauses, unter dem der oft von ihm besungene Neckar rauscht, und von dem aus man auf die sich in lieblichen Tälern öffnende Alb blickt, fand er unter teilnahmsvollen Menschen die Heimat für sein ferneres Schattenleben.

Darüber berichten, die ihm nahestanden, manche Einzelheiten. Die Fülle der Anekdoten vermag nicht, den Nebel zu lüften, in dem ein mitleidiger Gott seinen ermatteten Schützling den Kämpfen des Lebens entrückt hat. Die Bedingung seiner Existenz, sich poetisch zu äußern, forderte ihm beständig Zeugnisse ab. Wir sinnen dem Geheimnisvollen liebend nach, ohne die lächerliche Wahrheit begreifen zu wollen, daß es hier nichts zu verstehen gibt. Seine Dichtungen zeigen, daß ihm die alliebende Natur nicht fremd geworden ist. Idyllische Bilder aus dem täglichen Leben tauchen auf und huschen flüchtig vorüber. Landschaften, Tages- und Jahresstimmungen erscheinen mit tiefsinnigen Betrachtungen verbunden. Noch immer packen Selbstbekenntnisse, so im Gedichte „Das fröhliche Leben", so im Vierzeiler:

Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Die Jugendtage sind wie bald, wie bald verflossen.
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.

Diotimas Erinnerung taucht gelegentlich auf. Zimmer und häusliche Anlässe, wie die Geburt eines Kindes, veranlassen ihn zu Äußerungen. Vor allem aber beherr-

schen ihn noch Abstraktionen, die Jugendthemen, Freundschaft und Ruhm, diese ältesten Eintragungen auf der Tafel seines Geistes, halten am längsten vor. Betrachtungen über die verschiedenen Lebenslinien, mit einem Diesseits und Jenseits, führen zum Philosophischen. Des Geistes Werden, das zum „Bunde mit sich selbst" führt, das „Wissen, welches tief der Geistigkeit gelinget", und die Erfahrung, daß „Von dem Sichgeistigen des Lebens Jahre zählen", das Bild der ewigen Schönheit selbst, diese Gedanken hatten ihn zu tief bewegt, als daß die Krankheit sie ihm hätte entfremden dürfen. — Wo er im klassischen Versmaß haftet, überrascht noch immer eine meist sichere Rhythmik. Die Vierzeiler entbehren nicht der Abrundung. Die strophischen Gedichte mit klapperndem Reim scheinen ihm am leichtesten geworden zu sein. Der Ausdruck schwankt zwischen Dunkelheit und rührender Banalität. — Sein Geist war nie ganz stumpf, und suchte in beständigen verworrenen Selbstgesprächen nach Form. Auch nichtssagende Korrespondenzen an die Seinigen sind erhalten, die gewöhnlich mit Formeln wie „ich fühle, daß ich schließen muß", unvermittelt abbrechen. Er hielt noch lange den Gedanken, seine gesammelten Gedichte zu veröffentlichen, eifersüchtig fest, freute sich aber doch, als Uhland und Gustav Schwab, im Verein mit Kerner und anderen Verehrern, 1826 eine erste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet hatten.

Hölderlins Zustand war von unberechenbaren Anfällen abgesehen gutartig. Bis ins hohe Alter behielt sein Äußeres etwas verehrungswürdiges. Er fand viel Teilnahme, doch lockte auch das Kuriosum, einen wahn-

sinnigen Dichter bestaunen zu dürfen, manchen Besucher an. Man fand meist einen übermäßig höflichen, zerstreuten Menschen, der sich gern „Herr Bibliothekar" titulieren hörte, andere mit „Ew. Majestät" oder „Ew. Heiligkeit" anredete, und auf Wunsch bereitwillig Verse niederschrieb, die er mit „Scardanelli" und törichten Daten zeichnete. Die Erinnerungen an das Leben waren nicht verloschen; „der Herr von Goethe" schien ein Gegenstand seiner stillen Abneigung zu sein, Schellings gedachte er oft, die Erinnerung an das unerreichte Vorbild seiner Jugend begeisterte ihn wohl zu dem Ausruf „Mein herrlicher Schiller". Fragen nach Diotima schnitt er kurz ab. Das Symbolum Ἓν καὶ πᾶν, das ihm über einem Studiertisch in die Augen fiel, bannte ihn; einmal sagte er davor: „Ich bin nun orthodox geworden, Ew. Heiligkeit. Nein! Nein! ich studiere gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant und beschäftige mich viel mit der neueren Philosophie." Die Nachricht vom Freiheitskampf der Griechen steigerte die Tätigkeit seiner Lebensgeister vorübergehend. Durch Aufmerksamkeiten wurde er erfreut; konnte er die mittelbare Liebe der Seinigen nicht mehr würdigen, so war er den Pflegeeltern und der Tochter Lotte, von ihm „heiligste Jungfer Lotte" genannt, so sehr zugetan, als sein Gemüt dessen noch fähig war. Uhland pflegte Hölderlin zum Geburtstage Hyazinthensträuße zu schenken, die ihn „rasend" freuten. Wenn man Stellen seines Hyperion und seiner Gedichte lobte, war er sichtlich geschmeichelt. Unsicherheitsgefühle äußerten sich oft in dem Worte „es geschieht mir nichts". Beruhigung fand er in einer Vorlesung aus dem Homer oder in der Musik; stunden-

lang konnte er am Klavier ein kindliches Thema variieren. In früheren Jahren sang er auch wohl. „Man erkannte an seiner Stimme einen ehemals guten Tenor, die Worte waren nicht zu verstehen, der Geist des Gesanges Schwermut und Trauer, aber das überschwengliche Pathos störte die Wirkung und machte eher einen beängstigenden Eindruck."

Die Studenten nahmen sich seiner an. Der sich genialisch verbrausende Waiblinger fand den Weg zu Hölderlins sprödem Inneren, als er von 1822—1826 dort studierte. In den letzten Lebensjahren trat ihm Gustav Schwabs Sohn Christoph nahe. Man sah ihn oft friedlich rauchend mit hinaus vors Tor, in die Gärten und Weinberge ziehen. „In den Jahren, da Waiblinger mit ihm verkehrte, nahm dieser ihn jede Woche einmal in sein Gartenhaus, unterhalb der Stadt auf dem Österberge, mit, von wo man die Aussicht über grüne freundliche Täler hatte, über die am Schloßberge emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alb. Beim Eintritt verneigte Hölderlin sich jedesmal aufs verbindlichste und empfahl sich in Waiblingers Gunst und Gewogenheit. Dann öffnete er das Fenster, setzte sich in die Nähe desselben und lobte die Aussicht in ganz verständiger Weise. Wenn er so dasaß, die ihm von Waiblinger gebotene Pfeife rauchend, und in die Ferne hinausblickte, verstummte das laute Denken, und sicher waren es friedliche Bilder, die jetzt an seinem inneren Auge still vorüberglitten."

Hölderlins Leibliches wurde 73 Jahr alt. Seine Kräfte hatten allmählich abgenommen, doch kündigte sich

sein Ende nicht in außergewöhnlicher Weise an. Am 7. Juni 1843 fühlte er sich plötzlich des abends sehr unwohl, ging, um sich zu erleichtern, zum offenen Fenster und sah lange in die schöne Mondnacht hinaus, was ihn etwas zu beruhigen schien; indessen nahm seine Mattigkeit zu und er legte sich ins Bett. Hier fühlte er bald den Tod herannahen, faltete die Hände und betete; „man hörte ihn nur wenige Worte sprechen und darunter nichts, was auf ein Erwachen des Geistes schließen ließ; dann starb er." Am 10. Juni, 10 Uhr morgens, ward er bestattet. Chr. Schwab, der am Grabe einige Worte sprach, erzählt weiter: „Ein voller Lorbeerkranz schmückte das Haupt des Toten. Seiner Leiche folgten trotz eingetretenen Unwetters außer Verwandten viele Studierende und mehrere Professoren ... Als der Sarg niedergelassen wurde, erhellte sich der trübe Himmel, und die Sonne goß ihre freundlichen Strahlen über das offene Grab."

Auf dem Grabmal, das ihm sein treu liebender Stiefbruder errichtete, steht der Schluß jener Jugendhymne an das Schicksal:

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land.

Eine von Emmerich Andresen geschaffene Jünglingsgestalt „Der Genius des Ruhmes" im Tübinger Botanischen Garten hat die Sockelinschrift: Hölderlin. Auch Homburg hat ihm einen Denkstein gesetzt.

Ch. Th. Schwab sammelte ein erstesmal Hölderlins

Werke und Briefe und gab sie 1846 heraus. Mörike konnte noch manches veröffentlichen. Hölderlins Nachlaß ruht auf der Landesbibliothek zu Stuttgart und auf der Stadtbibliothek zu Homburg vor der Höhe. Eine Reihe von Gedichten daraus ist noch unbekannt geblieben. Mancherlei Autographen sind in die Winde zerstreut.

Zur zweiten Auflage steuerten bei:
H. Lang in München das Gedicht „Der Frühling", aus der Wahnsinnszeit, Bd. II, S. 396,
G. Baethcke in Berlin das Gedicht „Freundschaft", aus der Wahnsinnszeit, Bd. II, S. 393.

E. von Hellingrath in München gab im Interesse der Ausgabe aus seinen Studien, ehe ich selbst Hölderlins Nachlaß neu durchsah, das Distichon „Die Vortrefflichen", Bd. III, S. 393, den letzten Aphorismus Bd. III, S. 359, die Übersetzung der sophokleischen Chorlieder nebst ihrer Datierung Bd. III, S. 171 f. Er beriet mich in freundlichster Weise bei der Textrevision der Proben aus den Pindarübersetzungen. Der Text der Sophoklesübersetzungen verdankt ihm eine größere Reihe von Konjekturen.

Den Beiträgern sei an dieser Stelle wärmstens gedankt, nicht minder der kgl. Bibliothek zu Berlin, und, für die Überlassung des neuen handschriftlichen Materials, der Stadtbibliothek zu Homburg v. d. H., ganz besonders aber der kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart.

Für die zweite Auflage ist verändert worden:

Bd. I, durch Auslassung der Briefe, die in umfangreicherer Auswahl gesondert herausgegeben wurden (Jena 1910). Statt dessen sind die Vorstufen zum Hyperion berücksichtigt, teils nach B. Litzmanns Ausgabe (Cotta 1895), teils entsprechend Franz Zinkernagels Feststellungen, soweit sie meine, in der Einleitung zur ersten Auflage angedeuteten, Vermutungen korrigierten. (Die Entwickelungsgeschichte von Hölderlins Hyperion. Straßburg. 1907.) Aus seinem diplomatischen Abdruck der Fragmente wurde ein neuer Text

gewonnen. Von seiner Anordnung der Fragmente: „II. Text der Lovellfassung" bin ich abgewichen, indem ich aus inneren Gründen G. H. J. vor E. F. setzte. Marie Joachimi-Dege (Hölderlins Werke. Bong.) gibt dieselbe Reihenfolge, ohne ihre notwendige Berechtigung verteidigen zu wollen. Die Probe eines Vorentwurfes zur Schlußredaktion Bd. I, S. 325 ist hergestellt aus Fasc. III, Nr. 10 des Stuttgarter Cod. poet. et phil. 63.

Bd. II ist verändert durch eine umfassendere Auswahl der Jugendgedichte; Auslassung des nach Bd. I übergegangenen Fragmentes „Aus Hyperions Jugendgeschichte"; Einfügung der Gedichte auf Napoleon, S. 355; Zusammenziehung der Gedichte an die Prinzessin Auguste, S. 184, gemäß Euphorion IV, S. 92; Fortsetzung der Veränderung in der Interpunktion, und Textveränderung, S. 322 ff., zumeist nach Eberz, „Hölderlins Nachtgesänge", Ztschr. f. vgl. Litgesch. Bd. XVI, S. 364 ff. und 449 ff.; Absetzung des antiken Versmaßes im Gedicht „An Zimmern", S. 382, nach einem von Mörike signierten Blatt aus dem Nachlasse J. Bächtholds, abgeschrieben von E. Schmidt. Vermehrt außer den eingangs erwähnten Beiträgen durch das Gedicht „An Diotima", S. 133, aus: „Jena und Weimar", Almanach Diederichs 1908; ein Wahnsinnsgedicht „Der Winter", S. 398, aus dem „Inselalmanach auf das Jahr 1911"; und das Gedicht „An Diotima", S. 395, aus dem Stuttgarter Cod. poet. et phil. 63, Fasc. III, Nr. 2; und die Verse aus dem Gedicht „Die Muße", S. 394, aus den Homburger Papieren.

Bd. III bringt neben dem schon in der I. Auflage

im Gegensatz zur Litzmannschen Ausgabe ganz neu hergestellten Text der ausgeführten Szenen die Entwicklungsgeschichte dieser Arbeiten, ohne Hölderlins Randbemerkungen. Die Stufen sind:

I. Der Frankfurter Plan, S. 3ff. nach dem Stuttgarter Cod. poet. et phil. Nr. 63, Fasc. III, Nr. 10.

II. „Der Tod des Empedokles".

a) S. 11ff.: Fasc. II, pp. 1—22, 49—167. Nebst dem Anhang: Quartdoppelblatt pp. 2—4.

b) S. 103ff. Fasc. II, pp. 29—48. Anstatt pp. 23 bis 29 die Reinschrift aus Fasc. I, Nr. 40, von Anfang an bis „Im Busen die tyrannische Begierde". S. 109, Z. 9 v. o.

III. Die Vorstufe.

a) Zwei ausgeführte Szenen. S. 127. Fasc. I, Nr. 6, pp. 60a—66b.

b) Der Aufsatz „Grund zum Empedokles" und die zwei Skizzen. S. 139ff., 153ff. Fasc. III, Nr. 7, pp. 1b, 1a, 2—13. Skizzen I: pp. 14, 15. II: pp. 15, 16, 17, 18.

c) Die neue Ausführung. S. 157, Fasc. I, Nr. 6, pp. 60a, 60b; das Folgende zu streichen wegen der neuen Überleitung zu pp. 66b—72b. Davorzusetzen das Personenverzeichnis pp. 73a, dahinter das Szenar pp. 74a, 74b und die Randbemerkung „Manes" pp. 74b.

Neu sind in den Übersetzungen

I. zwei sophokleische Chorlieder, Text und Datierung von von Hellingrath;

II. in den Sophoklesüberſetzungen eine Reihe Konjekturen des Herausgebers, Marie Joachimi-Deges, von Hellingraths;
III. Proben von Pindarüberſetzungen, Text nach von Hellingrath, Blätter für die Kunſt 1910, 9. Folge, mit Beihilfe von Hellingraths revidiert.

Die proſaiſchen Fragmente ſind nach den Handſchriften zum erſten Male veröffentlicht. Noch nicht in dieſer Auswahl berückſichtigt ſind die Proſafragmente des Stuttgarter Fasc. I, ſofern ihre Aufnahme nicht von außen her für die Ausgabe in Betracht kam, von Fasc. III ferner Nr. 12, das Denkendorfer „Proömium", (Einl. S. III) und Nr. 5 das Tübinger Specimen (S. IX). Dieſe ſollen an anderer Stelle veröffentlicht werden, nebſt mehreren Anſätzen aus dem Folgenden. Nr. 13, „Zu Jacobis Briefen über Spinoza", iſt ausſchließlich Excerpt. Alle ſelbſtändigen Proſanummern dieſes Fascikels ſind hier veröffentlicht, ebenſo alle ſolche aus dem Foliobuch, Fasc. I, Nr. 6. An Überſchriften ſtammen von Hölderlin S. 361: „Über den Begriff der Strafe", S. 392: „Wink für die Darſtellung und Sprache", S. 415: „Der Geſichtspunkt, aus dem wir das Altertum zu betrachten haben", S. 420: „Ein Wort über die Iliade", S. 422: „Uber die verſchiedenen Arten zu dichten", Dazu kommen aus Chr. Th. Schwab: Fr. H.'s ſämtliche Werke 1846, II. S. 351 „Der Homeriſche Achill", S. 418, ferner aus den Homburger Papieren das Zwiſchenſtück S. 423 — „ſichtbare" S. 424, Z. 15 v. u.; aus der Hand von Hellingraths der oben erwähnte Aphorismus, vgl. Fasc. I Nr. 12; aus Euphorion Bd. VI, S. 94, der Aphorismus S. 427, vgl. ebdt. Nr. 32; aus

Wilhelm Lange. Hölderlin, eine Pathographie. Stuttgart 1909, S. 118 der Aphorismus S. 414, vgl. ebdt. Nr. 39. Die Anordnung entspricht den in der Einleitung angedeuteten chronologischen Zusammenhängen. Punkte, ..., bezeichnen von Hölderlin selbst, mit Absicht oder aus Flüchtigkeit gelassene Lücken, nur die Stellen S. 358, Z. 5 v. o., S. 398, Z. 6 u. 11 v. o., S. 403, Z. 2 v. u., S. 416, Z. 2 v. u. sind nicht entziffert. Versehen sind stillschweigend verbessert, insbesondere S. 399, Z. 11 v. o., „nichtepischen" statt ursprünglich „nichttragischen".

Die Einleitung ist nur zum geringsten Teil beibehalten und mußte entsprechend dem angewachsenen Material der Ausgabe und der inzwischen erschienenen Literatur vermehrt werden. Eine eingehendere wissenschaftliche Rechtfertigung aller hier verwerteten Resultate soll nicht mehr allzu lange ausstehen. Wichtig wurde Zinkernagels „Entwickelungsgeschichte des Hyperion", in Beziehung zu dessen Studien meine Interpretation des Hyperion sich ebenso sehr von seinen als von meinen früheren Anschauungen entfernte. Dasselbe gilt von den erwähnten Arbeiten von Eberz und Lange; dazu tritt Diltheys Aufsatz in „das Erlebnis und die Dichtung" 1906, 1907, ferner seine, Nohls und Sprangers Arbeiten auf philosophischem Gebiete. Letzterem persönlichen Dank für mündliche Anmerkungen. Von Hellingraths Münchener Dissertation „Pindarübertragungen von Hölderlin" konnte ich in letzter Stunde im Manuskript einsehen, und für die Einleitung kritisch berücksichtigen. — Erst durch die genauere Kenntnis der Jugendgeschichte Hegels und die Analyse der Aufsätze,

ihrer Beziehung zu den Briefen und ihres handschriftlichen Zusammenhangs mit dem Drama, wurde es gerechtfertigt, den Zusammenhang „Empedokles auf dem Ätna" als Vorstufe der Tragödie anzusetzen. Bis dahin mußten gefühlsmäßige Verteidigungen dieser Anordnung durch die Zusammenrückung des mythischen Gehaltes mit den Elegien der Zeit von 1801, insbesondere durch E. Pätzolds gewichtige Untersuchung (Hölderlins Brot und Wein. Ein exegetischer Versuch. Sambor 1897) widerlegt erscheinen. — Ein jüngster Versuch, die wirksamsten Verse der einzelnen dramatischen Phasen zusammenzukomponieren, um „eine der schönsten dramatischen Dichtungen für die Bühne zu gewinnen", kann hier nur als eine Sünde wider den heiligen Geist dichterischer Konzeptionen überhaupt bezeichnet werden, — so bildend Hölderlins Versifikation auch für die Sprechtechnik der zeitgenössischen Schauspielkunst wäre, und so wirksam die einzelnen Szenen wohl auf der Bühne sein könnten.

Spätjahr 1910 Wilhelm Böhm

Hyperion
oder der Eremit
in Griechenland

1797 . 1799

Non coerceri maximo,
contineri minimo, divinum est

Vorrede

Ich verspräche gern diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Kompendium, und um das fabula docet sich zu sehr bekümmern, indes die andern gar zu leicht es nehmen, und beide Teile verstehen es nicht.

Wer bloß an einer Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.

Der Schauplatz, wo sich das Folgende zutrug, ist nicht neu, und ich gestehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Buche zu versuchen, aber ich überzeugte mich, daß er der einzig angemessene für Hyperions elegischen Charakter wäre, und schämte mich, daß mich das wahrscheinliche Urteil des Publikums so übertrieben geschmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jetzt die Beurteilung des Plans noch nicht jedem möglich ist. Aber der zweite Band soll so schnell wie möglich folgen.

Erstes Buch

Hyperion an Bellarmin

Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid.

Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des Korinthischen Isthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Besonders der eine der beiden Meerbusen hätte mich freuen sollen, wär' ich ein Jahrtausend früher hier gestanden.

Wie ein siegender Halbgott, wallte da zwischen der herrlichen Wildnis des Helikon und Parnaß, wo das Morgenrot um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sikyon der glänzende Meerbusen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und schüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor seiner Lieblingin aus.

Aber was soll mir das? Das Geschrei des Schakals, der unter den Steinhaufen des Altertums sein wildes Grablied singt, schreckt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich

mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, so wird mir immer, als schnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und siehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Träne ins Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüt so gerade recht ist, ihre Sprüche anzubringen, die taten dann sich gütlich, ließen sich beigehn, mir zu sagen: Klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär ich reicher! —

Ja, vergiß nur, daß es Menschen gibt, darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingst, in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen.

Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sei mein eigen.

Fern und tot sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehr' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das

Messer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Lust hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darbend Wesen.

O selige Natur! Ich weiß es nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert, und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu sein mit allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der

Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewigeinige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

Hyperion an Bellarmin

Ich danke dir, daß du mich bittest, dir von mir zu erzählen, daß du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtnis bringst.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurück, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquickenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh' ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allen, was uns umgibt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein glücklich Wesen ist das Kind, solang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht; im Kind ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts.

Aber das können die Menschen nicht leiden. Das

Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiße des Angesichts sich abarbeite.

Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht weckt.

O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmal die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachstums dastehn in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich aufschließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstreckt.

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! ach wie ich oft da saß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Tina, und den Falken und Kranichen nachsah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn sie hinunter schwanden am Horizont! Dort hinunter! dacht' ich, dort wanderst du auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachtenden, der ins kühlende Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser über die Stirne sich schüttet.

Seufzend kehrt' ich dann nach meinem Hause wieder um. Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht' ich oft.

Guter Junge! sie sind noch lange nicht vorüber.

Daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel so nahe glaubt! Es ist die schönste aller Täuschungen, womit die Natur der Schwachheit unsers Wesens aufhilft.

Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und

am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte, und hinaufsah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoße des Berges saß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Äther sich fortbewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel! fragt' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als wärst du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirst nicht zürnen, daß ich deiner vergaß! — Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu suchen?*)

O wenn sie eines Vaters Tochter ist, die herrliche Natur, ist das Herz der Tochter nicht sein Herz? Ihr Innerstes, ists nicht Er? Aber hab' ichs denn? kenn' ich es denn?

Es ist, als säh' ichs, aber dann erschreck' ich wieder, als wär' es meine eigne Gestalt, was ich

*) Es ist wohl nicht nötig, zu erinnern, daß derlei Äußerungen als bloße Phänomene des menschlichen Gemüts von Rechts wegen niemand skandalisieren sollten.

gesehn, es ist, als fühlt' ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

Hyperion an Bellarmin

Weißt du, wie Plato und sein Stella sich liebten? So liebt' ich, so war ich geliebt. O ich war ein glücklicher Knabe!

Es ist erfreulich, wenn Gleiches sich zu Gleichem gesellt, aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die kleineren zu sich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worin die verzehrende Herrlichkeit des Geistes sich verbirgt, ist wenig und viel, wie ein zauberisch Losungswort, das Tod und Leben in seiner einfältigen Silbe verbirgt, ist wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in seinem kristallenen Tropfen.

Wie haff' ich dagegen alle die Barbaren, die sich einbilden, sie seien weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit töten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne weisen!

Verzeih mir, Geist meines Adamas! daß ich dieser gedenke vor dir. Das ist der Gewinn, den uns Erfahrung gibt, daß wir nichts Treffliches uns denken, ohne sein ungestaltes Gegenteil.

O daß nur du mir ewig gegenwärtig wärest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgibst, mit deiner Ruhe und Stärke, Ringer und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde, wie du! Unedles und Schwaches besteht nicht neben dir.

Wie oft warst du mir nahe, da du längst mir ferne warst, verklärtest mich mit deinem Lichte, und wärmtest mich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder bewegte, wie der verhärtete Quell, wenn der Strahl des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hätt' ich dann fliehn mögen mit meiner Seligkeit, damit sie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachsen, wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus. Du weißt ja, wie so manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil sie nicht genützt wird. Ich schweifte herum, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehilflichen Kräfte matteten vergebens sich ab. Ich fühlte, daß mirs überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an seinem Stoffe, der sogenannten kultivierten Welt, lange genug Geduld und Kunst geübt, aber sein Stoff war Stein und Holz gewesen und geblieben, nahm wohl zur Not die edle Menschenform von außen an, aber um dies wars meinem Adamas nicht zu tun; er wollte Menschen, und, um diese zu schaffen,

hatt' er seine Kunst zu arm gefunden. Sie waren einmal da gewesen, die er suchte, die zu schaffen seine Kunst zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo sie da gewesen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit diesem sich die einsamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch seh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung, noch hör' ich seinen Gruß und seine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den strebenden Geist besänftigt, und die einfältige Genügsamkeit wiederkehrt in die Seele — so stand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung? wiederholten sich nicht die Melodien seines Wesens? Was ich sah, ward ich, und es war Göttliches, was ich sah.

Wie unvermögend ist doch der gutwilligste Fleiß der Menschen gegen die Allmacht der ungeteilten Begeisterung.

Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Überredung braucht sie nicht; in allen Seiten, auf allen Tiefen und Höhen ergreift sie im Augenblick uns, und wandelt, ehe sie da ist für uns, ehe wir fragen, wie uns geschiehet, durch und durch in ihre Schönheit, Seligkeit uns um.

Wohl dem, wem auf diesem Wege ein edler Geist in früher Jugend begegnete!

O es sind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroenwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maß das jugendliche Treiben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Heide und des Walds und die wilden Moose des Felsen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen, und nach menschlicher Weise zu verstehen.

Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an seinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer anknüpft, und unser Geist allmählich waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn, und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangener Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüber schifften in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tänarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, ins düstre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas; ach! die ausgestorbenen Tale von Elis und Nemea und Olympia — wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeer, Rosen und Immergrün, ins wilde Flußbett sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist, wie das Bruchstück eines Tempels, oder im Gedächtnis, wie ein

Totenbild: — da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgotts Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt und schnitt den Dornbusch und das Heidekraut von den halb begrabenen Architraven, indes mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab: den Weizenhügel, die Oliven, die Ziegenherde, die am Felsen des Gebirges hing; den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Tal sich stürzte; und die Lazerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags — Lieber Bellarmin! ich hätte Lust, so pünktlich dir, wie Nestor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Lands geerntet hat; da liest man jeden Strohhalm auf. Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufstieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluten der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönten ineinander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzückenden Akkorde.

Aber was sprech' ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach es kann ja nicht ein-

mal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns lastet. Wie ein heulender Nordwind fährt die Gegenwart über die Blüten unsers Geistes und versengt sie im Entstehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfing! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jetzt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos, wie immer, flog der unsterbliche Titan mit seinen tausend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf sein verödet Land; auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürren Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß und auf die Erde säete.

„Sei, wie dieser!" rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Wesens, das nun hinaufstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlockt mein Innerstes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm sein mußte. Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eignen Welt sich findet? In uns ist alles. Was kümmerts dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt? Was ringt er so nach Knechtschaft, da er ein Gott sein könnte! „Du wirst einsam sein, mein Liebling!"

sagte mir damals Adamas auch, „du wirst sein wie der Kranich, den seine Brüder zurückließen in rauher Jahrzeit, indes sie den Frühling suchen im fernen Lande."

Und das ists, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein sein können, daß die Liebe in uns, solange wir leben, nicht erstirbt. Gib mir meinen Adamas wieder, und komm mit allen, die mir angehören, daß die alte schöne Welt sich unter uns erneure, daß wir uns versammeln und vereinen in den Armen unserer Gottheit, der Natur, und siehe! so weiß ich nichts von Notdurft.

Aber sage nur niemand, daß uns das Schicksal trenne! Wir sinds, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich; und wie der Sonne Strahl die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder versengt, so tötet der Mensch die süßen Blumen, die an seiner Brust gediehen, die Freuden der Verwandtschaft und der Liebe.

Es ist, als zürnt' ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zürn' ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen.

In der Tiefe von Asien soll ein Volk von seltner Trefflichkeit verborgen sein; dahin trieb ihn seine Hoffnung weiter.

Bis Nios begleitet' ich ihn. Es waren bittre Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt,

aber für solch ein Scheiden hab ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblicke, der uns der letzten Stunde näher brachte, wurd' es sichtbarer, wie dieser Mensch verwebt war in mein Wesen. Wie ein Sterbender den fliehenden Atem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Nios wurde mir die heiligste unter den Inseln.

Endlich rissen wir uns los. Mein Herz hatte sich müde gerungen. Ich war ruhiger im letzten Augenblicke. Auf den Knieen lag ich vor ihm, umschloß ihn zum letztenmal mit diesen Armen. „Gib mir einen Segen, mein Vater!" rief ich leise zu ihm hinauf, und er lächelte groß, und seine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens sich aus, und sein Auge durchdrang die Räume des Himmels. — „Bewahrt ihn mir," rief er, „ihr Geister besserer Zeit! und zieht zu eurer Unsterblichkeit ihn auf, und all ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, seid mit ihm!"

„Es ist ein Gott in uns," setzt' er ruhiger hinzu, „der lenkt, wie Wasserbäche, das Schicksal, und alle Dinge sind sein Element. Der sei vor allem mit dir!"

So schieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

Hyperion an Bellarmin

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?

Wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr' ich zurück in die verlassnen Gegenden meines

Lebens. Alles altert und verjüngt sich wieder. Warum sind wir ausgenommen vom schönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt' es glauben, wenn eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Ätna, herauf zürnt aus den Tiefen unsers Wesens.

Und doch, wer wollt' es nicht lieber in sich fühlen, wie ein siedend Öl, als sich gestehn, er sei für die Geißel und fürs Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was ist edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Brust an großen Hoffnungen sich sonnte, da auch mir die Freude der Unsterblichkeit in allen Pulsen schlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, wie in weiter Wäldernacht, da ich glücklich, wie die Fische des Ozeans, in meiner uferlosen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie mutig, selige Natur! entsprang der Jüngling deiner Wiege! wie freut' er sich in seiner unversuchten Rüstung! Sein Bogen war gespannt und seine Pfeile rauschten im Köcher, und die Unsterblichen, die hohen Geister des Altertums führten ihn an, und sein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich ging und stand, geleiteten mich die herrlichen Gestalten; wie Flammen, verloren sich in meinem Sinne die Taten aller Zeiten ineinander, und wie in ein frohlockend Gewitter die Riesenbilder, die Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer hält das aus, wen reißt die schreckende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worin er sich ein stärkend Selbstgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte sie die Blüte vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Tränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Flut verbirgt. Wie gerne hätt ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es ist jämmerlich, so sich vernichtet zu sehn; und wem dies unverständlich ist, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, schuf, und geh und sprech' in seinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglück.

Ich liebte meine Heroen, wie eine Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.

Wie ein blutender Hirsch in den Strom stürzt ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Brust zu kühlen und die tobenden herrlichen Träume von Ruhm und Größe weg zu baden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinunter trieb unter die tauigen

Bäume, und der Wiegengesang des Quells, und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn besänftigte, und so frei und friedlich über mir die silbernen Gewölke sich regten, und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meeresflut tönte, wie freundlich spielten da mit meinem Herzen all die großen Phantome seiner Liebe!

„Lebt wohl, ihr Himmlischen!" sprach ich oft im Geiste, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann, „ihr herrlichen Toten lebt wohl! ich möcht' euch folgen, möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen ins freiere Schattenreich!"

Aber ich schmachte an der Kette, und hasche mit bitterer Freude die kümmerliche Schale, die meinem Durste gereicht wird.

Hyperion an Bellarmin

Meine Insel war mir zu enge geworden, seit Adamas fort war. Ich hatte Jahre schon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die Welt.

„Geh vorerst nach Smyrna," sagte mein Vater, „lerne da die Künste der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beste! — Dann kann es meinetwegen weiter gehn."

„Lern' auch ein wenig Geduld!" setzte die Mutter hinzu, und ich nahms mit Dank an.

Es ist entzückend, den ersten Schritt aus der Schranke der Jugend zu tun, es ist, als dächt' ich

meines Geburtstags, wenn ich meiner Abreise von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum erstenmale.

Die lebendige Tätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bildung besorgte, und der eilende Fortschritt besänftigten mein Herz nicht wenig. Auch manches seligen Feierabends erinnere ich mich aus dieser Zeit. Wie oft ging ich unter den immer grünen Bäumen am Gestade des Meles, an der Geburtsstätte meines Homer, und sammelt' Opferblumen und warf sie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hätte der Alte, sagen sie, seine Iliade gesungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verstummte vor seiner Gegenwart. Ich schlug sein göttlich Gedicht mir auf, und es war, als hätt' ich es nie gekannt, so ganz anders wurd' es jetzt lebendig in mir.

Auch denk ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es ist ein herrlich Land, und ich habe tausendmal mir Flügel gewünscht, um des Jahres einmal nach Kleinasien zu fliegen.

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felsenwände des Tmolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Berges übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrten, unter den Düften des Ladanstrauchs, wo in der goldnen Flut des Paktolus die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt,

und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen.

Durch tausend blühende Gebüsche wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom schroffen Abhang neigten lispelnde Bäume sich und übergossen mit ihren zarten Flocken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich stand, sah fröhlich vor mich hin, genoß der reineren Lüfte des Himmels. Es waren selige Stunden.

Wie ein Meer lag das Land, wovon ich herauf kam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmlisch unendlich Farbenspiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels sich wiederfand im tausendfachen Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab, so erkannte mein Geist sich in der Fülle des Lebens, die ihn umfing, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken stürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelsen, der über mir hing, wo der Adler spielte mit seinen Jungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Äther glänzten; rechts wälzten Wetterwolken sich her über den Wäldern des Sipylus; ich fühlte nicht den Sturm, der sie trug, ich fühlte nur ein Lüftchen in den Locken; aber ihren Donner hört' ich, wie man die Stimme der Zukunft hört, und ihre Flammen sah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich südwärts und ging weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradiesische Land, das der Kayster durchströmt, durch so manchen rei-

zenden Umweg, als könnt' er nicht lange genug verweilen in all dem Reichtum und der Lieblichkeit, die ihn umgibt. Wie die Zephire, irrte mein Geist von Schönheit zu Schönheit selig umher, vom fremden friedlichen Dörfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgkette des Messogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurück, wie ein Trunkener vom Gastmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um nicht von seinem Überflusse der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glücklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lücken des Menschenlebens damit auszufüllen. Mein dürftig Smyrna kleidete sich in die Farben meiner Begeisterung und stand wie eine Braut da. Die geselligen Städter zogen mich an. Der Widersinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderposse, und weil ich von Natur hinaus war über all die eingeführten Formen und Bräuche, spielt' ich mit allen, und legte sie an und zog sie aus, wie Fastnachtskleider.

Was aber eigentlich mir die schmale Kost des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Gesichter und Gestalten, die noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unsere Verfinsterung sendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie gläubig deutet' ich diese freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir fast damit, wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Safte dieser Bäume gehört und dachte Wunder, was ein köstlich Getränk die lieblichen Stämme geben müßten. Aber es war nicht Kraft und Geist genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und sah.

Es war mir hie und da, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeiten des Tierreichs aufgelöst, wenn ich umherging unter diesen Gebildeten. Wie überall, so waren auch hier die Männer besonders verwahrlost und verwest.

Gewisse Tiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine besser gezogenen Leute hingegen lachten, wenn von Geistesschönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wölfe gehen davon, wenn einer Feuer schlägt. Sahn jene Menschen einen Funken Vernunft, so kehrten sie, wie Diebe, den Rücken.

Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie, und meinten, man hätte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit; und es wäre der gute Geschmack noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Dies zeigte sich dann auch. Der eine witzelte, wie ein Bootsknecht, der andere blies die Backen auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer sich aufgeklärt, machte dem Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab' er nie sich bekümmert, die Vögel in der Hand, die seien ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode sprach, so legt' er stracks die Hände zusammen, und kam so nach und nach im Gespräche darauf, wie es gefährlich sei, daß unsere Priester nichts mehr gälten.

Die einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregister von

fremden Städten und Ländern, die redenden Bilderkasten, wo man Potentaten auf Rossen und Kirchtürme und Märkte sehen kann.

Ich war es endlich müde, mich weg zu werfen, Trauben zu suchen in der Wüste und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entschiedner allein, und der sanfte Geist meiner Jugend war fast ganz aus meiner Seele verschwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus so manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, sichtbar geworden, und der schöne Trost, in einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle springt und verlischt, und wie man bei trüber Jahrszeit einen Windstoß hört, der einen Augenblick saust und dann verhallt, so wär es mit uns?

Auch die Schwalbe sucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hitze des Tags und seine Augen suchen den Quell. Wer sagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Brust ihm nicht versage? Und siehe! es sucht sie doch.

Es lebte nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verschloß jetzt seine Schätze, aber nur, um sie für eine bessere Zeit zu sparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daseins, meiner dürstenden Seele begegnen sollte.

Wie selig hing ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leise, wie das Mondlicht, um

die besänftigte Stirne mir spielte? Schon damals kannt' ich dich, schon damals blicktest du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einst, im Frieden der Schönheit aus der trüben Woge der Welt stieg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, dies Herz.

Wie in schweigender Luft sich eine Lilie wiegt, so regte sich in seinem Elemente, in den entzückenden Träumen von ihr, mein Wesen.

Hyperion an Bellarmin

Smyrna war mir nun verleidet. Überhaupt war mein Herz allmählich müder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunsch in mir auffahren, um die Welt zu wandern, oder in den ersten besten Krieg zu gehn, oder meinen Adamas aufzusuchen und in seinem Feuer meinen Mißmut auszubrennen; aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welkes Leben wollte nimmer sich erfrischen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte schon die düstern Regentage und das Pfeifen der Winde und Tosen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein schäumender Springquell, emporgedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, stand jetzt schon da vor meinem verdüsterten Sinne, schwindend und verschlossen und in sich gekehrt, wie ich selber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen lieb gewonnen hatte, wollt' ich noch hineinretten in mich, denn ich wußte wohl, daß mich das wieder-

kehrende Jahr nicht wiederfinden würde unter diesen Bäumen und Bergen, und so ging und ritt ich jetzt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich besonders hinaustrieb, war das geheime Verlangen, einen Menschen zu sehn, der mir seit einiger Zeit vor dem Tore unter den Bäumen, wo ich vorbeikam, alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotener Frucht mit verstohlnem Blicke sich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wann das Auge dieses Menschen, für dessen Blick der freie Äther zu enge schien, so mit abgelegtem Stolze sucht' und strebte, bis es sich in meinem Auge fühlte und wir errötend uns einander nachsahn und vorübergingen.

Einst war ich tief in die Wälder des Mimas hineingeritten und kehrt' erst spät abends zurück. Ich war abgestiegen, und führte mein Pferd einen steilen wüsten Pfad über Baumwurzeln und Steine hinunter, und, wie ich so durch die Sträuche mich wand, in die Höhle hinunter, die nun vor mir sich öffnete, fielen plötzlich ein paar Karabornische Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den ersten Moment die zwei gezückten Säbel abzuhalten; aber sie waren schon von anderer Arbeit müde, und so half ich doch mir durch. Ich setzte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges tat mitten unter den Wäldern und aufgehäuften Felsen sich eine kleine Wiese vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finstern Bäumen. In einiger Entfernung sah ich Rosse auf dem Boden ausgestreckt und Männer neben ihnen im Grase.

„Wer seid ihr?“ rief ich.

„Das ist Hyperion!“ rief eine Heldenstimme freudig überrascht. „Du kennst mich,“ fuhr die Stimme fort; „ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Tore.“

Mein Roß flog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht schien ihm hell ins Gesicht. Ich kannt' ihn; ich sprang herab.

„Guten Abend!“ rief der liebe Rüstige, sah mit zärtlich wildem Blicke mich an und drückte mit seiner nervigen Faust die meine, daß mein Innerstes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, so hieß der Fremde, sagte mir nun, daß er mit seinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich stieß, wären fortgeschickt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genötigt gewesen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen. Ich habe einen Freund dabei verloren, setzt er hinzu, und wies sein totes Roß mir.

Ich gab das meine seinem Diener, und wir gingen zu Fuße weiter.

„Es geschah uns recht,“ begann ich, indes wir Arm in Arm zusammen aus dem Walde gingen;

„warum zögerten wir auch so lange und gingen uns vorüber, bis der Unfall uns zusammen brachte!“

„Ich muß denn doch dir sagen,“ erwidert' Alabanda, „daß du der Schuldigere, der Kältere bist. Ich bin dir heute nachgeritten.“

„Herrlicher!“ rief ich, „siehe nur zu! an Liebe sollst du doch mich nimmer übertreffen.“

Wir wurden immer inniger und freudiger zusammen.

Wir kamen nahe an der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter plätschernden Brunnen ruhte und unter Fruchtbäumen und duftenden Wiesen.

Wir beschlossen, da zu übernachten. Wir saßen noch lange zusammen bei offnen Fenstern. Hohe geistige Stille umfing uns. Erd' und Meer war selig verstummt, wie die Sterne, die über uns hingen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns ins Zimmer flog und zart mit unserm Lichte spielte, oder daß von ferner Musik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indes die Donnerwolke sich wiegt' im Bette des Äthers, und hin und wieder durch die Stille fernher tönte, wie ein schlafender Riese, wenn er stärker atmet in seinen furchtbaren Träumen.

Unsre Seelen mußten um so stärker sich nähern, weil sie wider Willen waren verschlossen gewesen. Wir begegneten einander, wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zueinander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin

wo sie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in einen majestätischen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.

Er, vom Schicksal und der Barbarei der Menschen heraus, vom eignen Hause unter Fremden hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der inneren rauhen Hülse durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem schon so innigst abgeschieden, so mit ganzer Seele fremd und einsam unter den Menschen, so lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebsten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir selbst zu blind und lahm, doch mir selbst so herzlich überlästig in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern, den Barbaren und den Witzlingen — und so voll Hoffnung, so voll einziger Erwartung eines schönern Lebens —

Mußten so in freudig stürmischer Eile nicht die beiden Jünglinge sich umfassen?

O du, mein Freund und Kampfgenosse, mein Alabanda! wo bist du? Ich glaube fast, du bist ins unbekannte Land hinübergegangen zur Ruhe, bist wieder geworden, wie einst, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und seine göttlichen Kräfte unter die Wälder austeilt und die Saaten, oder wenn die Wogen der Meersflut unter sich spielen, oder ein Chor von Adlern um die Berggipfel, wo ich wandre, sich schwingt, kann mein Herz sich regen, als wäre mein

Alabanda nicht fern; aber sichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einst dastand, ein feurig strenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in seinen Tiefen mein Geist, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemesis, durchwanderten unsre Gedanken die Erde, und reinigten sie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unsern Richterstuhl, das stolze Rom erschreckte uns nicht mit seiner jugendlichen Blüte.

Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, so drangen unsre Seelen in kolossalischen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unsre Welt wie durch ein Zauberwort geschaffen, und kindisch unerfahren keinen Widerstand berechnet; dazu war Alabanda zu verständig und zu tapfer. Aber oft ist auch die mühelose Begeisterung kriegerisch und klug.

Ein Tag ist mir besonders gegenwärtig.

Wir waren zusammen aufs Feld gegangen, saßen vertraulich umschlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers, und sahn zusammen in unsern Plato, wo er so wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen spricht, und ruhten hin und wieder aus auf der stummen entblätterten Landschaft, wo der Himmel schöner, als je, mit Wolken und Sonnenschein um die herbstlich schlafenden Bäume spielte.

Wir sprachen darauf manches vom jetzigen Griechenland, beide mit blutendem Herzen, denn der

entwürdigte Boden war auch Alabandas Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

„Wenn ich ein Kind ansehe," rief dieser Mensch, „und denke, wie schmählich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein sein wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!"

„Gewiß, Alabanda!" sagt' ich, „gewiß es wird anders."

„Wodurch?" erwidert' er; „die Helden haben ihren Ruhm, die Weisen ihre Lehrlinge verloren. Große Taten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohen Herzen wiedertönen, sind wie ein sterbend Blatt, das in den Kot herunter rauscht. Was willst du nun?"

„Ich will," sagt' ich, „die Schaufel nehmen und den Kot in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit andern, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre faule Baum,

er ſtiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift."

Alabanda flog auf mich zu, umſchlang mich, und ſeine Küſſe gingen mir in die Seele. „Waffenbruder!" rief er, „lieber Waffenbruder! o nun hab ich hundert Arme!"

„Das iſt endlich einmal meine Melodie," fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, „mehr brauchts nicht! Du haſt ein herrlich Wort geſprochen, Hyperion! Was? vom Wurme ſoll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn ſich öffnet, ſoll ſtehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man frägt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht beſſern, denn es iſt umſonſt! man will nur dafür ſorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menſchheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne, die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde ſprenge!"

„Wo möglich, lehnt man ſanft ſie auf die Seite," fiel ich ein.

Alabanda ſchwieg eine Weile.

„Ich habe meine Luſt an der Zukunft," begann er endlich wieder, und faßte feurig meine beiden Hände. „Gott ſei Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glücklich ſein, heißt ſchläfrig ſein im Munde der Knechte. Glücklich ſein! mir iſt, als hätt' ich Brei und laues Waſſer auf der Zunge,

wenn ihr mir sprecht von glücklich sein. So albern und so heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unsterblichkeit.

„O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mitteilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glück sei meines!

„Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eignem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude." —

Der Geist dieses Menschen faßte einen oft an, daß man sich hätte schämen mögen, so federleicht hinweggerissen fühlte man sich.

„O Himmel und Erde!" rief ich, „das ist Freude! — Das sind andre Zeiten, das ist kein Ton aus meinem kindischen Jahrhundert, das ist nicht der Boden, wo das Herz des Menschen unter seines Treibers Peitsche keucht. — Ja! ja! bei deiner herrlichen Seele, Mensch! Du wirst mit mir das Vaterland erretten."

„Das will ich," rief er, „oder untergehn."

Von diesem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeschreiblicher Ernst war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um so seliger zusammen. Nur in den ewigen Grundtönen seines Wesens lebte jeder, und schmucklos schritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unser gemeinsames Leben.

„Wie bist du denn so wortarm geworden?" fragte mich einmal Alabanda mit Lächeln. „In den

heißen Zonen," sagt' ich, „näher der Sonne, singen ja auch die Vögel nicht."

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Mensch mit aller seiner Riesenkraft nichts fest. Ich sah einmal ein Kind die Hand ausstrecken, um das Mondlicht zu haschen; aber das Licht ging ruhig weiter seine Bahn. So stehn wir da, und ringen, das wandelnde Schicksal anzuhalten. O wer ihm nur so still und sinnend, wie dem Gange der Sterne, zusehn könnte!

Je glücklicher du bist, um so weniger kostet es, dich zu Grunde zu richten, und die seligen Tage, wie Alabanda und ich sie lebten, sind wie eine jähe Felsenspitze, wo dein Reisegefährte nur dich anzurühren braucht, um unabsehlich, über die schneidenden Zacken hinab, dich in die dämmernde Tiefe zu stürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tausend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen sah einer den andern, ohne ein Wort zu sprechen, aber das Auge sagte, so hab ich dich nie gesehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches gestritten, während der Fahrt; ich hatte, wie sonst, auch diesmal wieder meines Herzens Freude daran gehabt, diesem Geist auf seiner kühnen Irrbahn zuzusehn, wo er so regellos, so in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meist so sicher seinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgestiegen waren, allein zu sein.

„Du kannst niemand überzeugen," sagt' ich jetzt mit inniger Liebe, „du überredest, du bestichst die Menschen, ehe du anfängst; man kann nicht zweifeln, wenn du sprichst, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt."

„Stolzer Schmeichler," rief er dafür, „du lügst! aber gerade recht, daß du mich mahnst! nur zu oft hast du schon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen möcht' ich von dir mich nicht befreien, aber es ängstiget denn doch mich oft, daß du mir so unentbehrlich sein sollst, daß ich so gefesselt bin an dich; und sieh," fuhr er fort, „daß du ganz mich hast, sollst du auch alles von mir wissen! wir dachten bisher unter all der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangenem umzusehn."

Er erzählte mir nun sein Schicksal; mir war dabei, als säh' ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

„Wirst du mir jetzt verzeihen," schloß er die Erzählung seines Ungemachs, „wirst du jetzt ruhiger sein, wenn ich oft rauh bin und anstößig und unverträglich?"

„O stille, stille!" rief ich innigst bewegt; „aber daß du noch da bist, daß du dich erhieltest für mich!"

„Jawohl! für dich!" rief er, „und es freut mich herzlich, daß ich dir denn doch genießbare Kost bin. Und schmeck' ich auch wie ein Holzapfel dir zuweilen, so keltre mich so lange, bis ich trinkbar bin."

„Laß mich! laß mich!“ rief ich; ich sträubte mich umsonst, der Mensch machte mich zum Kinde; ich verbargs ihm auch nicht; er sah meine Tränen, und weh ihm, wenn er sie nicht sehen durfte!

„Wir schwelgen,“ begann nun Alabanda wieder, „wir töten im Rausche die Zeit.“

„Wir haben unsre Bräutigamstage zusammen,“ rief ich erheitert, „da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. — Aber auf unser vorig Gespräch zu kommen!

„Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laff' er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag' es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

„Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

„Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

„O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat nicht hergebieten. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne

Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — frägst du mich, wann dies sein wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen befleckten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kömmt gewiß, gewiß. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und daß wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern, dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann, dann ist das Element der Geister gefunden!"

Alabanda schwieg und sah eine Weile erstaunt mich an. Ich war hingerissen von unendlichen Hoffnungen; Götterkräfte trugen, wie ein Wölkchen, mich fort. —

„Komm!" rief ich, und faßt' Alabanda beim Gewande, „komm, wer hält es länger aus im Kerker, der uns umnachtet?"

„Wohin, mein Schwärmer?" erwidert' Alabanda trocken, und ein Schatte von Spott schien über sein Gesicht zu gleiten.

Ich war wie aus den Wolken gefallen. „Geh!" sagt' ich, „du bist ein kleiner Mensch!"

In demselben Augenblicke traten etliche Fremden ins Zimmer, auffallende Gestalten, meist hager und blaß, soviel ich im Mondlicht sehen konnte, ruhig,

aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert, und es war, als stünde man vor der Allwissenheit; man hätte gezweifelt, ob dies die Außenseite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getötete Affekt seine Spuren zurückgelassen.

Besonders einer fiel mir auf. Die Stille seiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen gerast, und der Verstand leuchtete über den Trümmern des Gemüts, wie das Auge eines Habichts, der auf zerstörten Palästen sitzt. Tiefe Verachtung war auf seinen Lippen. Man ahnte, daß dieser Mensch mit keiner unbedeutenden Absicht sich befasse.

Ein andrer mochte seine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm fast keine Spur einer Gewaltsamkeit, von Selbstmacht oder Schicksal verübt.

Ein dritter mochte seine Kälte mehr mit der Kraft der Überzeugung dem Leben abgerungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit sich stehen; denn es war ein geheimer Widerspruch in seinem Wesen, und es schien mir, als müßt' er sich bewachen. Er sprach am wenigsten.

Alabanda sprang auf, wie gebogner Stahl, bei ihrem Eintritt.

„Wir suchten dich," rief einer von ihnen.

„Ihr würdet mich finden," sagt' er lachend, „wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbärge. Sie sind meine Freunde," setzt' er hinzu, indes er zu mir sich wandte.

Sie schienen mich ziemlich scharf ins Auge zu fassen.

„Das ist auch einer von denen, die es gerne besser haben möchten in der Welt," rief Alabanda nach einer Weile, und wies auf mich.

„Das ist dein Ernst?" fragt' einer mich von den dreien.

„Es ist kein Scherz, die Welt zu bessern," sagt' ich.

„Du hast viel mit einem Worte gesagt!" rief wieder einer von ihnen. „Du bist unser Mann!" ein andrer.

„Ihr denkt auch so?" fragt' ich.

„Frage, was wir tun!" war die Antwort.

„Und wenn ich fragte?"

„So würden wir dir sagen, daß wir da sind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Acker lesen, und die harten Erdenklöße mit dem Karst zerschlagen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, samt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande."

„Nicht, daß wir ernten möchten," fiel ein andrer ein; „uns kömmt der Lohn zu spät; uns reift die Ernte nicht mehr."

„Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und taten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen. Wir waren bald am Ende und trauten auf das Glück. Wir sprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schicksal und es tat mit uns ein Gleiches. Vom Bettelstabe bis zur

Krone warf es uns auf und ab. Es schwang uns, wie man ein glühend Rauchfaß schwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Asche ward. Wir haben aufgehört von Glück und Mißgeschick zu sprechen. Wir sind emporgewachsen über die Mitte des Lebens, wo es grünt und warm ist. Aber es ist nicht das Schlimmste, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geschmiedet. Auch sagt man, auf verbrannten abgestorbenen Vulkanen gedeihe kein schlechter Most."

„Wir sagen das nicht um unsertwillen," rief ein anderer jetzt etwas rascher, „wir sagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menschen nicht. Denn wir bedürfen seines Herzens, seines Willens nicht. Denn er ist in keinem Falle wider uns, denn es ist alles für uns, und die Toren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Roheit und der Bildung stehen, ohne gedungen zu sein, in unsrem Dienst, und helfen blindlings mit zu unsrem Ziel — nur wünschten wir, es hätte jemand den Genuß davon, drum suchen wir unter den tausend blinden Gehilfen die besten uns aus, um sie zu sehenden Gehilfen zu machen — will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unsre Schuld und unser Schaden ist es nicht. Wir taten, was das Unsre war. Will niemand sammeln, wo wir pflügten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn sein Apfel in den Sumpf fällt? Ich habs mir oft gesagt, du opferst der Verwesung, und ich endete mein Tagwerk doch."

„Das sind Betrüger!“ riefen alle Wände meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch ersticken will, und Türen und Fenster einstößt um sich hinauszuhelfen, so dürstet' ich nach Luft und Freiheit.

Sie sahn auch bald, wie unheimlich mir zu Mute war, und brachen ab. Der Tag graute schon, da ich aus dem Khan trat, wo wir beisammen gewesen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balsam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabandas Spott schon zu sehr gereizt, um nicht durch seine rätselhafte Bekanntschaft vollends irre zu werden an ihm.

„Er ist schlecht,“ rief ich, „ja er ist schlecht. Er heuchelt grenzenlos Vertrauen und lebt mit solchen — und verbirgt es dir.“

Mir war, wie einer Braut, wenn sie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schlummer singt mit Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimmte Schlange, wenn sie unerbittlich heraufzieht an den Knieen und Lenden, und alle Glieder umklammert, und nun in die Brust die giftigen Zähne schlägt, und nun in den Nacken, so war mein Schmerz, so faßt' er mich in seine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchstes Herz zu Hilfe, und rang nach großen Gedanken, um noch stille zu halten; es gelang mir auch auf wenige Augenblicke, aber nun war ich auch zum Zorne gestärkt, nun

tötet' ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das sind ja seine Menschen, er muß verschworen sein mit diesen, gegen dich! Was wollt er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? O wär' er seiner Wege gegangen! Aber sie haben ihren eigenen Gelust, sich an ihr Gegenteil zu machen! so ein fremdes Tier im Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! —

Und doch war ich unaussprechlich glücklich gewesen mit ihm, war so oft untergegangen in seinen Umarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Brust, wurde so oft gehärtet und geläutert in seinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einst in heitrer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und sagte: „Das sind nur Sterne, Hyperion, nur Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geschrieben ist; in uns sind sie! lebendig und wahr, mit ihrem Mut und ihrer göttlichen Liebe, und du, du bist der Göttersohn und teilst mit deinem sterblichen Kastor deine Unsterblichkeit!" —

Da ich die Wälder des Ida mit ihm durchstreifte, und wir herunterkamen ins Tal, um da die schweigenden Grabhügel nach ihren Toten zu fragen, und ich zu Alabanda sagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geist Achills und seines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind sei, und sich denke, daß wir einst in einem Schlachttal fallen und zusammen ruhen werden unter einem Baum — wer hätte damals das gedacht?

Ich ſann mit aller Kraft des Geiſtes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, verteidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um ſo bittrer an; ich widerſtrebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinſterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von ſo manchem Fauſtſchlag wund geweſen, fing ja kaum zu heilen an, wie ſollt' es jetzt geſundere Blicke tun?

Alabanda beſuchte mich den andern Tag. Mein Herz kochte, wie er hereintrat, aber ich hielt mich, ſo ſehr ſein Stolz und ſeine Ruhe mich aufregt' und erhitzte.

„Die Luft iſt herrlich," ſagt er endlich, „und der Abend wird ſehr ſchön ſein; laß uns zuſammen auf die Akropolis gehn!"

Ich nahm es an. Wir ſprachen lange kein Wort. „Was willſt du?" fragt' ich endlich.

„Das kannſt du fragen?" erwiderte der wilde Menſch mit einer Wehmut, die mir durch die Seele ging. Ich war betroffen, verwirrt.

„Was ſoll ich von dir denken?" fing ich endlich wieder an.

„Das, was ich bin!" erwidert' er gelaſſen.

„Du brauchſt Entſchuldigung," ſagt' ich mit veränderter Stimme, und ſah mit Stolz ihn an, „entſchuldige dich! reinige dich!"

Das war zu viel für ihn.

„Wie kommt es denn," rief er entrüſtet, „daß dieſer Menſch mich beugen ſoll, wies ihm gefällt? — Es iſt auch wahr, ich war zu früh entlaſſen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geſchleift und alle

zerriſſen, nur eine fehlte noch, nur eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtiget von einem Grillenfänger — murre nur! ich habe lange genug geſchwiegen!"

„O Alabanda! Alabanda!" rief ich.

„Schweig," erwidert' er, „und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!"

Nun brach auch mir der Unmut vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rückkehr faſt unmöglich war. Wir zerſtörten mit Gewalt den Garten unſrer Liebe. Wir ſtanden oft und ſchwiegen, und wären uns ſo gerne, ſo mit tauſend Freuden um den Hals gefallen, aber der unſelige Stolz erſtickte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufſtieg.

„Leb wohl!" rief ich endlich, und ſtürzte fort. Unwillkürlich mußt ich mich umſehn, unwillkürlich war mir Alabanda gefolgt.

„Nicht wahr, Alabanda," rief ich ihm zu, „das iſt ein ſonderbarer Bettler? ſeinen letzten Pfennig wirft er in den Sumpf!"

„Wenns das iſt, mag er auch verhungern," rief er, und ging.

Ich wankte ſinnlos weiter, ſtand nun am Meer und ſahe die Wellen an — ach! da hinunter ſtrebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Flut entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein ſanfterer Geiſt über mich, und ordnete mein unbändig leidend Gemüt mit ſeinem ruhigen Stabe; ich überdachte ſtiller mein Schickſal, meinen Glauben an die Welt, meine troſtloſen Erfahrungen, ich betrachtete den Menſchen, wie ich ihn empfunden

und erkannt von früher Jugend an, in mannigfaltigen Erziehungen, fand überall dumpfen oder schreienden Mißlaut, nur in kindlicher einfältiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien — es ist besser, sagt' ich mir, zur Biene zu werden, und sein Haus zu bauen in Unschuld, als zu herrschen mit den Herren der Welt, und wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meistern, und an dem unreinen Stoffe sich die Hände zu beflecken; ich wollte nach Tina zurück, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es sehr ernst. Bestehet ja das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschließens, in Ausflug und in Rückkehr zu sich selbst, warum nicht auch das Herz des Menschen?

Freilich ging die neue Lehre mir hart ein, freilich schied ich ungern von dem stolzen Irrtum meiner Jugend — wer reißt auch gerne die Flügel sich aus? — aber es mußte ja so sein!

Ich setzt' es durch. Ich war nun wirklich eingeschifft. Ein frischer Bergwind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht wie ein Kind, das nichts vom nächsten Augenblicke weiß, lag ich so da auf meinem Schiffe, und sah die Bäume und Moscheen dieser Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußsteig zur Akropolis hinauf, das sah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun aufs hohe Meer hinauskam, und alles nach und nach hinabsank, wie ein Sarg ins Grab, da mit einmal war es auch, als wäre mein Herz gebrochen. — „O

Himmel!“ schrie ich, und alles Leben in mir erwacht und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber sie war dahin, dahin!

Wie ein Nebel, lag das himmlische Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Weide, weit und breit die Täler und die Höhen hatte durchstreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Strömen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Tmolus war ich gegangen in einsamer Unschuld; dort hinab, wo Ephesus einst stand in seiner glücklichen Jugend und Teos und Milet, dort hinauf ins heilige trauernde Troas war ich mit Alabanda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrscht über ihn, und wie ein Kind, zärtlich und gläubig, hatt' ich seinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlockendem Genusse seines Wesens immer glücklich, wenn ich seinem Rosse den Zaum hielt, oder wenn ich, über mich selbst erhoben, in herrlichen Entschlüssen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede seiner Seele begegnete!

Und nun war es dahingekommen, nun war ich nichts mehr, war so heillos um alles gebracht, war zum ärmsten unter den Menschen geworden, und wußte selbst nicht, wie?

O ewiges Irrsal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Mensch aus deinen Ketten sich los?

Wir sprechen von unserm Herzen, unsern Planen, als wären sie unser, und es ist doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft und ins Grab legt, wie

es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht.

Wir wollen wachsen da hinauf, und dort hinaus die Äste und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Blitz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunterspaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Ärgerst du dich daran, mein Bellarmin? Du wirst noch andere Dinge hören.

Das eben, Liebster! ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüberfliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte, selber krank wird, daß der Gärtner an den Rosensträuchen, die er pflanzen sollte, sich die Hand so oft zerreißt, o! das hat manchen zum Toren gemacht vor andern, die er sonst, wie ein Orpheus, hätte beherrscht, das hat so oft die edelste Natur zum Spott gemacht vor Menschen, wie man sie auf jeder Straße findet, das ist die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig ist und zart wie ihr Geist, daß ihres Herzens Wogen stärker oft und schneller sich regen, wie der Trident, womit der Meergott sie beherrscht, und darum, mein Lieber! überhebe ja sich keiner.

Hyperion an Bellarmin

Kannst du es hören, wirst du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer sage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es besser ist zu sterben, weil man lebte, als zu

leben, weil man nie gelebt! Neide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedürfte.

Ja! ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann mans euch; wer ereifert sich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil sie trifft, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur müßt ihr euch bescheiden, lieben Leute, müßt ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch so glücklich, auch so selbstgenügsam sind, müßt ja euch hüten, eure Weisheit zum Gesetz zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun sehr still, sehr anspruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erscheinungen der Welt vorüberziehn, wie Nebel im Herbste, lachte manchmal auch mit nassen Augen über mein Herz, wenn es hinzuflog, um zu naschen, wie der Vogel nach der gemalten Traube, und blieb still und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne seine Meinung, seine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war mir traurig, wenn ich sah, daß die Menschen glaubten, ich lasse darum ihr Possenspiel unangetastet, weil ich es so hoch und teuer achte, wie sie. Ich mochte nicht gerade ihrer Albernheit mich unterwerfen, doch sucht' ich sie zu schonen, wo ich

konnte. Das ist ja ihre Freude, dacht' ich, davon leben sie ja!

Oft ließ ich sogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch so seelenlos, so ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermißte keiner nichts, und hätt' ich gesagt, sie möchten mirs verzeihen, so wären sie dagestanden und hätten sich verwundert und gefragt: Was hast du denn uns getan? Die Nachsichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens da stand unter meinem Fenster, und der geschäftige Tag mir entgegenkam, konnt' auch ich mich augenblicklich vergessen, konnte mich umsehn, als möcht' ich etwas vornehmen, woran mein Wesen seine Lust noch hätte, wie ehmals, aber da schalt ich mich, da besann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus seiner Muttersprache entfährt, in einem Lande, wo sie nicht verstanden wird — wohin, mein Herz? sagt' ich verständig zu mir selber und gehorchte mir.

Was ists denn, daß der Mensch so viel will? fragt' ich oft; was soll denn die Unendlichkeit in seiner Brust? Unendlichkeit? wo ist sie denn? wer hat sie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das möchte wahr sein! O! das hast du oft genug erfahren. Das ist auch nötig, wie es ist. Das gibt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft, daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all die holden und die kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elysium und seine Götter, daß seines

Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Aber dennoch stirbt der Trieb in unserer Brust, und mit ihm unsre Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunkeln Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche.

So gehts mit uns. Das ist der Inbegriff von allem, was in schreckend reizenden Mysterien die Weisen uns erzählen.

Und du? was frägst du dich? Daß so zuweilen etwas in dir auffährt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein Herz in einem Augenblicke so gewaltsam dir sich öffnet und verschließt, das gerade ist das böse Zeichen.

Sei nur still, und laß es seinen Gang gehn! künstle nicht! versuche kindisch nicht, um eine Elle länger dich zu machen! — Es ist, als wolltest du noch eine Sonne schaffen, und neue Zöglinge für sie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So träumt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abschied. — O ihr Genossen meiner Zeit; fragt eure Ärzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren: so müßt, so müßt ihr hin, wenn dieser Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

Hyperion an Bellarmin

Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

Es gibt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseins, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun sengt' ich mich in meiner eigenen Flamme nicht mehr.

Ich sah nun still und einsam vor mich hin, und schweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes sich in meinem Sinne nicht mehr; die Menschen, wenn sie mich nicht zwangen, sie zu sehen, sah ich nicht.

Sonst lag oft, wie das ewig leere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne dies Jahrhundert, und mit verschwenderischer Liebe goß meine Seele sich aus, die Lücken auszufüllen; nun sah ich keine Lücke mehr, nun drückte mich des Lebens Langeweile nicht mehr.

Nun sprach ich nimmer zu der Blume, du bist meine Schwester! und zu den Quellen, wir sind eines Geschlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge seinen Namen.

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Waſſer ſich ſpiegelt, lief unverſchönert vorüber an mir die Welt.

Hyperion an Bellarmin

Es kann nichts wachſen und nichts ſo tief vergehen, wie der Menſch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft ſein Leiden und mit dem Äther ſeine Seligkeit, und wie wenig iſt dadurch geſagt?

Aber ſchöner iſt nichts, als wenn es ſo nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmernden Freude entgegengeht.

O es war ein himmliſch Ahnen, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in ſchweigender Luft, wenn alles ſchläft, das Saitenſpiel der Geliebten, ſo umtönten ſeine leiſen Melodien mir die Bruſt; wie von Elyſium herüber, vernahm ich ſeine Zukunft, wenn die toten Zweige ſich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! ſo hatt' ich nie an dir gehangen, aber ſo ähnlich war dir auch nie mein Herz geweſen, wie damals in ſeinen heiteren zärtlichen Spielen. —

Wer ſehnt ſich nicht nach Freuden der Liebe und großen Taten, wenn im Auge des Himmels und im Buſen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leiſe und langſam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir

die Brust so selig, daß ich drüber vergaß, zu fragen, was dies zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfingen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange des Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir gingen nun uns entgegen, wie versöhnte Freunde, wenn sie noch etwas fremde tun, und doch den nahen unendlichen Augenblick des Umarmens schon in der Seele tragen.

Es tat nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerüstet und erfüllt mit eigner Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnt' es wieder werden mit mir wie sonst, und besser.

Ich sahe die Menschen wieder an, als sollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich schloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der stolze Sonderling nun einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten sie ihren Scherz daran, daß den Hirsch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! —

Ach! meinen Adamas sucht' ich, meinen Alabanda, aber es erschien mir keiner.

Endlich schrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als sammelt' alle Zärtlichkeit und alle Macht des Menschen in einem Moment sich, da ich schrieb; so schrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der

Kühnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod Geliebten. — „Alabanda!“ rief ich, „o mein Alabanda! du haſt den Stab gebrochen über mich. Du hielteſt mich noch aufrecht, warſt die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun iſts heilig und gewiß!“

Wir bedauern die Toten, als fühlten ſie den Tod, und die Toten haben doch Frieden. Aber das, das iſt der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das iſt unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unſer Leben ſeine Bedeutung ſo verliert, wenn ſo das Herz ſich ſagt, du mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume haſt du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du ſagen könnteſt: Ich laſſe eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer ſo voll Sehnens ſein, bei dem, daß ſie ſo mutlos iſt!

Ich ſuchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuſchlagen vor den Menſchen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meiſt ſehr ſtill und geduldig, hatte oft auch einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge: von einer Taube, die ich kaufte, von einer Kahnfahrt, von einem Tale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Troſt erwarten.

Genug! genug! wär' ich mit Themiſtokles aufgewachſen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine Seele hätte ſich wahrlich nie von dieſer Seite kennen gelernt.

Hyperion an Bellarmin

Zuweilen regte noch sich eine Geisteskraft in mir. Aber freilich nur zerstörend!

Was ist der Mensch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß so etwas in der Welt ist, das, wie ein Chaos, gärt, oder modert, wie ein fauler Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet diesen Herling die Natur bei ihren süßen Trauben?

Zu den Pflanzen spricht er: Ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen: Ich will werden, wie ihr, in einer andern Welt! inzwischen bricht er auseinander und treibt hin und wieder seine Künste mit sich selbst, als könnt' er, wenn es einmal sich aufgelöst, Lebendiges zusammensetzen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebessert wird durch all sein Tun; es bleibt doch immerhin ein Kunststück, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht sprechen mögt von menschlicher Bestimmung, die ihr auch so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden für nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben ans Nichts, uns abarbeiten für nichts, um mählich überzugehen ins Nichts — was kann ich dafür, daß euch die Kniee brechen, wenn ihrs ernstlich bedenkt? Bin ich doch auch schon manchmal hingesunken in diesen Gedanken, und habe gerufen, was legst du die Axt mir an die Wurzel, grausamer Geist? und bin noch da.

O einſt, ihr finſtern Brüder! war es anders. Da war es über uns ſo ſchön, ſo ſchön und froh vor uns; auch dieſe Herzen wallten über vor den fernen ſeligen Phantomen, und kühn frohlockend drangen auch unſere Geiſter aufwärts und durchbrachen die Schranke, und wie ſie ſich umſahn, wehe, da war es eine unendliche Leere.

O! auf die Kniee kann ich mich werfen und meine Hände ringen und flehen, ich weiß nicht wen? um andre Gedanken. Aber ich überwältige ſie nicht, die ſchreiende Wahrheit. Hab' ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinſehe ins Leben, was iſt das Letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufſteige im Geiſte, was iſt das Höchſte von allem? Nichts.

Aber ſtille, mein Herz! Es iſt ja deine letzte Kraft, die du verſchwendeſt! deine letzte Kraft? und du, du willſt den Himmel ſtürmen? wo ſind denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Oſſa, deine Treppe zu des Göttervaters Burg hinauf, damit du hinaufſteigſt und den Gott und ſeinen Göttertiſch und all die unſterblichen Gipfel des Olymps herabwirfſt und den Sterblichen predigeſt: Bleibt unten, Kinder des Augenblicks! ſtrebt nicht in dieſe Höhen herauf, denn es iſt nichts hier oben.

Das kannſt du laſſen, zu ſehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Über dir und vor dir iſt es freilich leer und öde, weil es in dir leer und öd' iſt.

Freilich, wenn ihr reicher ſeid, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten ſo voll Blumen iſt, warum

erfreut ihr Odem mich nicht auch? — Wenn ihr so voll der Gottheit seid, so reicht sie mir zu trinken. An Festen darbt ja niemand, auch der Ärmste nicht. Aber einer nur hat seine Feste unter euch: das ist der Tod.

Not und Angst und Nacht sind eure Herren. Die sondern euch, die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr seht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poeten haben recht, es ist nichts so klein und wenig, woran man sich nicht begeistern könnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht.

Zweites Buch

Hyperion an Bellarmin

Ich lebe jetzt auf der Insel des Ajax, der teuern Salamis.

Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.

Und doch ist soviel Liebliches und Großes auch um einen.

Auf dem Vorgebirge hab' ich mir eine Hütte gebaut von Mastixzweigen, und Moos und Bäume herumgepflanzt und Thymian und allerlei Sträuche.

Da hab ich meine liebsten Stunden, da sitz' ich Abende lang und sehe nach Attika hinüber, bis end-

lich mein Herz zu hoch mir klopft; dann nehm ich mein Werkzeug, gehe hinab an die Bucht und fange mir Fische.

Oder les' ich auch auf meiner Höhe droben vom alten herrlichen Seekrieg, der an Salamis einst im wilden klug beherrschten Getümmel vertobte, und freue des Geistes mich, der das wütende Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen, wie ein Reiter das Roß, und schäme mich innigst meiner eigenen Kriegsgeschichte.

Oder schau' ich aufs Meer hinaus und überdenke mein Leben, sein Steigen und Sinken; seine Seligkeit und seine Trauer, und meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenspiel, wo der Meister alle Töne durchläuft, und Streit und Einklang mit verborgener Ordnung untereinander wirft.

Heut ists dreifach schön hier oben. Zwei freundliche Regentage haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.

Der Boden ist grüner geworden, offner das Feld. Unendlich steht, mit der freudigen Kornblume gemischt, der goldene Weizen da, und licht und heiter steigen tausend hoffnungsvolle Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stufen gehn die Berge bis zur Sonne unaufhörlich hintereinander hinauf. Der ganze Himmel ist rein. Das weiße Licht ist nur über den Äther gehaucht, und, wie ein silbern Wölkchen, wallt der schüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

Hyperion an Bellarmin

Mir ist lange nicht gewesen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf solche Festzeit, um dir einmal wieder zu schreiben. Nun bin ich stark genug; nun laß mich dir erzählen.

Mitten in meinen finstern Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich sollt' in seine Gebirge kommen, schrieb er mir: man lebe hier freier als sonstwo, und auch da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beschatteten dichte Bäume den Rücken, und kühlende Lüfte umspielten es leise in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Zeder, blickte man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Herden der Inseln, die alle wie Kinder umherlagen um den herrlichen Berg und sich nährten von seinen schäumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberschiffte.

Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einflusse des Meers und der Luft widerstrebt' der finstere Sinn umsonst. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, suchte nichts, sann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es ist süß, so aus der Schale der Vergessenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gern mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsilbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwischte mir und faßte freundlich hastig meinen Schiffer an — „So?" rief ich, „das ist Kalaurea?" Und wie er mich drum ansah, wußt' ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all mein Wesen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Teil der

Insel durchstreifen. Die Wälder und geheimen Tale reizten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lockte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speise, begehrt, wie auch der Vogel sein Fest hat und das Tier.

Es war entzückend anzusehn! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd frägt, wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schoß ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlockender Verwirrung untereinander in den Tiefen und Höhn, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauste das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpften über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft ans Herz, und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menschen gingen aus ihren Türen heraus, und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstrahl kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, atmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der feurig mächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie schön ists, daß du, wohin ich wandre, mich geleitest. Allgegenwärtige, Unsterbliche!

Mit den Kindern spielte das hohe Element am schönsten.

Das summte friedlich vor sich hin, dem schlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, dem ein Frohlocken aus offner Kehle; das streckte sich, das sprang in die Höhe; ein andres schlenderte vertieft umher.

Und all dies war die Sprache eines Wohlseins, alles eine Antwort auf die Liebkosungen der entzückenden Lüfte.

Ich war voll unbeschreiblichen Sehnens und Friedens. Eine fremde Macht beherrschte mich. Freundlicher Geist, sagt' ich bei mir selber, wohin rufest du mich? nach Elysium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieselnden Wasser hinauf, wo es über Felsen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kieseln glitt; und mählich verengte sich und ward zum Bogengange das Tal, und einsam spielte das Mittagslicht im schweigenden Dunkel.

Hier — ich möchte sprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe dir schreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will sprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und über den Sternen vergißt das Herz seine Not und seine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien! und wenn hinfort mich das Schicksal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken: so soll dies Einzige doch mich selber über-

leben in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger, unzerstörbarer Klarheit! —

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so blicktest du auf, erhubst dich, standst nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzückens, worin ich dich störte!

O wer in die Stille dieses Auges gesehn, wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geist besänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von ihr, aber es gibt ja Stunden, wo das Beste und Schönste, wie in Wolken, erscheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet; da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, da beuge die Kniee mit mir, und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahnest, daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in Wolken, dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen möchten, sie freueten sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch ist der Schatten ihres Schattens noch nicht erschienen! O geht, und sprecht vom blauen Äther nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch eine Freude ist, eine Ruhestätte auf Erden!

Ist der Mensch nicht veraltet, verwelkt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht

wieder findet und nun umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Trefflichste verblüht! bald wird es sich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerrissen Saitenspiel? Ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestöne. Ich hatte mir ein düster Schwanenlied gesungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war sie denn nun, die Totenstille, die Nacht und Öde meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

Freilich ist das Leben arm und einsam. Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umsonst, wie wir herabgekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir sind, wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne.

Hyperion an Bellarmin

Ich war einst glücklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? Wär' ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erstenmal sie sah, der letzte wäre gewesen?

Ich hab es einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es sei; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es sei; ich hab' es gesehn, ich hab' es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr seinen Namen? den Namen des, das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht, doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil' ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ozean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir begann ich. Sie sind der Worte nicht wert, die Tage, da ich noch dich nicht kannte —

O Diotima; Diotima, himmlisches Wesen!

Hyperion an Bellarmin

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit gibt, und zähle die Lebenstage nicht!

Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn?

Noch seh' ich den Abend, an dem Notara zum erstenmal zu ihr ins Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide gestanden herzlich in allem Tun und Lassen, daß Diotima die Königin des Hauses war.

Ach! es war alles geheiliget und verschönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polster, ihr Tischchen, alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da sie zum erstenmal mit Namen mich rief, da sie selbst so nahe mir kam, daß ihr unschuldiger Atem mein lauschend Wesen berührte! —

Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in einen Himmelsgesang.

Wovon auch sollten wir sprechen? Wir sahn nur uns. Von uns zu sprechen, scheuten wir uns.

Vom Leben der Erde sprachen wir endlich.

So feurig und kindlich ist ihr noch keine Hymne gesungen worden.

Es tat uns wohl, den Überfluß unsers Herzens der guten Mutter in den Schoß zu streuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn

ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Äste schüttelt, und ihre süßen Äpfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels, und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldnen Stäubchen erfreuen, sagten wir, so erfreue das heldenmütige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sei ein herrlich lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem Herzen quille, immer glücklich, wenn sie von Tautropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie sich zum Genusse bereite mit Hilfe des Himmels, die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, ursprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schicksal geschieden von ihm, damit sie ihn suche, sich nähere, sich entferne und unter Lust und Trauer zur höchsten Schönheit reife.

So sprachen wir. Ich gebe dir den Inhalt, den Geist davon. Aber was ist er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht, ihr Engelsaugen! dacht' ich im Herzen, und erscheine du bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit deiner Ruhe und Fülle!

Hyperion an Bellarmin

Ein paar Tage drauf kamen sie herauf zu uns. Wir gingen zusammen im Garten herum. Diotima und ich gerieten voraus, vertieft; mir traten oft Tränen der Wonne ins Auge, über das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging.

Vorn am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahn hinaus, in den unendlichen Osten.

Diotimas Auge öffnete sich weit, und leise, wie eine Knospe sich aufschließt, schloß das liebe Gesichtchen vor den Lüften des Himmels sich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand sanft emporgestreckt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O unter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor, und sah die schroffe Felsenwand hinab. Sie hatte ihre Lust daran, die schreckende Tiefe zu messen, und sich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felsenstücken und schäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel streckten.

Das Geländer, worauf sie sich stützte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indes es so sich vorwärts beugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen, und Taumel und Toben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich sie berührte.

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu stehn, und die zärtlich kindische Sorge, daß sie fallen möchte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Mädchens!

Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen taten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe?

Es ist aber auch das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur! dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehn wir.

Hyperion an Bellarmin

Nur ihren Gesang sollt' ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den stolzhinschiffenden Schwan nicht, wenn er schlummernd am Ufer sitzt.

Nur, wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand.

Da, da ging erst die himmlische Ungefällige in ihrer Majestät und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft so bittend und so schmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz sich regt in dieser göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demut, alle Lust und alle Trauer des Lebens verschönert im Adel dieser Töne erschien!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen hascht, ergriff sie immer uns alle.

Es kam nicht Lust und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tausendmal hab' ich es ihr und mir gesagt: das Schönste ist auch das Heiligste. Und so war alles an ihr. Wie ihr Gesang, so auch ihr Leben.

Hyperion an Bellarmin

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär es eine von ihnen.

Sie nannte sie alle mit Namen, schuf ihnen aus Liebe neue, schönere, und wußte genau die fröhlichste Lebenszeit von jeder.

Wie eine Schwester, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gerne zuerst gegrüßt sein möchte, so war das stille Wesen mit Aug' und Hand beschäftigt, selig zerstreut, wenn auf der Wiese wir gingen, oder im Walde.

Und das war so ganz nicht angenommen, angebildet, das war so mit ihr aufgewachsen.

Es ist doch ewig gewiß und zeigt sich überall; je unschuldiger, schöner eine Seele, desto vertrauter wird sie mit den andern Glücklichen leben, die man seelenlos nennt.

Hyperion an Bellarmin

Tausendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erhabner Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüse bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzlich von dem Feuerherde sprechen, und es ist gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohltätige Flamme besorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speise bereitet.

Hyperion an Bellarmin

Was ist alles künstliche Wissen in der Welt, was ist die ganze stolze Mündigkeit der menschlichen Gedanken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?

Wer will die Traube nicht lieber voll und frisch, so wie sie aus der Wurzel quoll, als die getrockneten gepflückten Beeren, die der Kaufmann in die Kiste preßt und in die Welt schickt? Was ist die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie schien immer so wenig zu sagen, und sagte so viel.

Ich geleitete sie einst in später Dämmerung nach Hause; wie Träume, beschlichen tauende Wölkchen die Wiese, wie lauschende Genien sahn die seligen Sterne durch die Zweige.

Man hörte selten ein „Wie schön!" aus ihrem Munde, wenn schon das fromme Herz kein lispelnd Blatt, kein Rieseln einer Quelle unbehorcht ließ.

Diesmal sprach sie es denn doch mir aus — wie schön!

„Es ist wohl uns zuliebe so!" sagt' ich, ungefähr wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.

„Ich kann mir denken, was du sagst," erwiderte sie; „ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich ins andre schickt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kömmt."

„Froher erhabner Glaube!“ rief ich.

Sie schwieg eine Weile.

„Auch wir sind also Kinder des Hauses,“ begann ich endlich wieder, „sind es und werden es sein.“

„Werden ewig es sein,“ erwiderte sie.

„Werden wir das?“ fragt' ich.

„Ich vertraue,“ fuhr sie fort, „hierinnen der Natur, so wie ich täglich ihr vertraue.“

O ich hätte mögen Diotima sein, da sie dies sagte! Aber du weißt nicht, was sie sagte, mein Bellarmin! Du hast es nicht gesehn und nicht gehört.

„Du hast recht,“ rief ich ihr zu; „die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verlust in sich, so wie sie keinen Zusatz leidet. Ihr Schmuck ist morgen anders, als er heute war; aber unser Bestes, uns, uns kann sie nicht entbehren und dich am wenigsten. Wir glauben, daß wir ewig sind, denn unsere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie ist ein Stückwerk, ist die Göttliche, die Vollendete nicht, wenn jemals du in ihr vermißt wirst. Sie verdient dein Herz nicht, wenn sie erröten muß vor deinen Hoffnungen.“

Hyperion an Bellarmin

So bedürfnislos, so göttlichgenügsam hab' ich nichts gekannt.

Wie die Woge des Ozeans das Gestade seliger Inseln, so umflutete mein ruheloses Herz den Frieden des himmlischen Mädchens.

Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüt voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen,

nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenstunden von höhern Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser einen stillen Seele erfüllt.

Man sagt sonst, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erst, verspricht man uns, wenn unsre Hefe gesunken sei, verwandle sich in edeln Freudenwein das gärende Leben; die Herzensruhe der Seligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört und sah den Frieden des Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.

Wie oft hab' ich meine Klagen vor diesem Bilde gestillt! wie oft hat sich das übermütige Leben und der strebende Geist besänftigt, wenn ich, in selige Betrachtungen versunken, ihr ins Herz sah, wie man in die Quelle siehet, wenn sie still erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf sie niederträufelt!

Sie war mein Lethe, diese Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseins trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig mich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrückt.

O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das ist mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir ist, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen soll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele ist wie ein Fisch aus ihrem Elemente auf den Uferstrand geworfen, und windet sich und wirft sich umher, bis sie vertrocknet in der Hitze des Tags.

Ach! gäb' es nur noch etwas in der Welt für mich zu tun! gäb' es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das sollte mich erquicken!

Knäblein, die man von der Mutterbrust gerissen und in die Wüste geworfen, hat einst, so sagt man, eine Wölfin gesäugt.

Mein Herz ist nicht so glücklich.

Hyperion an Bellarmin

Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr sprechen. Ich muß vergessen, was sie ganz ist, wenn ich von ihr sprechen soll. Ich muß mich täuschen, als hätte sie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.

Hyperion an Bellarmin

Es ist umsonst; ich kanns mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum An-

fang und ans Ende der Zeiten, selbst wenn ich ihm, der meine letzte Zuflucht war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worin er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauche, wie in den bodenlosen Ozean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schrecken mich auf, die süßen verwirrenden tötenden Schrecken, daß Diotimas Grab mir nah ist.

Hörst du? hörst du? Diotimas Grab!

Mein Herz war doch so stille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Toten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich schrieb dir lange nicht von ihr, und da ich schrieb, so schrieb ich dir gelassen, wie ich meine.

Was ists denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und sehe nach Kalaurea, wo sie ruhet, hinüber, das ists.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja sich keiner erbarme und mir sein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberschwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Woge bitten, daß sie an Diotimas Gestade mich wirft! —

Lieber Bruder! ich tröste mein Herz mit allerlei Phantasien, ich reiche mir manchen Schlaftrank; und

es wäre wohl größer, sich zu befreien auf immer, als sich zu behelfen mit Palliativen; aber wem gehts nicht so? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, getan! Ich fordre von dem Schicksal meine Seele.

Hyperion an Bellarmin

War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns belauschten, und das Tageslicht und den Äther! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren eine Blume nur, und unsre Seelen lebten ineinander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschlossnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde sie, wie eine angemaßte Krone, von mir gerissen und in den Staub gelegt?

Hyperion an Bellarmin

Eh es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich so, mit allen Huldigungen des Herzens, selig überwunden, vor ihr stand, und schwieg, und all mein Leben sich hingab in den Strahlen des Auges, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt' und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht' und fand —

Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und sorgsam trübe Stunden ahnete, indes mein Geist zu unenthaltsam, zu verschwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte, wenn das liebe Wesen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verriet, und oft in freundlichen Bekümmernissen über mein unstet Wesen mich ermahnt und strafte wie ein teures Kind —

Ach! da du einst, Unschuldige, an den Fingern die Treppen zähltest, von unsrem Berge herab zu deinem Hause, da du deine Spaziergänge mir wiesest, die Plätze, wo du sonst gesessen, und mir erzähltest, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende sagtest, es sei dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dagewesen —

Gehörten wir da nicht längst uns an?

Hyperion an Bellarmin

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich spinne mich ein, weil überall es Winter ist; in seligen Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein.

Wir saßen einst mit Notara — so hieß der Freund, bei dem ich lebte — und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalaurea gehörten, in Diotimas Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und sprachen unter andrem über die Freundschaft.

Ich hatte wenig mitgesprochen, ich hütete mich seit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächst angehn, meine Diotima hatte mich so einsilbig gemacht. —

„Da Harmodius und Aristogiton lebten," rief endlich einer, „da war noch Freundschaft in der Welt." Das freute mich zu sehr, als daß ich hätte schweigen mögen.

„Man sollte dir eine Krone flechten um dieses Wortes willen!" rief ich ihm zu; „hast du denn wirklich eine Ahnung davon, hast du ein Gleichnis

für die Freundschaft des Aristogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber beim Äther! man muß Aristogiton sein, um nachzufühlen, wie Aristogiton liebte, und die Blitze durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt sein wollte mit Harmodius Liebe, denn es täuscht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Minos Strenge liebte. Wenige sind in solcher Probe bestanden, und es ist nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu sein, als an der Götter Tische, wie Tantalus, zu sitzen. Aber es ist auch nichts Herrlicheres auf Erden, als wenn ein stolzes Paar, wie diese, so sich untertan ist.

Das ist auch meine Hoffnung, meine Lust in einsamen Stunden, daß solche große Töne und größere einst wiederkehren müssen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebar Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein. Von Pflanzenglück begannen die Menschen und wuchsen auf, und wuchsen, bis sie reiften, von nun an gärten sie unaufhörlich fort, von innen und außen, bis jetzt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen, und sehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt

im Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war. Daran, an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit, erkennen die wenigen sich und eins sind sie, denn es ist eines in ihnen; und von diesen, diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt — ich habe genug gesagt, um klar zu machen, was ich denke."

Da hättest du Diotima sehen sollen, wie sie aufsprang und die beiden Hände mir reichte und rief: „Ich hab' es verstanden, Lieber, ganz verstanden, soviel es sagt."

Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkommt, da, wo Hyperion schläft, weilt ahnend über des vergeßnen Mannes Asche, und sprecht: „Er wäre, wie unsereiner, wär' er jetzt da."

Das hab' ich gehört, mein Bellarmin! das hab' ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod!

Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht.

Hyperion an Bellarmin

Frägst du, wie mir gewesen sei um diese Zeit? Wie einem der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam ich freilich von Diotimas Bäumen, wie ein Siegestrunkener, oft mußt' ich eilend weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verraten; so

tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeisternde Glaube, von Diotima geliebt zu sein.

Dann suchte ich die höchsten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittich geheilt ist, regte mein Geist sich im Freien, und dehnt', als wäre sie sein, über die sichtbare Welt sich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, so tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein schlagendes Herz sie drückte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Bäume! Einen Zauber hätt' ich mir wünschen mögen, die scheuen Hirsche und all die wilden Vögel des Walds, wie ein häuslich Völkchen, um meine freigebigen Hände zu versammeln, so selig töricht liebt' ich alles.

Aber nicht lange, so war das alles, wie ein Licht, in mir erloschen, und stumm und traurig, wie ein Schatte, saß ich da und suchte das entschwundne Leben. Klagen mocht' ich nicht und trösten mocht' ich mich auch nicht. Die Hoffnung warf ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krücke verleidet ist; des Weinens schämt' ich mich; ich schämte mich des Daseins überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Tränen aus, und das Leiden, das ich gerne verleugnet hätte, wurde mir lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Brust.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es schmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner

Ruhe nicht stören, holder Stern! wenn unter dir es gärt und trüb ist.

O laß dir deine Rose nicht bleichen, selige Götterjugend! Laß in den Kümmernissen der Erde deine Schöne nicht altern. Das ist ja meine Freude, süßes Leben! daß du in dir den sorgenfreien Himmel trägst. Du sollst nicht dürftig werden, nein, nein! du sollst in dir die Armut der Liebe nicht sehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabging — ich hätte das Lüftchen fragen mögen und dem Zuge der Wolken es ansehn, wie es mit mir sein werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgend ein freundlich Gesicht mir auf dem Wege begegnete, und nur nicht gar zu trocken sein „Schönen Tag!" mir zurief!

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerstrauß mir zum Verkaufe reichte, mit einer Miene, als wollte sie ihn schenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorüberging, auf seinem Kirschbaum saß und pflückte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll kosten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubische Herz!

Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotimas Fenstern eines offen, wie konnte das so wohltun!

Sie hatte vielleicht nicht lange zuvor herausgesehn.

Und nun stand ich vor ihr, atemlos und wankend, und drückte die verschlungnen Arme gegen mein Herz, sein Zittern nicht zu fühlen, und wie der Schwimmer aus reißenden Wassern hervor, rang und strebte mein Geist, nicht unterzugehn in der unendlichen Liebe.

„Wovon sprechen wir doch geschwind?“ konnt' ich rufen, „man hat oft seine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken, daran festzuhalten.“

„Reißen sie wieder aus in die Luft?“ erwiderte meine Diotima. „Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehn.“

Das liebe Mädchen suchte sich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit getan.

„Ja! ja!“ rief ich, „wie du willst, wie du es für gut hältst — soll ich vorlesen? Deine Laute ist wohl noch gestimmt von gestern — vorzulesen hab' ich auch gerade nichts —“

„Du hast schon mehr als einmal,“ sagte sie, „versprochen, mir zu erzählen, wie du gelebt hast, ehe wir uns kannten, möchtest du jetzt nicht?“

„Das ist wahr,“ erwidert' ich; mein Herz warf sich gerne auf das, und ich erzählt' ihr nun, wie dir, von Adamas und meinen einsamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Wesens, eh' ich nach Kalaurea herüberkam — „nun weißt du alles,“ sagt' ich zu ihr gelassen, da ich zu Ende war, „nun wirst du weniger dich an mir stoßen; nun wirst du sagen,“ setzt' ich lächelnd hinzu: „spottet dieses Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.“

„Stille,“ rief sie mit erstickter Stimme, und verbarg ihre Tränen ins Tuch, „o stille, und scherze

über dein Schickſal, über dein Herz nicht! denn ich verſteh' es und beſſer, als du.

„Lieber — lieber Hyperion! Dir iſt wohl ſchwer zu helfen.

„Weißt du denn," fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, „weißt du denn, woran du darbeſt, was dir einzig fehlt, was du, wie Alpheus ſeine Arethuſa, ſuchſt, um was du trauerteſt in all deiner Trauer? Es iſt nicht erſt ſeit Jahren hingeſchieden, man kann ſo genau nicht ſagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es iſt, in dir iſts! Es iſt eine beſſere Zeit, die ſuchſt du, eine ſchönere Welt. Nur dieſe Welt umarmteſt du in deinen Freunden, du warſt mit ihnen dieſe Welt.

„In Adamas war ſie dir aufgegangen; ſie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erſchien dir ihr Licht zum zweiten Male, aber brennender und heißer, und darum war es auch wie Mitternacht vor deiner Seele, da er für dich dahin war.

„Sieheſt du nun auch, warum der kleinſte Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden mußt' in dir? warum du ihn verſtießeſt, weil er nur nicht gar ein Gott war?

„Du wollteſt keine Menſchen, glaube mir, du wollteſt eine Welt. Den Verluſt von allen goldenen Jahrhunderten, ſo wie du ſie, zuſammengedrängt in einen glücklichen Moment, empfandeſt, den Geiſt von allen Geiſtern beſſrer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroen, die ſollte dir ein Einzelner, ein Menſch erſetzen! — Sieheſt du nun, wie arm, wie reich du biſt? warum du ſo ſtolz ſein mußt und

auch so niedergeschlagen? warum so schrecklich Freude und Leid dir wechselt?

„Darum, weil du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, dein gehört, und doch nicht da ist, weil du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage dich beschleichen, und wenn du aufwachst, auf neugriechischem Boden stehst.

„Zweimal, sagtest du? o du wirst in einem Tage siebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich dir es sagen? Ich fürchte für dich, du hältst das Schicksal dieser Zeiten schwerlich aus. Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst —

„O Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab sein."

„Nein, Diotima," rief ich, „nein, beim Himmel, nein! Solange noch eine Melodie mir tönt, so scheu' ich nicht die Totenstille der Wildnis unter den Sternen; solange die Sonne nur scheint und Diotima, so gibt es keine Nacht für mich.

„Laß allen Tugenden die Sterbeglocke läuten! ich höre ja dich, dich, deines Herzens Lied, du Liebe! und finde unsterblich Leben, indessen alles verlischt und welkt."

„O Hyperion," rief sie, „wie sprichst du?"

„Ich spreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht länger all die Seligkeit und Furcht und Sorge bergen — Diotima! — Ja du weißt es, mußt es wissen, hast längst es gesehen, daß ich untergehe, wenn du nicht die Hand mir reichst."

Sie war betroffen, verwirrt.

„Und an mir," rief ſie, „an mir will ſich Hyperion halten? ja, ich wünſch' es, jetzt zum erſtenmal wünſch' ich, mehr zu ſein, denn nur ein ſterblich Mädchen. Aber ich bin dir, was ich ſein kann."

„O ſo biſt du ja mir alles!" rief ich.

„Alles? böſer Heuchler! und die Menſchheit, die du doch am Ende einzig liebſt?"

„Die Menſchheit?" ſagt' ich; „ich wollte, die Menſchheit machte Diotima zum Loſungswort und malt in ihre Panière dein Bild, und ſpräche: heute ſoll das Göttliche ſiegen! Engel des Himmels! das müßt' ein Tag ſein!"

„Geh," rief ſie, „geh, und zeige dem Himmel deine Verklärung! mir darf ſie nicht ſo nahe ſein.

„Nicht wahr? du geheſt, lieber Hyperion?"

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich ging. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Bellarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Götterruhe, himmliſche, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte ſind hier umſonſt, und wer nach einem Gleichnis von ihr fragt, der hat ſie nie erfahren. Das einzige, was eine ſolche Freude auszudrücken vermochte, war Diotimas Geſang, wenn er, in goldner Mitte, zwiſchen Höhe und Tiefe ſchwebte.

O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendrötlichen Pfade in Elyſiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Tals! ihr Roſenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieſer freundlichen Stunde, und

spreche zu meinem Herzen: Dort findest du sie wieder, und alle Freude, die du verlorst.

Hyperion an Bellarmin

Ich will dir immer mehr von meiner Seligkeit erzählen.

Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit versuchen, bis sie wie Stahl wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen sie doch, wie ein Schwertschlag, oft mir auf die Seele, aber ich spiele mit dem Schwerte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es vertrage, wie Wasser.

Ich will nicht zagen; ja! ich will stark sein! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seligkeiten mir die seligste aus dem Grabe beschwören.

Es ist unglaublich, daß der Mensch sich vor dem Schönsten fürchten soll; aber es ist so.

O bin ich doch hundertmal vor diesen Augenblicken, dieser tötenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweggewandt, wie ein Kind vor Blitzen! und dennoch wächst im üppigen Garten der Welt nichts Lieblichers, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts Edleres, wie meine Freuden.

Aber nur dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie die deine ist, erzähl' ichs. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht sein; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, seit dem letzten Seelengespräche, mit

jedem Tage mich weniger. Ich fühlt', es war ein heilig Geheimnis zwischen mir und Diotima.

Ich staunte, träumte. Als wär' um Mitternacht ein seliger Geist mir erschienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, so war es mir in der Seele.

O es ist ein seltsames Gemische von Seligkeit und Schwermut, wenn es so sich offenbart, daß wir auf immer heraus sind aus dem gewöhnlichen Dasein.

Es war mir seitdem nimmer gelungen, Diotima allein zu sehn. Immer mußt' ein dritter uns stören, trennen, und die Welt lag zwischen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage gingen so vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lähmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als töteten sie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verschlossene Seele sich hinüberhelfen möchte zu ihr.

Wollt' ich mit dem Auge sie suchen, so wurd' es Nacht vor mir, wollt' ich mich mit einem Wörtchen an sie wenden, so erstickt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenlose Verlangen oft die Brust zerreißen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, so innigst unversöhnlich hatte mein Geist noch nie sich gegen die Ketten gesträubt, die das Schicksal ihm schmiedet, gegen das eiserne unerbittliche Gesetz, geschieden zu sein, nicht eine Seele zu sein mit seiner liebenswürdigen Hälfte.

Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war, wie in den

Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an.

Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Vorelysium mit seiner holden Diotima gespielt, eh' er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehn, wenn sie verschönert aus dem güldenen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldne Küsten, in die Geistertale des Arkturs. —

O es ist doch wohl wünschenswert, so aus einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauscht vom seligen Wiegenliede, das ich mir sang, schlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.

Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde sich wieder entzündete, sah ich empor und suchte die Träume der Nacht. Sie waren, wie die schönen Sterne, verschwunden, und nur die Wonne der Wehmut zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seligen auch so trauert. Sie war die Botin der Freude, diese Trauer, sie war die grauende Dämme-

rung, woran die unzähligen Rosen des Morgenrots sprossen. —

Der glühende Sommertag hatte jetzt alles in die dunkeln Schatten gescheucht. Auch um Diotimas Haus war alles still und leer, und die neidischen Vorhänge standen mir an allen Fenstern im Wege.

Ich lebt' in Gedanken an sie. Wo bist du, dacht' ich, wo findet mein einsamer Geist dich, süßes Mädchen? Siehest du vor dich hin und sinnest? Hast du die Arbeit auf die Seite gelegt und stützest den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und gibst den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche störe, wenn sie mit süßen Phantasien ihr Herz erfrischt, daß ja nichts diese Traube betaste und den erquickenden Tau von den zarten Beeren ihr streife!

So träumt' ich. Aber indes die Gedanken zwischen den Wänden des Hauses nach ihr spähten, suchten die Füße sie anderswo, und eh' ich es gewahr ward, ging ich unter den Bogengängen des heiligen Walds, hinter Diotimas Garten, wo ich sie zum ersten Male hatte gesehn. Was war das? Ich war ja indessen so oft mit diesen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen geworden; jetzt ergriff mich eine Gewalt, als trät' ich in Dianens Schatten, um zu sterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indessen ging ich weiter. Mit jedem Schritte wurd' es wunderbarer in mir. Ich hätte fliegen mögen, so trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen. Die Seele war vorausgeeilt, und hatte die irdischen Glieder

verlaſſen. Ich hörte nicht mehr, und vor dem Auge dämmerten und ſchwankten alle Geſtalten. Der Geiſt war ſchon bei Diotima; im Morgenlichte ſpielte der Gipfel des Baums, indes die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

„Ach! mein Hyperion!“ rief jetzt mir eine Stimme entgegen; ich ſtürzt' hinzu: „Meine Diotima! o meine Diotima!“ weiter hatt' ich kein Wort und keinen Atem, kein Bewußtſein.

Schwinde, ſchwinde, ſterbliches Leben, dürftig Geſchäft, wo der einſame Geiſt die Pfennige, die er geſammelt, hin und her betrachtet und zählt! wir ſind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es iſt hier eine Lücke in meinem Daſein. Ich ſtarb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmliſchen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warſt du an ihr aufgegangen in voller holdſeliger Blüte! wie in leichten Schlummer geſungen von ſeligen Genien, lag das reizende Köpfchen mir auf der Schulter, lächelte ſüßen Frieden, und ſchlug ſein ätheriſch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenen Staunen, als blickt' es eben jetzt zum erſtenmal in die Welt.

Lange ſtanden wir ſo in holder ſelbſtvergeſſener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geſchah, bis endlich der Freude zuviel in mir ſich häufte und in Tränen und Lauten des Entzückens auch meine verlorne Sprache wieder begann, und meine ſtille Begeiſterte vollends wieder ins Daſein weckte.

Endlich ſahn wir uns auch wieder um.

„O meine alten freundlichen Bäume!“ rief Dio-

tima, als hätte sie sie in langer Zeit nicht gesehn, und das Andenken an ihre vorigen einsamen Tage spielt' um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er errötet und glüht in freudigem Abendglanze.

„Engel des Himmels," rief ich, „wer kann dich fassen? und wer kann sagen, er habe ganz dich begriffen?"

„Wunderst du dich," erwiderte sie, „daß ich so sehr dir gut bin? Lieber! stolzer Bescheidner! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an dich, hab' ich denn nicht dich ergründet, hab' ich den Genius nicht in seinen Wolken erkannt? Verhülle dich nur und sieh dich selbst nicht; ich will dich hervorbeschwören, ich will —

„Aber er ist ja da, er ist hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülse durchbrochen und steht wie ein Frühling da; wie ein Kristallquell aus der düstern Grotte, ist er hervorgegangen; das ist der finstre Hyperion nicht, das ist die wilde Trauer nicht mehr — o mein, mein herrlicher Junge!"

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt' ich glauben an dies Wunder der Liebe? konnt' ich? mich hätte die Freude getötet.

„Göttliche!" rief ich, „sprichst du mit mir? kannst du so dich verleugnen, selige Selbstgenügsame! kannst du so dich freuen an mir? O ich seh' es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Mensch ist ein Gewand, das oft ein Gott sich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel seinen Nektar gießt, um seinen Kindern vom Besten zu kosten zu geben." —

„Ja, ja!“ fiel sie schwärmerisch lächelnd mir ein, „dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels ist in dir.“

„Laß mich,“ rief ich, „laß mich dein sein, laß mich mein vergessen, laß alles Leben in mir und allen Geist nur dir zufliegen; nur dir, in seliger endeloser Betrachtung! O Diotima! so stand ich sonst auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe sich schuf, vor dem Idole meiner einsamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfrischt', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm; und nun! nun hab ich im Arme dich, und fühle den Atem deiner Brust, und fühle dein Aug' in meinem Auge, die schöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichste so und bebe nicht mehr — ja! ich bin wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin deinesgleichen geworden, und Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen.“ —

„Aber etwas stiller mußt du mir werden,“ sagte sie.

„Du hast auch recht, du Liebenswürdige!“ rief ich freudig, „sonst erscheinen mir ja die Grazien nicht; sonst seh' ich ja im Meere der Schönheit seine leisen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an dir zu übersehen. Gib mir nur Zeit!“

„Schmeichler!“ rief sie, „aber für heute sind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke

hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte dir und mir die reine Freude! Laß sie nachtönen in dir, bis morgen, und töte sie nicht durch Mißmut! — die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!"

Sie machte sich los. Mein ganzes Wesen flammt' in mir auf, wie sie so vor mir hinwegschwand in ihrer glühenden Schönheit.

„O du!" — rief ich und stürzt' ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küssen.

„Gott!" rief sie, „wie wird das künftig werden!"

Das traf mich. „Verzeih, Himmlische!" sagt' ich, „ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!"

„Das will ich," rief sie, „gute Nacht!"

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erschüttert, wie ich fühle. Aber ich will hinausgehn unter die Pflanzen und Bäume und unter sie hin mich legen und beten, daß die Natur zu solcher Ruhe mich bringe.

Hyperion an Bellarmin

Unsere Seelen lebten nun immer freier und schöner zusammen, und alles in und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, so geistig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Wesen schwebten, selig

vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Äther.

Unsre Gespräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewässer, woraus der Goldsand hin und wieder blinkt, und unsre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Locken des kühnen Wanderers rauscht.

Und die wunderbar heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unsre Begeisterung tönte, wenn ich oft rief: „Nun sind wir wieder sterblich, Diotima!“ und sie mir sagte: „Sterblichkeit ist Schein, ist, wie die Farben, die vor unserm Auge zittern, wenn es lange in die Sonne sieht!“

Ach! und alle die holdseligen Spiele der Liebe! die Schmeichelreden, die Besorgnisse, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachsicht.

Und die Allwissenheit, womit wir uns durchschauten, und der unendliche Glaube, womit wir uns verherrlichten!

Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich sollte schweigen, sollte vergessen und schweigen.

Aber die reizende Flamme versucht mich, bis ich mich ganz in sie stürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem seligen unverhaltnen Geben und Nehmen fühlt ich einmal, daß Diotima stiller wurde und immer stiller.

Ich fragt' und flehte; aber das schien nur mehr

sie zu entfernen, endlich flehte sie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkäme, von etwas anderm sprechen. Das gab auch mir ein schmerzliches Verstummen, worein ich selbst mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätt' ein unbegreiflich plötzlich Schicksal unsrer Liebe den Tod geschworen, und alles Leben war hin, außer mir und allem.

Ich schämte mich freilich des; ich wußte gewiß, das Ungefähr beherrsche Diotimas Herz nicht. Aber wunderbar blieb sie mir immer, und mein verwöhnter, untröstlicher Sinn wollt' immer offenbare gegenwärtige Liebe; verschloßne Schätze waren verlorne Schätze für ihn. Ach! ich hatt' im Glücke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduldigen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wär' er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungestüm und Demut, zärtlich und zürnend, mit ihrer ganzen allmächtigen, bescheidnen Beredsamkeit rüstete die Liebe mich aus und nun — o meine Diotima! nun hatt' ich es, das reizende Bekenntnis, nun hab' ich und halt' es, bis auch mich, mit allem, was an mir ist, in die alte Heimat, in den Schoß der Natur, die Woge der Liebe zurückbringt.

Die Unschuldige! noch kannte sie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erschrocken vor dem Reichtum in ihr, begrub sie ihn in die Tiefe der Brust — und wie sie nun bekannte, heilige Einfalt, wie sie mit Tränen bekannte, sie liebe zu

sehr, und wie sie Abschied nahm von allem, was sie sonst am Herzen gewiegt, o wie sie rief: „Abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbst, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie sonst, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüte des Mais und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbsts, die Klarheit des Tags und der Ernst der Nacht, und Erd und Himmel ist mir in diesem Einen vereint! so lieb' ich!" — und wie sie nun in voller Herzenslust mich betrachtete, wie sie, in kühner, heiliger Freude, in ihre schönen Arme mich nahm und die Stirne mir küßte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, sterbend in Wonne, mir am offnen Halse herabsank, und die süßen Lippen an der schlagenden Brust mir ruhten und der liebliche Atem an die Seele mir ging — o Bellarmin! die Sinne vergehn mir und der Geist entflieht.

Ich seh, ich sehe, wie das enden muß. Das Steuer ist in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert.

Hyperion an Bellarmin

Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an den kolossalischen Gestalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehn wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.

Wir saßen einst zusammen auf unserm Berge, auf

einem Steine der alten Stadt dieser Insel, und sprachen davon, wie hier der Löwe Demosthenes sein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem selbsterwählten Tode aus den macedonischen Ketten und Dolchen sich zur Freiheit geholfen. — „Der herrliche Geist ging scherzend aus der Welt," rief einer. „Warum nicht?" sagt' ich; „er hatte nichts mehr hier zu suchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirsch, von dem großen Jäger zu Tode gehetzt."

„O Athen!" rief Diotima; „ich habe manchmal getrauert, wenn ich da hinaussah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufstieg!"

„Wie weit ists hinüber?" fragt' ich.

„Eine Tagereise vielleicht," erwiderte Diotima.

„Eine Tagereise," rief ich, „und ich war noch nicht drüben? Wir müssen gleich hinüber zusammen."

„Recht so!" rief Diotima; „wir haben morgen heitere See, und alles steht jetzt noch in seiner Grüne und Reife."

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unsterblichen Erde zu solcher Wallfahrt.

„Also morgen!" sagt' ich, und unsre Freunde stimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Gesange des Hahns, aus der Reede. In frischer Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne stille Jugend war in unsern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neugebornen Insel des Ozeans, worauf der erste Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotimas Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt' ich es dreifach rein, und die zerstreuten, schwärmenden Kräfte waren all in eine goldne Mitte versammelt.

Wir sprachen untereinander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worin sie bestehe.

Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andre: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

„Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform," sagt' ich, „sind Blüten und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache.

„Wer aber mir sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darin noch leben.

„Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamen Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Götterdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Anteil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzt' und belebte. — Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was

dasselbe ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

„In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wär' Lykurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermütige Natur zusammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

„Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

„Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das Ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen

Gaben, wie sonst wohl hie und da die törige Mutter tut.

„Hiezu kam die wundergroße Tat des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.

„O! solch ein Samenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ozean von goldnen Ähren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

„Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt' es!

„Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens. treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide, tut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön."

„Sonderbar!" rief einer von den Freunden.

„Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen," rief Diotima.

„Ich hab' es von dir," erwidert' ich.

„So war der Athener ein Mensch," fuhr ich fort, „so muß er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

„Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

„Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

„Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so wars bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr' Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

„Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

„Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den

Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Das ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Ägyptier und Goten, das ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

„Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

„Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit.

„Der Ägyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Ägyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

„Der Athener kann die Willkür nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein, und tut auch recht daran."

„Gut!" unterbrach mich einer, „das begreif' ich, aber wie dies dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sein soll, das seh' ich nicht."

„Sie wären sogar," sagt' ich, „ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!"

„Was hat die Philosophie," erwidert' er, „was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu tun?"

„Die Dichtung," sagt' ich, meiner Sache gewiß, „ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seins. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen."

„Das ist ein paradoxer Mensch," rief Diotima, „jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede."

„Der Mensch," begann ich wieder, „der nicht wenigstens im Leben einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben am Irisbogen, ineinander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er insgeheim am Göttertische schwelgt."

„Schwärmer!" rief Diotima, „darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!"

„Ich bin ganz nach ihnen," sagt' ich. „Das große

Wort, das ἓν διαφέρον ἑαυτῷ (das eine in sich selber Unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

„Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

„Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

„Man konnt' es auseinander setzen, zerteilen im Geiste, konnte das Geteilte neu zusammendenken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

„Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk sein mußten?

„Das konnte der Ägyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

„Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen,

ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Ägyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Rätsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

„Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Ägyptiers zu reiselustig in die Welt hinauseilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

„Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh' ein reif' Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, ehe er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

„Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

„Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes

Geschäft ist Notwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

„Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: ‚Tummelt euch,‘ und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

„Aus bloßem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntnis des Vorhandnen.

„Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

„Leuchtet aber das göttliche ἓν διαφέρον ἑαυτῳ, das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß warum, wozu sie fordert.

„Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäfte, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Notwerk stehn, doch denkt er gern des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.“

So weit war ich, als wir landeten an der Küste von Attika.

Das alte Athen lag jetzt zu sehr uns im Sinne, als daß wir hätten viel in der Ordnung sprechen mögen, und ich wunderte mich jetzt selber über die Art meiner Äußerungen. „Wie bin ich doch," rief ich, „auf die trocknen Berggipfel geraten, worauf ihr mich saht?"

„Es ist immer so," erwiderte Diotima, „wenn uns recht wohl ist. Die üppige Kraft sucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer stoßen sich die Stirnen aneinander, wenn sie von der Mutter Milch gesättiget sind."

Wir gingen jetzt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile, zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es ist schön, daß es dem Menschen so schwer wird, sich vom Tode dessen, was er liebt, zu überzeugen, und es ist wohl keiner noch zu seines Freundes Grabe gegangen, ohne die leise Hoffnung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Totenreiche zurückkehrt.

„O Parthenon!" rief ich, „Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus —"

„Kannst du so dich in die alte Zeit versetzen," sagte Diotima.

„Mahne mich nicht an die Zeit!" erwidert' ich; „es war ein göttlich Leben und der Mensch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er

um Athen her blühte, war er wie eine bescheidne Blume an der Jungfrau Busen; die Sonne ging schamrot auf über den Herrlichkeiten der Erde.

„Die Marmorfelsen des Hymettus und Pentele sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoß, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

„Honig reichte die Natur und die schönsten Veilchen und Myrten und Oliven.

„Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.

„Ihn feiert', ihm nur opferte sie.

„Er war es auch wert, er mochte liebend in der heiligen Werkstatt sitzen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Kniee umfassen, oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerstuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenschein und Blitze senden und goldene Wolken —"

„O siehe!" rief jetzt Diotima mir plötzlich zu.

Ich sah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblick.

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind, und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nack-

ten Stämme eines Walds, der am Abend noch grünte, und des Nachts drauf in Feuer aufging.

„Hier," sagte Diotima, „lernt man stille sein über sein eigen Schicksal, es seie gut oder böse."

„Hier lernt man stille sein über alles," fuhr ich fort. „Hätten die Schnitter, die dies Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit seinen Halmen bereichert, so wäre nichts verloren gegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Ährenleser zu stehn; aber wer gewann denn?"

„Ganz Europa," erwidert' einer von den Freunden.

„O, ja!" rief ich, „sie haben die Säulen und Statuen weggeschleift und aneinander verkauft, haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papageien und Affen schätzt."

„Sage das nicht!" erwidert' derselbe; „und mangelt auch wirklich ihnen der Geist von all dem Schönen, so wär' es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft."

„Jawohl!" rief ich. „Dieser Geist war auch untergegangen, noch ehe die Zerstörer über Attika kamen. Erst, wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Tiere in die Tore und Gassen."

„Wer jenen Geist hat," sagte Diotima tröstend, „dem stehet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künstler ergänzt den Torso sich leicht."

Wir gingen des andern Tages früh aus, sahen die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olym-

pion; am meisten aber ergriff mich das alte Tor, wodurch man ehmals aus der alten Stadt zur neuen herauskam, wo gewiß einst tausend schöne Menschen an einem Tage sich grüßten. Jetzt kommt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Tor, und stumm und öde stehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.

„Ach!“ sagt' ich, indes wir so herumgingen, „es ist wohl ein prächtiges Spiel des Schicksals, daß es hier die Tempel niederstürzt und ihre zertrümmerten Steine den Kindern herumzuwerfen gibt, daß es die zerstümmelten Götter zu Bänken vor der Bauernhütte und die Grabmäler hier zur Ruhestätte des weidenden Stiers macht, und eine solche Verschwendung ist königlicher, als der Mutwille der Kleopatra, da sie die geschmolzenen Perlen trank; aber es ist doch schade um all die Größe und Schönheit!“

„Guter Hyperion!“ rief Diotima, „es ist Zeit, daß du weggehst; du bist blaß und dein Auge ist müde, und du suchst dir umsonst mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird dir wohl tun.“

Wir gingen hinaus in die nahegelegenen Gärten. Die andern waren auf dem Wege mit zwei britischen Gelehrten, die unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten, ins Gespräch geraten und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ sie gerne.

Mein ganzes Wesen richtete sich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich sah; sie hatte einen herrlichen Kampf bestanden mit dem heiligen

Chaos von Athen. Wie das Saitenspiel der himmlischen Muse über den uneinigen Elementen, herrschten Diotimas stille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewölke hob sich ihr Geist aus schönem Leiden empor; das himmlische Mädchen stand in seiner Wehmut da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichsten duftet.

Wir gingen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umsonst gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellende Traube mutwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Findling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Sitze, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lächelt! euch werd' ich nimmer vergessen.

Diotima und ich gingen eine Weile unter den herrlichen Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle sich uns darbot.

Hier setzten wir uns. Es war eine selige Stille unter uns. Mein Geist umschwebte die göttliche Gestalt des Mädchens, wie eine Blume der Schmetterling, und all mein Wesen erleichterte, vereinte sich in der Freude der begeisternden Betrachtung.

„Bist du schon wieder getröstet, Leichtsinniger?" sagte Diotima.

„Ja! ja! ich bins," erwidert' ich. „Was ich verloren wähnte, hab' ich, wonach ich schmachtete, als

wär' es aus der Welt verschwunden, das ist vor mir. Nein, Diotima! noch ist die Quelle der ewigen Schönheit nicht versiegt.

„Ich habe dirs schon einmal gesagt, ich brauche die Götter und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schönem, menschlichen Leben, ist fast wie ein Ameisenhaufe geworden. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergeß' ich in dir.

„Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel."

„Es gibt eine Zeit der Liebe," sagte Diotima mit freundlichem Ernste, „wie es eine Zeit gibt, in der glücklichen Wiege zu leben. Aber das Leben selber treibt uns heraus.

„Hyperion!" — hier ergriff sie meine Hand mit Feuer, und ihre Stimme erhub mit Größe sich — „Hyperion! mich deucht, du bist zu höhern Dingen geboren. Verkenne dich nicht! der Mangel am Stoffe hielt dich zurück. Es ging nicht schnell genug. Das schlug dich nieder. Wie die jungen Fechter, fielst du zu rasch aus, ehe noch dein Ziel gewiß und deine Faust gewandt war, und weil du, wie natürlich, mehr getroffen wurdest, als du trafst, so wurdest du scheu und zweifeltest an dir und allem; denn du bist so empfindlich, als du heftig bist. Aber dadurch ist nichts verloren. Wäre dein Gemüt und deine Tätigkeit so frühe reif geworden, so wäre dein Geist

nicht, was er ist; du wärst der denkende Mensch nicht, wärst du nicht der leidende, der gärende Mensch gewesen. Glaube mir, du hättest nie das Gleichgewicht der schönen Menschheit so rein erkannt, hättest du es nicht so sehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich versteh' es. Aber denkst du wirklich, daß du nun am Ende seist? Willst du dich verschließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die deiner bedurfte, verdorren und erkalten lassen unter dir? Du mußt, wie der Lichtstrahl, herab, wie der all erfrischende Regen, mußt du nieder ins Land der Sterblichkeit, du mußt erleuchten, wie Apoll, erschüttern, beleben, wie Jupiter, sonst bist du deines Himmels nicht wert. Ich bitte dich, geh nach Athen hinein, noch einmal, und siehe die Menschen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten, kindischen Griechen, die mit einem lustigen Tanze und einem heiligen Märchen sich trösten über die schmähliche Gewalt, die über ihnen lastet — kannst du sagen, ich schäme mich dieses Stoffs? Ich meine, er wäre doch noch bildsam. Kannst du dein Herz abwenden von dem Bedürftigen? Sie sind nicht schlimm, sie haben dir nichts zuleide getan!"

„Was kann ich für sie tun," rief ich.

„Gib ihnen, was du in dir hast," erwiderte Diotima, „gib —"

„Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele!" rief ich, „du beugst mich sonst, es ist ja sonst, als hättest du mit Gewalt mich dazu gebracht —

„Sie werden nicht glücklicher sein, aber edler: nein! sie werden auch glücklicher sein. Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersflut, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

„Zwar steh ich allein und trete ruhmlos unter sie. Doch einer, der ein Mensch ist, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Teile sind des Menschen?

„Heilige Natur! du bist dieselbe in und außer mir. Es muß so schwer nicht sein, was außer mir ist, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte denn ich nicht pflanzen können und baun, was not ist?

„Was? der arabische Kaufmann säete seinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Acker sollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

„Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt! Eine neue Gottheit waltet über ihnen, eine neue Zukunft klare vor ihnen sich auf.

„In der Werkstatt, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Tempeln, überall werd' es anders!

„Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künstler, aber ich bin nicht geschickt. Ich bilde im Geiste, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen —"

„Du gehest nach Italien," sagte Diotima, „nach Deutschland, Frankreich — wie viel Jahre brauchst

du? drei — vier — ich denke drei sind genug; du bist ja keiner von den Langsamen, und suchst das Größte und das Schönste nur —"

„Und dann?"

„Du wirst Erzieher unsers Volks, du wirst ein großer Mensch sein, hoff' ich. Und wenn ich dann dich so umfasse, da werd' ich träumen, als wär' ich ein Teil des herrlichen Manns, da werd' ich frohlocken, als hättst du mir die Hälfte deiner Unsterblichkeit, wie Pollux dem Kastor, geschenkt, o! ich werd' ein stolzes Mädchen werden, Hyperion!"

Ich schwieg eine Weile. Ich war voll unaussprechlicher Freude.

„Gibts denn Zufriedenheit zwischen dem Entschluß und der Tat," begann ich endlich wieder, „gibts eine Ruhe vor dem Siege?"

„Es ist die Ruhe des Helden," sagte Diotima, „es gibt Entschlüsse, die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich sind, und so ist der deine." —

Wir gingen zurück, wie nach der ersten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich stand nun über den Trümmern von Athen, wie der Ackersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, da wir wieder zu Schiffe gingen, liege nur ruhig, schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächst den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.

Du frägst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder,

der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Es wird nur eine Schönheit sein: und Menschheit und Natur wird sich vereinen in eine allumfassende Gottheit.

Drittes Buch

μη φυναι, τον άπαντα νικᾳ λογον. τοδ' ἐπει φανῃ βηναι κειθεν, ὁθεν περ ἡκει, πολυ δευτερον ὡς ταχιστα

Sophokles

Hyperion an Bellarmin

Wir lebten in den letzten schönen Momenten des Jahrs, nach unserer Rückkunft aus dem attischen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbst, voll milden Feuers, eine Festzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die Farbe des Abendrots, nur die Fichte und der Lorbeer standen in ewigem Grün. In den heitern Lüften zögerten wandernde Vögel, andre schwärmten im Weinberg und im Garten, und ernteten fröhlich, was die Menschen übrig gelassen. Und das himmlische Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude

und Dank, die oft in tiefem Leide mit einem Blicke mich geheilt, und von dem Unmut und den Sorgen meine Seele gereinigt.

Wir besuchten noch all unsere liebsten Pfade, Diotima und ich; entschwundne selige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mais; wir hätten die Erde noch nie so gesehen, wie damals, meinten wir, sie wäre verwandelt gewesen, eine silberne Wolke von Blüten, eine freudige Lebensflamme, entledigt alles gröberen Stoffs.

„Ach! es war alles so voll Lust und Hoffnung," rief Diotima, „so voll unaufhörlichen Wachstums und doch auch so mühelos, so selig ruhig, wie ein Kind, das vor sich hin spielt, und nicht weiter denkt."

„Daran," rief ich, „erkenn' ich sie, die Seele der Natur, an diesem stillen Feuer, an diesem Zögern in ihrer mächtigen Eile."

„Und es ist den Glücklichen so lieb, dies Zögern," rief Diotima; „weißt du? wir standen einmal des Abends zusammen auf der Brücke nach starkem Gewitter, und das rote Berggewässer schoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grünt in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten sich kaum. Da tat es uns so wohl, daß uns das seelenvolle Grün nicht auch so wegflog, wie der Bach, und der schöne Frühling uns so stillhielt, wie ein zahmer Vogel; aber nun ist er dennoch über die Berge."

Wir lächelten über dem Worte, wiewohl das Trauern uns näher war.

So sollt' auch unsre eigne Seligkeit dahingehn, und wir sahens voraus.

O Bellarmin! wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schicksal so entgegenreift, wenn auch das Göttliche sich demütigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen teilen!

Hyperion an Bellarmin

Ich hatte mit dem holden Mädchen noch vor ihrem Hause gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung schien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurück, gedankenvoll, voll überwallenden, heroischen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen ging. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

„Es regt sich, Hyperion," schrieb er mir, „Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer Flotte in den Archipelagus; die Griechen sollen frei sein, wenn sie mit aufstehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das Ihre tun, die Griechen werden frei sein, und mir ist herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu tun gibt. Ich mochte den Tag nicht sehn, solang es noch so weit nicht war.

„Bist du noch der Alte, so komm! Du findest mich in dem Dorfe vor Koron, wenn du den Weg von Misitra kömmst. Ich wohne am Hügel, in dem weißen Landhause am Walde.

„Die Menschen, die du in Smyrna bei mir kennen lerntest, hab' ich verlassen. Du hattest recht mit dei-

nem feinern Sinne, daß du in ihre Sphäre nicht trateſt.

„Mich verlangt, uns beide in dem neuen Leben wiederzuſehn. Dir war bis jetzt die Welt zu ſchlecht, um ihr dich zu erkennen zu geben. Weil du nicht Knechtsdienſte tun mochteſt, tateſt du nichts, und das Nichtstun machte dich grämlich und träumeriſch.

„Du mochteſt im Sumpfe nicht ſchwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See.

„Das ſoll uns wohl tun, einzig Geliebter!“

So ſchrieb er. Ich war betroffen im erſten Moment, mir brannte das Geſicht vor Scham, mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt' auf keiner Stelle bleiben, ſo ſchmerzt' es mich, überflogen zu ſein von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um ſo begieriger die künftige Arbeit ans Herz. —

Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedensluſtig, zu himmliſch, zu träg! — Alabanda ſieht in die Welt, wie ein edler Pilot, Alabanda iſt fleißig und ſucht in der Woge nach Beute; und dir ſchlafen die Hände im Schoß? und mit Worten möchteſt du ausreichen, und mit Zauberformeln beſchwörſt du die Welt? Aber deine Worte ſind wie Schneeflocken, unnütz, und machen die Luft nur trüber, und deine Zauberſprüche ſind für die Frommen, aber die Ungläubigen hören dich nicht — Ja! ſanft zu ſein, zu rechter Zeit, das iſt wohl ſchön; doch ſanft zu ſein zur Unzeit, das iſt häßlich, denn es iſt feig! — Aber Harmodius! Deiner Myrte will ich gleichen, deiner Myrte, worin das Schwert ſich verbarg. Ich

will umsonst nicht müßig gegangen sein, und mein Schlaf soll werden, wie Öl, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zusehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

Hyperion an Bellarmin

Diotimas Erblassen, da sie Alabandas Brief las, ging mir durch die Seele. Drauf fing sie an, gelassen und ernst, den Schritt mir abzuraten, und wir sprachen manches hin und wider. „O ihr Gewaltsamen!“ rief sie endlich, „die ihr so schnell zum Äußersten seid, denkt an die Nemesis!“

„Wer Äußerstes leidet,“ sagt' ich, „dem ist das Äußerste recht.“

„Wenns auch recht ist,“ sagte sie, „du bist dazu nicht geboren.“

„So scheint es,“ sagt' ich; „ich hab' auch lange genug gesäumt. O ich möchte einen Atlas auf mich laden, um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab' ich ein Bewußtsein? hab' ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier gerad in solcher Arbeit muß ich es erbeuten.“

„Das ist eitel Übermut!“ rief Diotima; „neulich warst du bescheidner, neulich, da du sagtest, ich muß noch ausgehn, zu lernen.“

„Liebe Sophistin!“ rief ich, „damals war ja auch von ganz was anderm die Rede. In den Olymp des Göttlichschönen, wo aus ewigjungen Quellen das Wahre mit allem Guten entspringt, dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jetzt nicht geschickt. Aber ein

Schwert zu brauchen, hab' ich gelernt und mehr bedarf es für jetzt nicht. Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben und diesen Platz erobern wir gewiß."

„Du wirst erobern," rief Diotima, „und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab ich gebaut? ach! es wird verzehrt sein, all das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht sein selbst in dir! Der wilde Kampf wird dich zerreißen, schöne Seele, du wirst altern, seliger Geist! und lebensmüd' am Ende fragen: wo seid ihr nun, ihr Ideale der Jugend?"

„Das ist grausam, Diotima," rief ich, „so ins Herz zu greifen, so an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchsten Lebenslust mich festzuhalten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienst tötet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das gibt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das gibt erst dem Menschen seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet! — Altern sollt' ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Mensch? O so war er wohl recht schal und leer und gottverlassen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbote von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabsah in die Täler von Attika!"

„Lieber! Lieber!“ rief Diotima, „sei doch still! ich sage dir kein Wort mehr. Du sollst gehen, sollst gehen, stolzer Mensch! Ach! wenn du so bist, hab' ich keine Macht, kein Recht auf dich.“

Sie weinte bitter und ich stand, wie ein Verbrecher, vor ihr. „Vergib mir, göttliches Mädchen!“ rief ich, vor ihr niedergesunken, „o vergib mir, wo ich muß! Ich wähle nicht, ich sinne nicht. Eine Macht ist in mir und ich weiß nicht, ob ich es selbst bin, was zu dem Schritte mich treibt.“

„Deine volle Seele gebietet dirs,“ antwortete sie. „Ihr nicht zu folgen, führt oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, du gehst, denn es ist größer. Handle du; ich will es tragen.“

Hyperion an Bellarmin

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt' ich gesehn, wie seit unserer Liebe das verschwiegne Leben aufgegangen war in Blicken und lieblichen Worten und ihre genialische Ruhe war mir oft in glänzender Begeisterung entgegengekommen.

Aber wie so fremd wird uns die schöne Seele, wenn sie nach dem ersten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Man kannte fast das selige Kind nicht mehr, so erhaben und so leidend war sie geworden.

O wie manchmal lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um sie, und stand bewundernd auf und

selber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge gestiegen aus der gepreßten Brust. Es war ihr zu enge geworden im Busen voll Wünschen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens so herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine sichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrscht' in ihr. Sie war ein höheres Wesen. Sie gehörte zu den sterblichen Menschen nicht mehr.

O meine Diotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen sollte?

Hyperion an Bellarmin

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, versprach mir eine starke Partei, hoffte bald den Korinthischen Isthmus zu besetzen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu fassen. Aber das Schicksal wollt' es anders und machte seine Arbeit unnütz, ehe sie ans Ziel kam.

Er riet mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Peloponnes hinab zu reisen, und durchaus so unbemerkt als möglich. Meinem Vater sollt' ich unterwegs schreiben, meint' er; der bedächtige Alte würde leichter einen geschehenen Schritt verzeihn, als einen ungeschehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne, aber wir opfern die eignen Gefühle so gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen steht.

Ich zweifle, fuhr Notara fort, ob du wirst auf deines Vaters Hilfe in solchem Falle rechnen können. Darum geb' ich dir, was nebenbei doch nötig ist für dich, um einige Zeit in allen Fällen zu leben und

zu wirken. Kannst du einst, so zahlst du mir es zurück, wo nicht, so war das Meine auch dein. Schäme des Geldes dich nicht, setzt' er lächelnd hinzu; auch die Rosse des Phöbus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.

Hyperion an Bellarmin

Nun kam der Tag des Abschieds.

Den Morgen über war ich oben in Notaras Garten geblieben, in der frischen Winterluft, unter den immergrünen Zypressen und Zedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug wie eine Wolke mich höher.

Diotimas Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den letzten Tag bei ihr zusammen leben möchten. Die Guten hatten sich alle meiner und Diotimas gefreut, und das Göttliche in unserer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. So sollten sie nun mein Scheiden auch mir segnen.

Ich ging hinab. Ich fand das teure Mädchen am Herde. Es schien ihr ein heilig priesterlich Geschäft, an diesem Tage das Haus zu besorgen. Sie hatte alles zurechtgemacht, alles im Hause verschönert und es durft' ihr niemand dabei helfen. Alle Blumen, die noch übrig waren im Garten, hatte sie eingesammelt, Rosen und frische Trauben hatte sie in der späten Jahrszeit noch zusammengebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt; da ich heraufkam, trat sie mir leis' entgegen, die weichen Wangen glüh-

ten von der Flamme des Herds und die ernsten groß gewordnen Augen glänzten von Tränen. Sie sah, wie michs überfiel. „Gehe hinein, mein Lieber," sagte sie; „die Mutter ist drinnen und ich folge gleich."

Ich ging hinein. Da saß die edle Frau und streckte mir die schöne Hand entgegen — „Kommst du," rief sie, „kommst du, mein Sohn! Ich sollte dir zürnen, du hast mein Kind mir genommen, hast alle Vernunft mir ausgeredet, und tust, was dich gelüstet und gehest davon; aber vergebt es ihm, ihr himmlischen Mächte! wenn er Unrecht vorhat; und hat er recht, o so zögert nicht mit eurer Hilfe dem Lieben!" Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir schwiegen eine Weile. Wir ehrten die trauernde Liebe, die in uns allen war, wir fürchteten uns, sich ihrer zu überheben in Reden und stolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hätte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und gesagt, sie wären Halbgötter, so gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schicksal von Sparta sei heroischer, als irgend einer in den glänzenden Mythen. Der Genius dieser Menschen sei das Abendrot des griechischen Tages, wie Theseus und Homer die Aurore desselben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle stärker und höher.

„Glücklich," rief einer von den Freunden, „wem

sein Leben wechselt zwischen Herzensfreude und frischem Kampf."

„Ja!" rief ein anderer, „das ist ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele sind und wir uns ganz erhalten in Lust und Arbeit."

„O ich möchte mit dir," rief Diotima mir zu.

„Es ist auch gut, daß du bleibst, Diotima!" sagt' ich. „Die Priesterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrst die heilige Flamme, du bewahrst im stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir."

„Du hast auch recht, mein Lieber, das ist besser," sagte sie, und ihre Stimme zitterte, und das Ätherauge verbarg sich ins Tuch, um seine Tränen, seine Verwirrung nicht sehen zu lassen.

O Bellarmin! es wollte mir die Brust zerreißen, daß ich sie so schamrot gemacht. „Freunde!" rief ich, „erhaltet diesen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich sie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich sie vermißte."

„Sei ruhig, Hyperion!" fiel Notara mir ein.

„Ruhig?" rief ich; „o ihr guten Leute! ihr könnt oft sorgen, wie der Garten blühn und wie die Ernte werden wird, ihr könnt für euren Weinstock beten, und ich soll ohne Wünsche scheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient?"

„Nein, o du Guter!" rief Notara bewegt, „nein! ohne Wünsche sollst du mir von ihr nicht scheiden! nein, bei der Götterunschuld eurer Liebe! meinen Segen habt ihr gewiß."

„Du mahnst mich," rief ich schnell. „Sie soll

uns segnen, diese teure Mutter, soll mit euch uns zeugen — komm Diotima! unsern Bund soll deine Mutter heiligen, bis die schöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt."

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blick errötend, festlich lächelnd sank auch sie an meiner Seite nieder.

„Längst," rief ich, „o Natur! ist unser Leben eines mit dir, und himmlisch jugendlich, wie du und deine Götter all, ist unsre eigne Welt durch Liebe."

„In deinen Hainen wandelten wir," fuhr Diotima fort, „und waren, wie du, an deinen Quellen saßen wir und waren wie du, dort über die Berge gingen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du."

„Da wir uns ferne waren," rief ich, „da, wie Harfengelispel, unser kommend Entzücken uns erst tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war, und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer wie du, und nun auch, da wir scheiden, und die Freude stirbt, sind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum soll ein reiner Mund uns zeugen, daß unsre Liebe heilig ist und ewig, so wie du."

„Ich zeug' es," sprach die Mutter.

„Wir zeugen es," riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchstes Herz; ich fühlte mich reif zum Abschied. „Jetzt will ich fort, ihr Lieben!" sagt' ich, und das Leben schwand von allen Gesichtern. Diotima stand, wie ein Marmorbild und ihre Hand starb fühlbar in meiner. Alles hatt' ich um mich her ge-

tötet, ich war einsam und mir schwindelte vor der grenzenlosen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

„Ach!“ rief ich, „mir ists brennend heiß im Herzen, und ihr steht alle so kalt, ihr Lieben! und nur die Götter des Hauses neigen ihr Ohr? — Diotima! — Du bist stille, du siehst nicht! — o wohl dir, daß du nicht siehst!“

„So geh nur,“ seufzte sie, „es muß ja sein; geh nur, du teures Herz!“

„O süßer Ton aus diesen Wonnelippen!“ rief ich, und stand wie ein Betender, vor der holden Statue — „süßer Ton! noch einmal wehe mich an, noch einmal tage, liebes Augenlicht!“

„Rede so nicht, Lieber!“ rief sie, „rede mir ernster, rede mit größerem Herzen mir zu!“

Ich wollte mich halten, aber ich war, wie im Traume.

„Wehe!“ rief ich, „das ist kein Abschied, wo man wiederkehrt.“

„Du wirst sie töten,“ rief Notara. „Siehe, wie sanft sie ist, und du bist so außer dir.“

Ich sah sie an und Tränen stürzten mir aus brennendem Auge.

„So lebe denn wohl, Diotima!“ rief ich, „Himmel meiner Liebe, lebe wohl! — Lasset uns stark sein, teure Freunde! teure Mutter! ich gab dir Freude und Leid. Lebt wohl! lebt wohl!“

Ich wankte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne gingen herauf am Himmel. Wir standen still unter dem

Hause. Ewiges war in uns, über uns. Zart, wie der Äther, umwand mich Diotima. „Törichter, was ist die Trennung?“ flüsterte sie geheimnisvoll mir zu, mit dem Lächeln einer Unsterblichen.

„Es ist mir auch jetzt anders,“ sagt' ich, „und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit.“

„Beides ist,“ erwiderte sie, „und beides ist gut.“

„Vollendete!“ rief ich, „ich spreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er sei das Zeichen zwischen mir und dir, solange die Lippen verstummen.“

„Das sei er!“ sprach sie mit einem langsamen, nie gehörten Tone — es war ihr letzter. Im Dämmerlichte entschwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob sie es wirklich war, da ich zum letztenmal mich umwandt' und die erlöschende Gestalt noch einen Augenblick vor meinem Auge zückte und dann in die Nacht verschied.

Hyperion an Bellarmin

Warum erzähl' ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Ists nicht genug, einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib' ich im Frieden meines Geistes nicht stille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Atemzug des Lebens unserm Herzen wert bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unsre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger

Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Locken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht; wie ein Kind, hab' ich unter den stillen Hügeln von Salamis gelebt, vergessen des Schicksals und des Strebens der Menschen. Seitdem ist manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun so viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blick ins menschliche Leben. O Freund! am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus. Du wirsts nicht glauben, wenigstens von mir nicht. Aber ich meine, du solltest sogar meinen Briefen es ansehn, wie meine Seele täglich stiller wird und stiller. Und ich will künftig noch so viel davon sagen, bis du es glaubst.

Hier sind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abschied von Kalaurea geschrieben. Sie sind das Liebste, was ich dir vertraue. Sie sind das wärmste Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm sagen sie dir wenig. Desto mehr von meinem eigneren Leben und das ists ja, was du willst. Ach und du mußt auch sehen, wie geliebt ich war. Das konnt' ich nie dir sagen, das sagt Diotima nur.

Hyperion an Diotima

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abschieds, meine Diotima! gestärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geist sich auf.

Ich schreibe dir von einer Spitze der Epidaurischen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe deine Insel, Diotima! und dort hinaus mein Stadium, wo ich

siegen oder fallen muß. O Peloponnes! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den spartanischen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius stürzen mit unsrem Heere, wie mit rauschenden Fittichen.

Meine Seele ist voll von Tatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Täler blickt mein Auge hinaus, als sollt' es magisch gebieten: Steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir sein, denn ich fühl' auch unsere Trennung kaum. Wie die seligen Schatten am Lethe, lebt jetzt meine Seele mit deiner in himmlischer Freiheit und das Schicksal waltet über unsrer Liebe nicht mehr.

Hyperion an Diotima

Ich bin jetzt mitten im Peloponnes. In derselben Hütte, worin ich heute übernachte, übernachtete ich einst, da ich, beinahe noch Knabe, mit Adamas diese Gegenden durchzog. Wie saß ich da so glücklich auf der Bank vor dem Hause und lauschte dem Geläute der fernher kommenden Karawane und dem Geplätscher des nahen Brunnens, der unter blühenden Akazien sein silbern Gewässer ins Becken goß.

Jetzt bin ich wieder glücklich. Ich wandere durch dies Land, wie durch Dodonas Hain, wo die Eichen tönten von ruhmweissagenden Sprüchen. Ich sehe nur Taten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieses Land durchreist, und noch

ein Joch auf seinem Halse duldet, kein Pelopidas wird, der ist herzleer, oder ihm fehlt es am Verstande.

So lange schliefs — so lange schlich die Zeit, wie der Höllenfluß, trüb und stumm, in ödem Müßiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll rächerischer Kräfte ist das Bergvolk hieherum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwinds wartet, der sie treibt. Diotima! laß mich den Atem Gottes unter sie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an sie reden, Diotima! Fürchte nichts! Sie werden so wild nicht sein. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt die Vernunft, sie stehet aber im Bunde mit der Begeisterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht ist wider ihn.

Hyperion an Diotima

Morgen bin ich bei Alabanda. Es ist mir eine Lust, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter, als nötig ist. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm, und doch zaudr' ich auch so gern und frage: wie wird er sein?

Der königliche Jüngling! warum bin ich später geboren? warum sprang ich nicht aus einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterschied nicht leiden, der zwischen uns ist. O warum lebt' ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Tina, und träumte nur von seinesgleichen noch erst, da er schon in lebendiger Arbeit die Natur erprüfte und mit Meer und Luft und allen

Elementen ſchon rang? triebs denn in mir nach Tatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einholen, ich will ſchnell ſein. Beim Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen ſich ſelbſt, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geſchäft mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt' ich beſtehen vor dir? Wie war dirs möglich, ſo ein tatlos Weſen zu lieben?

Hyperion an Diotima

Ich hab' ihn, teure Diotima!

Leicht iſt mir die Bruſt und ſchnell ſind meine Sehnen, ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Waſſertiefe uns reizt, hineinzuſpringen und das übermütige Blut im friſchen Bade zu kühlen. Aber das iſt Geſchwätz. Wir ſind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir ſind freier umeinander und doch iſts alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie ſonſt.

O wie hatten die alten Tyrannen ſo recht, Freundſchaften, wie die unſere, zu verbieten! Da iſt man ſtark, wie ein Halbgott und duldet nichts Unverſchämtes in ſeinem Bezirke! —

Es war des Abends, da ich in ſein Zimmer trat. Er hatte eben die Arbeit beiſeite gelegt, ſaß in einer mondhellen Ecke am Fenſter und pflegte ſeiner Gedanken. Ich ſtand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, ſah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich halten mochte. „Nun, wie geht es?" rief er. „So ziemlich!" ſagt' ich. Aber das Heucheln war umſonſt. Meine Stimme war

voll geheimen Frohlockens. „Was ist das?“ fuhr er auf; „bist dus?“ „Jawohl, du Blinder!“ rief ich, und flog ihm in die Arme. „O nun!“ rief Alabanda endlich, „nun soll es anders werden, Hyperion!“

„Das denk' ich,“ sagt' ich und schüttelte freudig seine Hand.

„Kennst du mich denn noch,“ fuhr Alabanda fort nach einer Weile, „hast du den alten, frommen Glauben noch an Alabanda? Großmütiger! mir ist es nimmer indes so wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte.“

„Wie?“ rief ich, „fragt dies Alabanda? Das war nicht stolz gesprochen, Alabanda. Aber es ist das Zeichen dieser Zeit, daß die alte Heroennatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menschenherz, wie eine Waise, um einen Tropfen Liebe sich kümmert.“

„Lieber Junge!“ rief er; „ich bin eben alt geworden. Das schlaffe Leben überall und die Geschichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna dich in die Schule bringen wollte —“

„O es ist bitter,“ rief ich; „auch an diesen wagte sich die Todesgöttin, die Namenlose, die man Schicksal nennt.“

Es wurde Licht gebracht und wir sahn von neuem mit leisem liebendem Forschen uns an. Die Gestalt des Teuren war sehr anders geworden seit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mittagssonne vom bleichen Himmel, funkelte sein großes ewigliebendes Auge vom abgeblühten Gesichte mich an.

„Guter!“ rief Alabanda mit freundlichem Unwillen,

da ich ihn so ansah, „laß die Wehmutsblicke, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich sehne mich sehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff' es zu finden mit dir. Du bist mir über den Kopf gewachsen, du bist freier und stärker, wie ehmals, und siehe: das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und du kommst, wie ein glücklich Gewitter — o es ist herrlich, daß du da bist!"

„Stille!" sagt' ich, „du nimmst mir die Sinnen, und wir sollten gar nicht von uns sprechen, bis wir im Leben, unter den Taten sind."

„Jawohl!" rief Alabanda freudig, „erst, wenn das Jagdhorn schallt, da fühlen sich die Jäger."

„Wirds denn bald angehn?" sagt' ich.

„Es wird," rief Alabanda, „und ich sage dir, Herz! es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mags doch reichen bis an die Spitze des Turms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüten und wogen, bis er berstet und stürzt! — und stoße dich nur an unsern Bundsgenossen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Russen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut sein! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Peloponnes erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eignes Leben."

„Ein eignes Leben," rief ich, „ein neu, ein ehrsames Leben. Sind wir denn wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe geboren oder stammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie ists denn nun? wie

bist du denn zur Magd geworden, griechische freie Natur? wie bist du so herabgekommen, väterlich Geschlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einst nur die Kopie war? — Aber höre mich, Joniens Himmel! höre mich, Vaterlandserde, die du dich halbnackt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleidest, ich will es länger nicht dulden!"

„O Sonne, die uns erzog!" rief Alabanda, „zusehn sollst du, wenn unter der Arbeit uns der Mut wächst, wenn unter den Schlägen des Schicksals unser Entwurf, wie das Eisen unter dem Hammer sich bildet."

Es entzündete einer den andern.

„Und daß nur kein Flecken hängen bleibe," rief ich, „keine Posse, womit uns das Jahrhundert, wie der Pöbel die Wände, bemalt!"

„O," rief Alabanda, „darum ist der Krieg auch so gut —"

„Recht, Alabanda," rief ich, „so wie alle große Arbeit, wo des Menschen Kraft und Geist, und keine Krücke und kein wächserner Flügel hilft. Da legen wir die Sklavenkleider ab, worauf das Schicksal uns sein Wappen gedrückt —"

„Da gilt nichts Eitles und Anerzwungenes mehr," rief Alabanda, „da gehn wir schmucklos, fesselos, nackt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele."

„Zum Ziele," rief ich, „wo der junge Freistaat dämmert und das Pantheon alles Schönen aus griechischer Erde sich hebt."

Alabanda schwieg eine Weile. Eine neue Röte

stieg auf in seinem Gesichte, und seine Gestalt wuchs, wie die erfrischte Pflanze, in die Höhe.

„O Jugend! Jugend!“ rief er, „dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin sehr freudig, Himmel der Nacht,“ fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenster trat, „wie eine Rebenlaube überwölbest du mich, und deine Sterne hängen wie Trauben herunter.“

Hyperion an Diotima

Es ist mein Glück, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich müßt' in eine Torheit um die andre fallen, so voll ist meine Seele, so berauscht der Mensch mich, der wunderbare, der stolze, der nichts liebt, als mich, und alle Demut, die in ihm ist, nur auf mich häuft.

O Diotima! dieser Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mirs abgebeten, was er mir in Smyrna getan.

Wer bin ich dann, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich sagen darf: sie sind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwischen euch steh', und euch, wie meine Beute, umfasse.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhiggroße Wesen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glücke, vor euch?

Eben, während ich schrieb, erhielt ich deinen Brief, du Liebe.

Traure nicht, holdes Wesen, traure nicht! Spare dich, unversehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfesten! Diotima! dem glühenden Festtag der

Natur, dem spare dich auf und all den heitern Ehrentagen der Götter!

Siehest du Griechenland nicht schon?

O siehest du nicht, wie, froh der neuen Nachbarschaft, die ewigen Sterne lächeln über unsern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unser Volk lustwandelnd am Ufer sieht, der schönen Athener wieder gedenkt und wieder Glück uns bringt, wie damals seinen Lieblingen, auf fröhlicher Woge.

Seelenvolles Mädchen! Du bist so schön schon jetzt! wie wirst du dann erst, wenn das echte Klima dich nährt, in entzückender Glorie blühn!

Diotima an Hyperion

Ich hatte die meiste Zeit mich eingeschlossen, seit du fort bist, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draußen.

In holder Februarluft hab ich Leben gesammelt und bringe das gesammelte dir. Es hat auch mir noch wohlgetan, das frische Erwarmen des Himmels, noch hab' ich sie mitgefühlt die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immergleichen, wo alles trauert und sich wieder freut zu seiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die stillen Lebenswege nicht auch? Es sind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht. Ist es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum tun wir es dennoch?

Vergib mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch dich; ich habe andre

Freuden, ist es denn ein Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern? muß ich denn?

Mutiger! Lieber! sollt' ich welken, wenn du glänzest? sollte mir das Herz ermatten, wenn die Siegeslust dir in allen Sehnen erwacht? Hätt' ich ehmals gehört, ein griechischer Jüngling mache sich auf, das gute Volk aus seiner Schmach zu ziehn, es der mütterlichen Schönheit, der es entstammte, wiederzubringen, wie hätt' ich aufgestaunt aus dem Traume der Kindheit und gedürstet nach dem Bilde des Teuren? und nun er da ist, nun er mein ist, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! ist es denn nicht wirklich? ist er der Herrliche nicht, und ist er nicht mein! o ihr Schatten seliger Zeit; ihr meine trauten Erinnerungen!

Ist mir doch, als wär' er kaum von gestern, jener Zauberabend, da der heilge Fremdling mir zum erstenmal begegnete, da er, wie ein trauernder Genius hereinglänzt in die Schatten des Waldes, wo im Jugendtraume das unbekümmerte Mädchen saß — in der Mailuft kam er, in Joniens zaubrischer Mailuft, und sie macht ihn blühender mir, sie lockt ihm das Haar, entfaltet ihm, wie Blumen, die Lippen, löst in Lächeln die Wehmut auf, und o ihr Strahlen des Himmels! wie leuchtet ihr aus diesen Augen mich an, aus diesen berauschenden Quellen, wo im Schatten umschirmender Bogen ewig Leben schimmert und wallt!

Gute Götter! wie er schön ward mit dem Blick auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve dastand, nur daß

ihm die lieben Arme, die bescheidnen, nieder sanken, als wären sie nichts! und wie er drauf emporsah im Entzücken, als wär' ich gen Himmel entflogen und nicht mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmut lächelt und errötete, da er wieder mich gewahr ward, und unter den dämmernden Tränen sein Phöbusauge durchstrahlt', um zu fragen, bist dus? bist du es wirklich?

Und warum begegnet er so frommen Sinnes, so voll lieben Aberglaubens mir? warum lockt er erst sein Haupt gesenkt, warum war der Götterjüngling so voll Scheuns und Trauerns? Sein Genius war zu selig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu fassen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Größe und Leiden! Aber nun ists anders! mit den Leiden ists aus! Er hat zu tun bekommen, er ist der Kranke nicht mehr!

Ich war voll Seufzens, da ich anfing dir zu schreiben, mein Geliebter! Jetzt bin ich lauter Freude. So spricht man über dir sich glücklich. Und siehe! so solls auch bleiben. Lebe wohl!

Hyperion an Diotima

Wir haben noch zu gutem Ende dein Fest gefeiert, schönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmlischer Tag. Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom Orient her, entlockt' uns deinen Namen wie es den Bäumen die Blüten entlockt, und alle seligen Geheimnisse der Liebe entatmeten mir. Eine Liebe, wie die unsre, war dem Freunde nie erschienen, und es war entzückend, wie der stolze Mensch auf-

merkte, und Auge und Geist ihm glühte, dein Bild, dein Wesen zu fassen.

„O," rief er endlich, „da ists wohl der Mühe wert, für unser Griechenland zu streiten, wenn es solche Gewächse noch trägt!"

„Jawohl, mein Alabanda," sagt' ich; „da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmlisch Feuer zu Taten, wenn unser Geist vom Bilde solcher Naturen verjüngt ist, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da sorgt man nicht für dies und das, und künstelt, den Geist nicht achtend, von außen, und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erst, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimnis mehr ist, dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menschengeist, der langabwesende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Äther grüßt. — Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders sein; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das Kleinste, das Alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter! Lieb und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und auch kein Augenblick darf einmal noch uns mahnen an die platte Vergangenheit!"

Hyperion an Diotima

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rücken mit unserem Bergvolk gegen den Peloponnes hinauf.

Nun hat die Schwermut all ein Ende, Diotima, und mein Geist ist fester und schneller, seit ich in lebendiger Arbeit bin, und sieh! ich habe nun auch eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn ich. Da geh' ich hinaus, wo im Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße die tausend hellen Augen, die jetzt vor mir mit wilder Freundlichkeit sich auftun. Ein erwachendes Heer! ich kenne nichts Gleiches und alles Leben in Städten und Dörfern ist wie ein Bienenschwarm dagegen.

Der Mensch kanns nicht verleugnen, daß er einst glücklich war, wie die Hirsche des Forsts, und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchstreifte, wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menschen zahm gemacht; und noch, statt Mauern und totem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfing.

Diotima! mir geschieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgehe, und, wie aus der Erde gewachsen, einer um den andern aufsteht und dem Morgenlicht entgegen sich dehnt, und unter den Haufen der Männer die knatternde Flamme emporsteigt, wo die Mutter sitzt mit dem frierenden Kindlein, wo die erquickende Speise kocht, indes die Rosse, den Tag witternd, schnauben und schrein, und der Wald ertönt von allerschütternder Kriegsmusik, und rings von Waffen schimmert und rauscht — aber das sind Worte, und die eigne Lust von solchem Leben erzählt sich nicht.

Dann sammelt mein Hause sich um mich her, mit Lust, und es ist wunderbar, wie auch die Ältesten und Trotzigsten in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter, und mancher erzählt, wies ihm erging im Leben und mein Herz schwillt oft vor mancherlei Schicksal. Dann fang ich an, von besseren Tagen zu reden, und glänzend gehn die Augen ihnen auf, wenn sie des Bundes gedenken, der uns einigen soll, und das stolze Bild des werdenden Freistaats dämmert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es ist ein freudiger Geist in den Worten und er ergreift auch immer meine Menschen, wie Göttergebot. O Diotima! so zu sehn, wie von Hoffnungen da die starre Natur erweicht und all ihre Pulse mächtiger schlagen und von Entwürfen die verdüsterte Stirne sich entfaltet und glänzt, so da zu stehn in einer Sphäre von Menschen, umrungen von Glauben und Lust, das ist doch mehr, als Erd und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu schaun.

Dann üb' ich sie in Waffen und Märschen bis um Mittag. Der frohe Mut macht sie gelehrig, wie er zum Meister mich macht. Bald stehn sie dichtgedrängt in macedonischer Ruh und regen den Arm nur, bald fliegen sie, wie Strahlen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Haufen, wo die geschmeidige Kraft in jeder Stelle sich ändert und jeder selbst sein Feldherr ist, und sammeln sich wieder in sicherem Punkt — und immer, wo sie gehn und stehn in solchem Waffentanze, schwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernstere Wahlplatz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer scheint, wird Rat gehalten im Innern des Walds, und es ist Freude, so mit stillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meistern das Schicksal. Wir lassen Widerstand nach unserm Willen entstehn, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüstet sind. Oder sehen wir zu und scheinen furchtsam und lassen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht; auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Fassung, und das ist meine Panacee. Doch halten die erfahreneren Ärzte nichts auf solche allesheilende Mittel.

Wie wohl ist dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Lust auf muntern Rossen die sonnenroten Hügel umschweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Luft in den Mähnen unsrer Tiere spielt, und das freundliche Säuseln in unsre Gespräche sich mischt, indes wir hinaussehn in die Fernen von Sparta, die unser Kampfpreis sind! und wenn wir nun zurück sind und zusammensitzen in lieblicher Kühle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unser spärlich Mahl bescheint und mitten in unsrer lächelnden Stille die Geschichte der Alten, wie eine Wolke, aufsteigt aus dem heiligen Boden, der uns trägt, wie selig ists da, in solchem Momente sich die Hände zu reichen!

Dann spricht wohl Alabanda noch von manchem, den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, von so mancher wunderbaren krummen Bahn, die sich das Leben bricht, seitdem sein grader Gang gehemmt ist, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit seinen

Reisen, seiner eignen Sehnsucht in das innere Asien hinein — das sind nur Notbehelfe, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! mit uns! denn unsre Welt ist auch die deine.

Auch die deine, Diotima, denn sie ist die Kopie von dir. O du, mit deiner Elysiumsstille, könnten wir das schaffen, was du bist!

Hyperion an Diotima

Wir haben jetzt dreimal in einemfort gesiegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer sich durchkreuzten, wie Blitze, und alles eine verzehrende Flamme war. Navarin ist unser und wir stehen jetzt vor der Feste Mistra, dem Überreste des alten Sparta. Ich hab' auch die Fahne, die ich einer albanischen Horde entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkischen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage seitdem den griechischen Helm.

Und nun möcht' ich dich sehen, o Mädchen! sehen möcht' ich dich und deine Hände nehmen und an mein Herz sie drücken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß ist! bald! in einer Woche vielleicht ist er befreit, der alte, edle, heilige Peloponnes.

O dann, du Teure! lehre mich fromm sein! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich sollte schweigen, denn was hab' ich getan? und hätt ich etwas getan, wovon ich sprechen möchte, wieviel ist dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke schneller ist, wie die Zeit? Ich wollte so gern, es wäre umgekehrt, und die Zeit und die Tat

überflöge den Gedanken, und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung selbst.

Mein Alabanda blüht, wie ein Bräutigam. Aus jedem seiner Blicke lacht die kommende Welt mich an, und daran still' ich noch die Ungeduld so ziemlich.

Diotima! ich möchte dieses werdende Glück nicht um die schönste Lebenszeit des alten Griechenlands vertauschen, und der kleinste unsrer Siege ist mir lieber als Marathon und Thermopylä und Platea. Ists nicht wahr! Ist nicht dem Herzen das genesende Leben mehr wert, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erst wenn die Jugend hin ist, lieben wir sie, und dann erst, wenn die verlorne wiederkehrt, beglückt sie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas stehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauscht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lächelnd nehm' ich die Blumen des Ufers, und streue sie in seine glänzende Welle und sag' ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einsamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

Diotima an Hyperion

Ich habe die Briefe erhalten, mein Hyperion, die du unterwegens mir schriebst. Du ergreifst mich gewaltig mit allem, was du mir sagst, und mitten in meiner Liebe schaudert mich oft, den sanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieses rüstige Wesen verwandelt zu sehn.

Wirst du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge Dir. Ich glaube, wenn du mich hassen könntest, würd' ich auch da so-

gar dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, dich zu haſſen und ſo blieben unſre Seelen ſich gleich und das iſt kein eitelübertrieben Wort, Hyperion.

Ich bin auch ſelbſt ganz anders, wie ſonſt. Mir mangelt der heitre Blick in die Welt und die freie Luſt an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk' ich um ſo lieber an die großen Geiſter der Vorwelt, und wie ſie geendet haben auf Erden, und die hohen ſpartaniſchen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei vergeß ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen iſt; oft hör' ich ihren Siegeslärm durch den Peloponnes herauf mir näher brauſen und näher, oft ſeh' ich ſie, wie eine Katarakte, dort herunterwogen durch die epidauriſchen Wälder und ihre Waffen fernher glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, ſie begleitet, o mein Hyperion! und du kömmſt geſchwinde nach Kalaurea herüber, und grüßeſt die ſtillen Wälder unſrer Liebe, grüßeſt mich, und fliegſt nun wieder zu deiner Arbeit zurück; — und denkſt du, ich fürchte den Ausgang? Liebſter! manchmal wills mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Froſt ab. —

Lebe wohl! vollende, wie es der Geiſt dir gebeut! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion um des ſchönen neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie du ſagteſt, einſt in unſer Rechtsbuch eingeſchrieben werden die Geſetze der Natur, und wo das Leben ſelbſt, wo ſie, die göttliche Natur, die in kein Buch geſchrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde ſein wird. Lebe wohl.

Hyperion an Diotima

Du hättest mich besänftigen sollen, meine Diotima! hättest sagen sollen, ich möchte mich nicht übereilen, möchte dem Schicksal nach und nach den Sieg abnötigen, wie kargen Schuldnern die Summe. O Mädchen! stille zu stehn, ist schlimmer, wie alles. Mir trocknet das Blut in den Adern, so dürst' ich, weiter zu kommen und muß hier müßig stehn, muß belagern und belagern, den einen Tag wie den andern. Unser Volk will stürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüter zum Rausch erhitzen und wehe dann unsern Hoffnungen, wenn das wilde Wesen aufgärt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, so muß Mistra sich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier ists mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin ungeduldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es ist ein furchtbarer Mutwill, unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich so viel aus meiner Laune mache. Und das alte Lacedämon ists ja doch wohl wert, daß man ein wenig Sorge leidet, eh man es hat.

Hyperion an Diotima

Es ist aus, Diotima! unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Mistra, die Unschuldigen, oder irren sie hilflos herum und ihre tote Jammermiene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich habs auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der Tat! es war ein außerordentlich Projekt, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehen, und ich wills auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein letzt' Bewußtsein mir zerreißt.

Denkst du, ich tobe? Ich habe eine ehrsame Wunde, die einer meiner Getreuen mir schlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, so riss' ich die Binde von ihr, und so ränne mein Blut, wohin es gehört, in diese trauernde Erde.

Diese trauernde Erde! die nackte! so ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, so ich schmücken wollte mit allen Blumen des griechischen Lebens!

O es wäre schön gewesen, meine Diotima!

Nennst du mich mutlos? Liebes Mädchen! es ist des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wütende Haufen herein; wie eine Seuche tobt die Raubgier in Morea, und wer nicht auch das Schwert ergreift, wird verjagt, geschlachtet, und dabei sagen die Rasenden, sie fechten für unsre Freiheit. Andre des rohen Volks sind von dem Sultan bestellt und treibens, wie jene.

Eben hör' ich, unser ehrlos Heer sei nun zerstreut. Die Feigen begegneten bei Tripolissa einem albanischen Haufen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weils aber nichts zu plündern gab, so liefen die

Elenden alle davon. Die Russen, die mit uns den Feldzug wagten, vierzig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und so bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einsam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten sah in Mistra, hat er alles andre vergessen, seine Hoffnungen, seine Siegslust, seine Verzweiflung. Der Ergrimmte, der unter die Plünderer stürzte, wie ein strafender Gott, der führte nun so sanft mich aus dem Getümmel, und seine Tränen netzten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich seitdem lag, und ich freue mich nun erst recht darüber. Denn wär' er mit fortgezogen, so läg' er jetzt bei Tripolissa im Staub.

Wie es weiter werden soll, das weiß ich nicht. Das Schicksal stößt mich ins Ungewisse hinaus, und ich hab' es verdient; von dir verbannt mich meine eigene Scham und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe dir ein Griechenland versprochen, und du bekommst ein Klaglied nun dafür. Sei selbst dein Trost!

Hyperion an Diotima

Ich bringe mich mit Mühe zu Worten.

Man spricht wohl gern, man plaudert, wie die Vögel, solange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwischen Mittag und Abend kann es anders werden, und was ist verloren am Ende?

Glaube mir und denk, ich sags aus tiefer Seele dir: die Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe,

wie die Perle im Grunde des Meers. — Doch was ich eigentlich dir schreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde seinen Rahmen und der Mann sein Tagwerk haben muß, so will ich noch auf eine Zeitlang Dienste nehmen bei der russischen Flotte; denn mit den Griechen hab' ich weiter nichts zu tun.

O teures Mädchen! es ist sehr finster um mich geworden!

Hyperion an Diotima

Ich habe gezaudert, gekämpft. Doch endlich muß es sein.

Ich sehe, was notwendig ist, und weil ich es sehe, so soll es auch werden. Mißdeute mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß dir raten, daß du mich verlässest, meine Diotima.

Ich bin für dich nichts mehr, du holdes Wesen! Dies Herz ist dir versiegt, und meine Augen sehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen sind verdorrt; der Liebe süßer Hauch quillt mir im Busen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben sich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloser Schmach an Lacedämons Schutt vorüberklagt, mit allen seinen Wellen. Da, da hat mich das Schicksal abgeerntet. — Soll ich deine Liebe, wie ein Almosen, besitzen? — Ich bin so gar nichts, bin so ruhmlos, wie der ärmste Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebell, und mancher Grieche in Morea wird von unsern Heldentaten wie von einer Diebsgeschichte seinen Kindeskindern künftighin erzählen.

Ach! und eines hab' ich lange dir verschwiegen. Feierlich verstieß mein Vater mich, verwies mich ohne Rückkehr aus dem Hause meiner Jugend, will mich nimmer wieder sehen, nicht in diesem, noch im andern Leben, wie er sagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worin ich mein Beginnen ihm geschrieben.

Nun laß dich nur das Mitleid nimmer irre führen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch eine Freude. Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort versteht — es ist ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin so innigst angefochten, bin so unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch ist eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mit süßen Schauern durchdringt, so oft es rege wird in mir.

Auch hab' ich meinen Alabanda noch. Der hat so wenig zu gewinnen, als ich selbst. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jüngling hätt' ein besser Los verdient. Er ist so sanft geworden und so still. Das will mir oft das Herz zerreißen. Aber einer erhält den andern. Wir sagen uns nichts; was sollten wir uns sagen? aber es ist denn doch ein Segen in manchem kleinen Liebesdienste, den wir uns leisten.

Da schläft er und lächelt genügsam, mitten in unserm Schicksal. Der Gute! er weiß nicht, was ich tue. Er würd es nicht dulden. Du mußt an Diotima schreiben, gebot er mir, und mußt ihr sagen,

daß sie bald mit dir sich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber er weiß nicht, daß ein Herz, das so verzweifeln lernte, wie seines und wie meines, der Geliebten nichts mehr ist. Nein! nein! Du fändest ewig keinen Frieden bei Hyperion, du müßtest untreu werden, und das will ich dir ersparen.

Und so lebe denn wohl, du süßes Mädchen! lebe wohl! Ich möchte dir sagen, gehe dahin, gehe dorthin; da rauschen die Quellen des Lebens. Ich möcht' ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen und sagen: dahin rette dich! Aber o Himmel! könnt' ich dies, so wär' ich auch ein andrer, und so müßt' ich auch nicht Abschied nehmen — Abschied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich tue. Ich wähnte mich so gefaßt, so besonnen. Jetzt schwindelt mir, und mein Herz wirft sich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine letzte Freude zu Grunde. Aber es muß sein und das Ach! der Natur ist hier umsonst. Ich bins dir schuldig, und ich bin ja ohnedies dazu geboren, heimatlos und ohne Ruhestätte zu sein. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch einmal möcht' ich wiederkehren an deinen Busen, wo es auch wäre! Ätheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unaussprechliche! und in mich trinken dein entzückend heiligsüßes Leben — aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich würde sagen, ich sei ein Verführer, wenn du es hörtest. Du kennst mich, du verstehst mich. Du

weißt, wie tief du mich achtest, wenn du mich nicht bedauerst, mich nicht hörst.

Ich kann, ich darf nicht mehr — wie mag der Priester leben, wo sein Gott nicht mehr ist? O Genius meines Volkes! o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Totenreiche dich suchen.

Hyperion an Diotima

Ich habe lange gewartet, ich will es dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus deinem Herzen gehofft, aber du schweigst. Auch das ist eine Sprache deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr, die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das ist ja meine letzte Freude, daß wir unzertrennlich sind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatten unsrer holden Jugendtage mehr zurückkehrt!

Ich schaue hinaus in die abendrötliche See, ich strecke meine Arme aus nach der Gegend, wo du ferne lebst und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend.

O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz ist in dem Abschied, den wir von dir nehmen.

Ihr lieben Jonischen Inseln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr seid mir all im Auge, so fern ihr seid, und mein Geist fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewässer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert, ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda ging in

den Tagen der Hoffnung, ihr scheint mir wieder, wie damals, und ich möcht' hinüberschiffen ans Land und den Boden küssen und den Boden erwärmen an meinem Busen, und alle süßen Abschiedsworte stammeln vor der schweigenden Erde, eh' ich auffliege ins Freie.

Schade, schade, daß es jetzt nicht besser zugeht unter den Menschen, sonst blieb' ich gern auf diesem guten Stern. Aber ich kann dies Erdenrund entbehren, das ist mehr, denn alles, was es geben kann.

Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtschaft dulden, sagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht schöner sprechen. Aber das Sonnenlicht, das eben widerrät die Knechtschaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben und die heiligen Strahlen ziehn wie Pfade, die zur Heimat führen, mich an.

Seit langer Zeit ist mir die Majestät der schicksallosen Seele gegenwärtiger, als alles andre, gewesen; in herrlicher Einsamkeit hab' ich manchmal in mir selber gelebt; ich bins gewohnt geworden, die Außendinge abzuschütteln, wie Flocken von Schnee; wie sollt' ich dann mich scheun, den sogenannten Tod zu suchen? hab' ich nicht tausendmal mich in Gedanken befreit, wie sollt' ich denn anstehn, es einmal wirklich zu tun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen? sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weils da gefüttert wird?

Wir sind wie die jungen Adler, die der Vater aus dem Neste jagt, daß sie im hohen Äther nach Beute suchen.

Morgen schlägt sich unsre Flotte und der Kampf wird heiß genug sein. Ich betrachte diese Schlacht wie ein Bad, den Staub mir abzuwaschen; und ich werde wohl finden, was ich wünsche; Wünsche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle sich leicht. Und so hätt' ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und sehe, daß unter Menschen keine Mühe vergebens ist.

Fromme Seele! ich möchte sagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kömmst. Aber sie werden mich wohl in die Meersflut werfen, und ich seh' es gerne, wenn der Rest von mir da untersinkt, wo die Quellen all und die Ströme, die ich liebte, sich versammeln, und wo die Wetterwolke aufsteigt, und die Berge tränkt und die Tale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann sehn wir uns wieder?

Es ist unmöglich, und mein innerstes Leben empört sich, wenn ich denken will, als verlören wir uns. Ich würde jahrtausendelang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um dir einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was sich gleich ist, findet sich bald.

Große Seele! Du wirst dich finden können in diesen Abschied und so laß mich wandern! Grüße deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Bäume grüße, wo ich dir zum erstenmal begegnete und die fröhlichen Bäche, wo wir gingen und die schönen Gärten von Angele, und laß, du Liebe! dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl.

Viertes Buch

Hyperion an Bellarmin

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einst gewechselt, für dich abschrieb. Nun schreib' ich wieder dir, mein Bellarmin! und führe weiter dich hinab, hinab bis in die tiefste Tiefe meiner Leiden, und dann, du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geschrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten sich in den Kanal, zwischen die Insel Chios und die asiatische Küste hinein, geflüchtet, und standen am festen Lande hinauf bei Tschesme. Mein Admiral verließ mit seinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorspiel an mit dem ersten Schiffe der Türken. Das grimmige Paar war gleich beim ersten Angriff bis zum Taumel erhitzt, es war ein rachetrunknes schreckliches Getümmel. Die Schiffe hingen bald mit ihrem Tauwerk aneinander fest; das wütende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein zärtlich scheidender, fühlte zum letztenmal sich in allen seinen Sinnen mein Geist. Und nun, voll heißen Unmuts, daß ich Besseres nicht wußte, denn mich schlachten zu lassen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Tränen im Auge, stürmt' ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug, und von den Russen, die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenblicken auch nicht einer übrig. Ich stand allein da, voll Stolzes, und warf mein Leben, wie einen Bettlerpfennig, vor die Barbaren, aber sie wollten mich nicht. Sie sahen mich an, wie einen, an dem man sich zu versündigen fürchtet, und das Schicksal schien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchster Notwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich stürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeschifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, seien in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das türkische Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern festhing, brannt es mit auf.

Wie diese fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, ist dir bekannt. So straft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Russen hätten die ganze türkische Flotte verbrannt — so rotten die Tyrannen sich selbst aus.

Hyperion an Bellarmin

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zückenden Blitzen, unterbrochen. Das erste, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr,

nicht einen Augenblick von mir gewichen, hatte fast allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geschäftigkeit, mit tausend zärtlichen häuslichen Sorgen, woran er sonst im Leben nie gedacht, und man hatt' ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen gehört: „O lebe, mein Lieber! daß ich lebe!"

Es war ein glücklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte sich öffnete, und mit den Tränen des Wiedersehens der Herrliche vor mir stand.

Ich reicht' ihm die Hand hin, und der Stolze küßte sie mit allem Entzücken der Liebe. „Er lebt," rief er, „o Retterin! o Natur! du gute, alles heilende! dein armes Paar, das vaterlandslose, das irre, verlässest doch du nicht! O ich will es nie vergessen, Hyperion! wie dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufging, und donnernd, in die rasende Flamme die Schiffer mit sich hinaufriß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm stillte mich nicht. Doch hört' ich bald von dir und flog dir nach, sobald wir mit dem Feinde vollends fertig waren."

Und wie er nun mich hütete! wie er mit liebender Vorsicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreise seiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit seiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verstehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es ist viel verloren gegangen in diesem Alabanda. Ich suchte umsonst und flehte das Leben an, seit er fort ist; solch eine Römernatur hab ich nimmer ge-

funden. Der Sorgenfreie, der Tiefverständige, der Tapfre, der Edle! Wo ist ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das Abendlicht im Dunkel der majestätischen Eiche spielt, und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.

Hyperion an Bellarmin

Es war in den schönen Tagen des Herbsts, da ich von meiner Wunde halb genesen zum erstenmal wieder ans Fenster trat. Ich kam mit stilleren Sinnen wieder ins Leben, und meine Seele war aufmerksamer geworden. Mit seinem leisesten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütenregen, flossen die heitern Sonnenstrahlen herab. Es war ein großer, stiller, zärtlicher Geist in dieser Jahrszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den säuselnden Zweigen umfing mich, wie die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elysium hofften.

Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genossen, das kindliche Leben der Welt, nun tat mein Auge sich auf mit aller Freude des Wiedersehens und die selige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Tränen flossen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und schaudernd stieg ein frisches Herz mir aus dem alten Unmut auf. „O heilige Pflanzenwelt!" rief ich, „wir streben und sinnen, und haben doch dich! wir ringen mit sterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächst doch sorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Not zu sorgen, sind die

Menschen gemacht, das übrige gibt sich selber. Und doch — ich kann es nicht vergessen, wie viel mehr ich gewollt."

„Laß dir genug sein, Lieber! daß du bist," rief Alabanda, „und störe dein stilles Wirken durch die Trauer nicht mehr."

„Ich will auch ruhen," sagt' ich. „O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreißen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Äther, der die Sterne beseelt und hier auch diese Bäume umatmet und hier im Innern der Brust uns berührt! o Eigensinn der Menschen! wie ein Bettler, hab' ich den Nacken gesenkt und es sahen die schweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an! — Du lächelst, Alabanda? o wie oft, in unsern ersten Zeiten, hast du so gelächelt, wann dein Knabe vor dir plauderte, im trunknen Jugendmut, indes du da, wie eine stille Tempelsäule, standst, im Schutt der Welt, und leiden mußtest, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchsen — sieh! wie eine Binde fällts von meinen Augen und die alten goldenen Tage sind lebendig wieder da."

„Ach!" rief er, „dieser Ernst, in dem wir lebten und diese Lebenslust!"

„Wenn wir jagten im Forst," rief ich, „wenn in der Meersflut wir uns badeten, wenn wir sangen und tranken, wo durch den Lorbeerschatten die Sonn' und der Wein und Augen und Lippen uns glänzten

— es war ein einzig Leben und unser Geist umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unser jugendlich Glück.“ „Drum läßt auch keiner von dem andern,“ sagte Alabanda.

„O ich habe dir ein schwer Bekenntnis abzulegen,“ sagt' ich. „Wirst du mir es glauben, daß ich fort gewollt? von dir! daß ich gewaltsam meinen Tod gesucht! war das nicht herzlos? rasend? ach und meine Diotima! sie soll mich lassen, schrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht —“ „Und da schriebst du,“ rief er, „daß du in der Schlacht dein Ende finden wolltest? o Hyperion! Doch hat sie wohl den letzten Brief noch nicht. Du mußt nur eilen, ihr zu schreiben, daß du lebst.“

„Bester Alabanda!“ rief ich, „das ist Trost! Ich schreibe gleich und schicke meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles, was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt.“ —

„Und den andern Brief, wo vom Entsagen die Rede war, versteht, vergibt die gute Seele dir leicht,“ setzt' er hinzu.

„Vergibt sie?“ rief ich; „o ihr Hoffnungen alle! ja! wenn ich noch glücklich mit dem Engel würde!“

„Noch wirst du glücklich sein,“ rief Alabanda; „noch ist die schönste Lebenszeit dir übrig. Ein Held ist der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn ers erleben kann.“

Es dämmerte mir wunderbar in der Seele bei seiner Rede.

Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunkeln Erde, sproßten Sterne aus dem

Schoße der Nacht und des Himmels Frühling glänzt' in heiliger Freude mich an.

Hyperion an Bellarmin

Einige Augenblicke darauf, da ich eben an Diotima schreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. „Ein Brief, Hyperion!" rief er; ich schrak zusammen und flog hinzu.

„Wie lange," schrieb Diotima, „mußt' ich leben ohne ein Zeichen von dir! Du schriebst mir von dem Schicksalstage in Mistra und ich antwortete schnell; doch allem nach erhieltst du meinen Brief nicht. Du schriebst mir bald darauf wieder, kurz und düster, und sagtest mir, du seiest gesonnen, auf die russische Flotte zu gehn; ich antwortete wieder; doch auch diesen Brief erhieltst du nicht; nun harrt' auch ich vergebens, vom Mai bis jetzt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kömmt, der mir sagt, ich möchte dir entsagen, Lieber!

„Du hast auf mich gerechnet, hast mirs zugetraut, daß dieser Brief mich nicht beleidigen könne. Das freut mich herzlich, mitten in meiner Betrübnis.

„Unglücklicher, hoher Geist! ich habe nur zu sehr dich gefaßt. O es ist so ganz natürlich, daß du nimmer lieben willst, weil deine größern Wünsche verschmachten. Mußt du denn nicht die Speise verschmähn, wenn du daran bist, Durstes zu sterben?

„Ich wußte es bald; ich konnte dir nicht alles sein. Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir lösen? konnt' ich die Flamme der Brust dir stillen,

für die kein Quell fleußt und kein Weinstock wächst? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale dir reichen?

„Das willst du. Das bedarfst du, und du kannst nicht anders. Die grenzenlose Unmacht deiner Zeitgenossen hat dich um dein Leben gebracht.

„Wem einmal, so, wie dir, die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur, wer so den Tod erfuhr, wie du, erholt allein sich unter den Göttern.

„Glücklich sind sie alle, die dich nicht verstehen! Wer dich versteht, muß deine Größe teilen und deine Verzweiflung.

„Ich fand dich, wie du bist. Des Lebens erste Neugier trieb mich an das wunderbare Wesen. Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an und kindisch-furchtlos spielt' ich um deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unsrer Liebe sänftigten dich; böser Mann! nur, um dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich dir in dein geliebtes Herz sah.

„In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte sonst wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Jünglings Trauer sei doch wohl so ernst und unerbittlich nicht; es ist so selten, daß ein Mensch mit dem ersten Schritt ins Leben so mit einmal, so im kleinsten Punkt, so schnell, so tief das ganze Schicksal seiner Zeit emp-

fand, und daß es unaustilgbar in ihm haftet, dies Gefühl, weil er nicht rauh genug ist, um es auszustoßen, und nicht schwach genug, es auszuweinen; das, mein Teurer! ist so selten, daß es uns fast unnatürlich dünkt.

„Nun, im Schutt des heitern Athens, nun ging mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jetzt die Toten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenschen drunten sind, nun sah ichs auch zu wörtlich und zu wirklich dir aufs Angesicht geschrieben, nun gab ich dir auf ewig Recht. Aber zugleich erschienst du mir auch größer. Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von dir, von dir nur hofft' ich alle Genesung. Ich sah dich reisen. Ich sah dich wirken. O der Verwandlung! Von dir gestiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern, und heilige Gespräche hörte, wie einst, der Ahorn des Ilissus wieder.

„Den Ernst der Alten gewann in deiner Schule der Genius unserer Jünglinge bald, und seine vergänglichen Spiele wurden unsterblicher, denn er schämte sich, hielt für Gefangenschaft den Schmetterlingsflug. —

„Dem hätt', ein Roß zu lenken, genügt; nun ist er ein Feldherr. Allzugenügsam hätte der ein eitel Lied gesungen; nun ist er ein Künstler. Denn die

Kräfte der Helden, die Kräfte der Welt hatteſt du aufgetan vor ihnen in offenem Kampf; die Rätſel deines Herzens hatteſt du ihnen zu löſen gegeben; ſo lernten die Jünglinge Großes vereinen; lernten verſtehn das Spiel der Natur, das ſeelenvolle, und vergaßen den Scherz. — Hyperion! Hyperion! haſt du nicht mich, die Unmündige, zur Muſe gemacht? So ergings auch den andern.

„Ach! nun verließen ſo leicht ſich nicht die geſelligen Menſchen; wie der Sand im Sturme der Wildnis irrten ſie untereinander nicht mehr, noch höhnte ſich Jugend und Alter, noch fehlt ein Gaſtfreund dem Fremden, und die Vaterlandsgenoſſen ſonderten nimmer ſich ab, und die Liebenden entleideten alle ſich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfriſchten ſie ſich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnisvoll aus deiner Tiefe quellen und den Geiſt erneun; und die Götter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menſchen; es bewahrten die herzerhaltenden Götter jedes freundliche Bündnis unter ihnen. Denn du, Hyperion! hatteſt deinen Griechen das Auge geheilt, daß ſie das Lebendige ſahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze ſchlief, die Begeiſterung hatteſt du entzündet, daß ſie fühlten die ſtille, ſtete Begeiſterung der Natur und ihrer reinen Kinder. Ach! nun nahmen die Menſchen die ſchöne Welt nicht mehr, wie Laien des Künſtlers Gedicht, wenn ſie die Worte loben und den Nutzen drin erſehn. Ein zauberiſch Beiſpiel wurdeſt du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewig jungen Götter Glück war alles Menſchentun, wie einſt, ein Feſt; und zu

Taten geleitete, schöner als Kriegsmusik, die jungen Helden Helios Licht.

„Stille! stille! Es war mein schönster Traum, mein erster und mein letzter. Du bist zu stolz, dich mit dem bübischen Geschlechte länger zu befassen. Du tust auch recht daran. Du führtest sie zur Freiheit, und sie dachten an Raub. Du führst sie siegend in ihr altes Lacedämon ein, und diese Ungeheuer plündern; und verflucht bist du von deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildnis, keine Höhle ist sicher genug für dich auf dieser griechischen Erde, die du, wie ein Heiligtum, geachtet, die du mehr, wie mich, geliebt.

„O mein Hyperion! ich bin das sanfte Mädchen nicht mehr, seit ich das alles weiß. Die Entrüstung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde sehen mag und unabläßig zittert mein beleidigtes Herz.

„Wir wollen uns trennen. Du hast recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne sie der Sklavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieser Dürre vor den Augen weg.

„Lebe wohl! du teurer Jüngling! geh du dahin, wo es dir der Mühe wert scheint, deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl einen Wahlplatz, eine Opferstätte, wo du dich entledigen magst. Es wäre schade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, so vergingen. Doch wie du auch ein Ende nimmst, du kehrest zu den Göttern, kehrst ins heilge, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon du ausgingst, und das ist ja dein Verlangen nur und auch das meine."

So schrieb sie mir. Ich war erschüttert bis ins Mark, voll Schrecken und Lust, doch sucht' ich mich zu fassen, um Worte zur Antwort zu finden.

„Du willigest ein, Diotima?" schrieb ich, „du billigest mein Entsagen? konntest es begreifen? — Treue Seele! darein konntest du dich schicken? Auch in meine finstern Irren konntest du dich finden, himmlische Geduld! und gabst dich hin, verdüsterteſt dich aus Liebe, glücklich Schoßkind der Natur! und wardst mir gleich und heiligteſt durch deinen Beitritt meine Trauer? Schöne Heldin! welche Krone verdienteſt du?

„Aber nun sei es auch des Trauerns genug, du Liebe! Du biſt mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich dir zu deinem Lichte folgen, zu deiner Anmut laß uns wiederkehren, schönes Herz! o deine Ruhe laß mich wieder sehen, selige Natur! vor deinem Friedensbilde meinen Übermut auf immer mir entschlummern.

„Nicht wahr, du Teure! noch iſt meine Rückkehr nicht zu spät, und du nimmſt mich wieder auf und kannſt mich wieder lieben, wie sonſt? nicht wahr, noch iſt das Glück vergangner Tage nicht für uns verloren?

„Ich hab' es bis aufs Äußerſte getrieben. Ich habe sehr undankbar an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle Liebesgaben, die ſie mir gegeben, wie einen Knechtslohn weggeworfen und ach! wie tausendmal undankbarer an dir, du heilig Mädchen! das mich einſt in ſeinen Frieden aufnahm, mich, ein ſcheu zerrißnes Weſen, dem aus tief gepreßter Bruſt ſich kaum ein Jugendſchimmer ſtahl, wie hie und da ein Grashalm auf zertretnen

Wegen. Hatteſt du mich nicht ins Leben gerufen? war ich nicht dein? wie konnt' ich denn — o du weißt es, wie ich hoffe, noch nicht, haſt noch den Unglücksbrief nicht in den Händen, den ich vor der Schlacht dir ſchrieb? Da wollt' ich ſterben, Diotima, und ich glaubt', ein heilig Werk zu tun. Aber wie kann das heilig ſein, was Liebende trennt? wie kann das heilig ſein, was unſers Lebens frommes Glück zerrüttet? — Diotima! ſchöngebornes Leben! ich bin dir jetzt dafür in deinem eigenſten um ſo ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig iſt auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inſeln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?

„Höre mich nun, Geliebte!

„In Griechenland iſt meines Bleibens nicht mehr. Das weißt du. Bei ſeinem Abſchied hat mein Vater mir ſo viel von ſeinem Überfluſſe geſchickt, als hinreicht, in ein heilig Tal der Alpen oder Pyrenäen uns zu flüchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde ſo viel zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.

„Willſt du, ſo komm' ich gleich und führ an treuem Arm dich und deine Mutter, und wir küſſen Kalaureas Ufer und trocknen die Tränen uns ab, und eilen über den Iſthmus hinein ans Adriatiſche Meer, von wo ein ſicher Schiff uns weiter bringt.

„O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimnis unſers Herzens ruhn, wie das Edelgeſtein im Schacht; im Schoße der himmelragenden

Wälder, da wird uns sein, wie unter den Säulen des innersten Tempels, wo die Götterlosen nicht nahn, und wir werden sitzen am Quell, in seinem Spiegel unsre Welt betrachten, Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unsers Obstwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauschen, indes die Pflanze aus dem Mittagsschlummer ihr gesunken Haupt erhebt und deiner Blumen stilles Leben sich erfrischt, wenn sie im Tau die zarten Arme baden, und die Nachtluft kühlend sie umatmet und durchdringt, und über uns blüht die Wiese des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen und seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölk den Niedergang des Sonnenjünglings, wie aus Liebe schüchtern nach — und dann des Morgens, wenn sich, wie ein Flußbett, unser Tal mit warmem Lichte füllt, und still die goldne Flut durch unsre Bäume rinnt, und unser Haus umwallt, und die lieblichen Zimmer, deine Schöpfung, dir verschönt, und du in ihrem Sonnenglanze gehst und mir den Tag in deiner Grazie segnest, Liebe! wenn sich dann, indes wir so die Morgenwonne feiern, der Erde geschäftig Leben, wie ein Opferbrand, vor unsern Augen entzündet, und wir nun hingehn um auch unser Tagwerk, um von uns auch einen Teil in die steigende Flamme zu werfen, wirst du da nicht sagen: wir sind glücklich, wir sind wieder, wie die alten Priester der Natur, die heiligen und frohen, die schon fromm gewesen, eh' ein Tempel stand?

„Hab' ich genug gesagt? entscheide nun mein

Schicksal, teures Mädchen, und bald! — Es ist ein Glück, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der letzten Schlacht her; und daß ich noch aus meinem Dienste nicht entlassen bin; ich könnte sonst nicht bleiben, ich müßte selbst fort, müßte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße dich bestürmen. —

„Ach Diotima! bange, törichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch — ich kann es nicht denken, daß auch diese Hoffnung scheitern soll.

„Bist du denn nicht zu groß geworden, um noch wiederzukehren zu dem Glück der Erde? verzehrt die heftige Geistesflamme, die an deinem Leiden sich entzündete, verzehrt sie nicht alles Sterbliche dir?

„Ich weiß es wohl, wer leicht sich mit der Welt entzweit, versöhnt auch leichter sich mit ihr. Aber du, mit deiner Kinderstille, du, so glücklich einst in deiner hohen Demut, Diotima! wer will dich versöhnen, wenn das Schicksal dich empört?

„Liebes Leben! ist denn keine Heilkraft mehr für dich in mir? von allen Herzenslauten ruft dich keiner mehr zurück ins menschliche Leben, wo du einst so lieblich mit gesenktem Fluge dich verweilt? o komm, o bleib in dieser Dämmerung! Dies Schattenland ist ja das Element der Liebe und hier nur rinnt der Wehmut stiller Tau vom Himmel deiner Augen.

„Und denkst du unsrer goldenen Tage nicht mehr? der holdseligen, göttlichmelodischen? säuseln sie nicht aus allen Hainen von Kalaurea dich an?

„Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem Himmelssinne hab' ich noch, wie einen

Hausgott, aus dem Brande gerettet. Unser Leben, unsers ist noch unverletzt in mir. Sollt' ich nun hingehn und auch dies begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab' ich darum lieben gelernt?

„O nein! du Erste und du Letzte! Mein warst du, du wirst die Meine bleiben."

Hyperion an Bellarmin

Ich saß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in lieblich wärmender Sonn', und um uns spielte der Wind mit abgefallenem Laube. Das Land war stumm; nur hie und da ertönt' im Wald ein stürzender Baum, vom Landmann gefällt, und neben uns murmelte der vergängliche Regenbach hinab ins ruhige Meer.

Ich war so ziemlich sorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in stillem Glücke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausgeredet! so sicher war er selbst hierüber. Auch er war heiter; nur in anderm Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt' es nicht; er war am Ende seiner Freuden, sah mit allen seinen Rechten an die Welt, mit seiner ganzen siegrischen Natur sich unnütz, wirkungslos und einsam, und das ließ er so geschehn, als wär' ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jetzt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht' uns die Entlassung aus dem Kriegsdienst, um die wir beide bei der russischen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu tun war, was der Mühe wert schien.

Ich konnte nun Paros verlassen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reise gesund genug. Ich wollte nicht auf Diotimas Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaurea mich triebe. Wie das Alabanda von mir hörte, veränderte sich seine Farbe, und er sah wehmütig mich an. „So leicht wirds meinem Hyperion," rief er, „seinen Alabanda zu verlassen?"

„Verlassen?" sagt' ich, „wie denn das?"

„O über euch Träumer!" rief er, „siehest du denn nicht, daß wir uns trennen müssen?"

„Wie sollt' ichs sehen?" erwidert' ich; „du sagst ja nichts davon; und was mir hie und da erschien an dir, das wie auf einen Abschied deutete, das nahm ich gern für Laune, für Herzensüberfluß —"

„O ich kenn' es," rief er, „dieses Götterspiel der reichen Liebe, die selber Not schafft, um sich ihrer Fülle zu entladen, und ich wollt, es wäre so mit mir, du Guter! aber hier ists Ernst!"

„Ernst?" rief ich, „und warum denn?"

„Darum, mein Hyperion," sagt' er sanft, „weil ich dein künftig Glück nicht gern stören möchte, weil ich Diotimas Nähe fürchten muß. Glaube mir, es ist gewagt, um Liebende zu leben, und ein tatlos Herz, wie meines nun ist, hält es schwerlich aus."

„Ach guter Alabanda!" sagt' ich lächelnd, „wie mißkennest du dich! Du bist so wächsern nicht und deine feste Seele springt so leicht nicht über ihre Grenzen. Zum erstenmal in deinem Leben bist du grillenhaft. Du machtest hier bei mir den Kranken-

wärter und man sieht, wie wenig du dazu geboren bist. Das Stillsitzen hat dich scheu gemacht —"

„Siehst du?" rief er, „das ists eben. Werd' ich tätiger leben mit euch? und wenn es eine andre wäre! aber diese Diotima! kann ich anders? kann ich sie mit halber Seele fühlen? sie, die um und um so innig Eines ist, ein göttlich ungeteiltes Leben? Glaube mir, es ist ein kindischer Versuch, dies Wesen sehn zu wollen ohne Liebe. Du blickst mich an, als kenntest du mich nicht? Bin ich doch selbst mir fremd geworden, diese letzten Tage, seit ihr Wesen so lebendig ist in mir."

„O warum kann ich sie dir nicht schenken?" rief ich.

„Laß das!" sagt' er. „Tröste mich nicht, denn hier ist nichts zu trösten. Ich bin einsam, einsam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus."

„Große Seele!" rief ich, „muß es dahin mit dir kommen?"

„Sei zufrieden," sagt' er. „Ich fing schon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war, und stark und schnell der Geist und alle Glieder mir wurden bei rauher Kost, in mutiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Masts hing, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevögel nach hinaussah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unsre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd', und ich an meines Hauptmanns Seite stand mit hellem Blick — da lebt' ich, o da lebt' ich! Und lange nachher, da der junge Tiniote mir nun am

Smyrner Strande begegnete, mit seinem Ernste, seiner Liebe, und meine verhärtete Seele wieder aufgetaut war von den Blicken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut ist, um beherrscht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben beganne und neue seelenvollere Kräfte mir keimten zum Genusse der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft' ich wieder — ach! und alles was ich hofft' und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich in mein Schicksal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unsre Freundschaft nur war meine Welt, mein Wert, mein Ruhm; nun ists auch damit aus, auf immer, und all mein Dasein ist vergebens."

„Ist denn das wahr?" erwidert' ich mit Seufzen.

„Wahr, wie die Sonne," rief er, „aber laß das gut sein! es ist für alles gesorgt."

„Wieso, mein Alabanda?" sagt' ich.

„Laß mich dir erzählen," sagt' er. „Ich habe noch nie dir ganz von einer gewissen Sache gesprochen. Und dann — so stillt es auch dich und mich ein wenig, wenn wir sprechen von Vergangenem.

„Ich ging einst hilflos an dem Hafen von Triest. — Das Kaperschiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor gescheitert, und ich hatte kaum mit wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein triefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenschein und trocknete die Kleider an den Sträuchen. Drauf ging ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Toren sah ich heitere Gesellschaft in den Gärten,

ging hinein, und sang ein griechisch lustig Lied. Ein trauriges kannt' ich nicht. Ich glühte dabei vor Scham und Schmerz, mein Unglück so zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und stolz, und haßt' es wie den Tod, zum Gegenstande der Menschen zu werden. ‚Vergebt mir,' sagt ich, da ich fertig war mit meinem Liede; ‚ich komme soeben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen bessern Dienst zu tun, als ihr zu singen.' Ich hatte das, so gut es ging, in spanischer Sprache gesagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Gesichte trat mir näher, gab mir Geld und sagt' in unserer Sprache mit Lächeln: ‚Da! kauf einen Schleifstein dir dafür und lerne Messer schärfen, und wandre so durchs feste Land.' Der Rat gefiel mir. ‚Herr! das will ich in der Tat,' erwidert' ich. Noch wurd' ich reichlich von den übrigen beschenkt und ging und tat, wie mir der Mann geraten hatte, und trieb mich so in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

„Was ich in dieser Zeit erfuhr, wie an der Knechtschaft tausendfältigen Gestalten meine Freiheitsliebe sich schärft', und wie aus mancher harten Not mir Lebensmut und kluger Sinn erwuchs, das hab' ich oft mit Freude dir gesagt.

„Ich trieb mein wandernd schuldlos Tagewerk mit Lust, doch wurd' es endlich mir verbittert.

„Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben aussehn mochte, man bildete sich ein, ich treib im stillen ein gefährliches Geschäft, und wirklich wurd' ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben und ich trat

mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rückkehr an zur Heimat, der ich einst entlaufen war. Schon war ich in Triest und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befiel mich von der harten Reise eine Krankheit und mein kleiner Reichtum ging darüber auf. So ging ich halbgenesen traurig an dem Hafen von Triest. Mit einmal stand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner sich angenommen hatte. Er freute sich sonderbar, mich wieder zu sehen, sagte mir, daß er sich meiner oft erinnert, und fragte mich, wie mirs indes ergangen sei. Ich sagt' ihm alles. ‚Ich sehe,' rief er, ‚daß es nicht umsonst war, dich ein wenig in die Schule des Schicksals zu schicken. Du hast dulden gelernt, du sollst nun wirken, wenn du willst.'

„Die Rede, sein Ton, sein Händedruck, seine Miene, sein Blick, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Wesen, das von manchem Leiden jetzt gerad' entzündbarer als je war, und ich gab mich hin.

„Der Mann, Hyperion, von dem ich spreche, war von jenen einer, die du in Smyrna bei mir sahst. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Gesellschaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernsten Männer wies und sagte: ‚Dies ist der Bund der Nemesis.' Berauscht vom großen Wirkungskreise, der vor mir sich auftat, übermacht' ich feierlich mein Blut und meine Seele diesen Männern. Bald nachher wurde die Versammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo sich zu erneuern und ein jeder trat den angewiesenen Weg an, den

er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigesellt, die du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandst.

„Der Zwang, worin ich lebte, folterte mich oft, auch sah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Tatenlust fand kahle Nahrung. Doch all dies reichte nicht hin, um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenschaft zu dir verleitete mich endlich. Ich habs dir oft gesagt, ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warst; und anders hatt' ich keine Wahl; ich mußte dich aufgeben oder meinen Bund. Was ich erwählte, siehst du.

„Aber alles Tun des Menschen hat am Ende seine Strafe, und nur die Götter und die Kinder trifft die Nemesis nicht.

„Ich zog das Götterrecht des Herzens vor. Um meines Lieblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelste Sehnen nicht das freieste sein? — Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und du siehst, es braucht sie.

„Huldige dem Genius einmal und er achtet dir kein sterblich Hindernis mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.

„Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundschaft würd' ich brechen um der Liebe willen. Um Diotimas willen würd' ich dich betrügen und am Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht eines wären. Aber es soll nicht seinen Gang gehn; soll ich büßen, was ich tat, so will ich es mit Frei-

heit; meine eignen Richter wähl' ich mir; an denen ich gefehlt, die sollen mich haben."

„Sprichst du von deinen Bundesbrüdern?" rief ich; „o mein Alabanda! tue das nicht!"

„Was können sie mir nehmen, als mein Blut?" erwidert' er. Dann faßt' er sanft mich bei der Hand. „Hyperion!" rief er, „meine Zeit ist aus, und was mir übrig bleibt, ist nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und fasse Glauben an mein Wort! Ich weiß so gut, wie du, ich könnte mir ein Dasein noch erkünsteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt ist, mit den Brosamen noch spielen, aber das ist meine Sache nicht; auch nicht die deine. Brauch' ich mehr zu sagen? Sprech' ich nicht aus deiner Seele dir? Ich dürste nach Luft, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von selbst und hält im alten Kreise nicht mehr. Bald kommen ja die schönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr ist, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohne dies gastfreundlicher die Inseln des Lichts! — Dich wundert die Rede? Liebster! alle Scheidenden sprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich. Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenrots?"

„Große Seele," rief ich, „muß ich Mitleid für dich tragen?"

Ich fühlt' an seiner Höhe, wie tief er litt. Ich hatte solches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellarmin! doch fühlt' ich auch die größte aller Freuden, solch ein Götterbild in Augen und Armen

zu haben. „Ja! stirb nur," rief ich, „stirb! dein Herz ist herrlich genug, dein Leben ist reif, wie die Trauben am Herbsttag. Geh, Vollendeter! ich ginge mit dir, wenn es keine Diotima gäbe."

„Hab ich dich nun?" erwidert' Alabanda, „sprichst du so? wie tief, wie seelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt!"

„Er schmeichelt," rief ich, „um das unbesonnene Wort zum zweitenmal mir abzulocken! gute Götter! um von mir Erlaubnis zu gewinnen zu der Reise nach dem Blutgericht!"

„Ich schmeichle nicht," erwidert' er mit Ernst, „ich hab' ein Recht, zu tun, was du verhindern willst, und kein gemeines! ehre das!"

Es war ein Feuer in seinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederschlug, und ich schämte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu sagen.

Sie werden es nicht, dacht' ich mitunter, sie können es nicht. Es ist zu sinnlos, solch ein herrlich Leben hinzuschlachten, wie ein Opfertier, und dieser Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigner Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für seine eigne Reise gesorgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinausgegangen waren, um noch einmal allein zusammen zu sein.

„Weißt du," sagt' er unter anderm, „warum ich nie den Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden."

„So etwas hab' ich nie von dir gehört," erwidert' ich.

„Was wär' auch," fuhr er fort, „was wär' auch diese Welt, wenn sie nicht wär' ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus eignem frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginn in ihr zusammenwirkten in ein vollstimmig Leben, wie hölzern wäre sie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre sie?"

„So wär' es hier im höchsten Sinne wahr," erwidert' ich, „daß ohne Freiheit alles tot ist."

„Jawohl," rief er, „wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm ist! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerschlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in seinem Keime sein, erhaben über alle Macht und alle Kunst, und darum unverletzlich, ewig.

„Jeder hat seine Mysterien, lieber Hyperion! seine geheimern Gedanken; dies waren die meinen, seit ich denke.

„Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerschlägst und sein Wesen entfliegt dir siegend unter den Händen. — Aber der Morgenwind regt sich; unsre Schiffe sind wach. O mein Hyperion! ich hab' es überwunden; ich hab' es

über mich vermocht, das Todesurteil über mein Herz zu sprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! schone mich nun! erspare mir den Abschied! laß uns schnell sein! komm!" —

Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er so begann.

„O um deiner Treue willen, Alabanda!" rief ich, vor ihm niedergeworfen, „muß es, muß es denn sein? du übertäubtest mich unredlicherweise, du rissest in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht so viel Besinnung ließest du mir, um eigentlich zu fragen, wohin gehst du?"

„Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz!" erwidert' er; „wir sehn vielleicht uns dennoch einmal wieder."

„Wiedersehn?" erwidert' ich; „so bin ich ja um einen Glauben reicher! und so werd' ich reicher werden und reicher an Glauben, und am Ende wird mir alles Glaube sein."

„Lieber!" rief er, „laß uns still sein, wo die Worte nichts helfen! laß uns männlich enden! du verderbst die letzten Augenblicke dir."

Wir waren so dem Hafen näher gekommen.

„Noch eines!" sagt' er, da wir nun bei seinem Schiffe waren. „Grüße deine Diotima! Liebt euch! werdet glücklich, schöne Seelen!"

„O mein Alabanda!" rief ich, „warum kann ich nicht an deiner Stelle gehn?"

„Dein Beruf ist schöner," erwidert' er; „behalt ihn! ihr gehörst du, jenes holde Wesen ist von nun an deine Welt — ach! weil kein Glück ist ohne

Opfer, nimm als Opfer mich, o Schickſal, an, und laß die Liebenden in ihrer Freude!“ —

Sein Herz fing an, ihn zu überwältigen, und er riß ſich von mir und ſprang ins Schiff, um ſich und mir den Abſchied abzukürzen. Ich fühlte dieſen Augenblick, wie einen Wetterſchlag, dem Nacht und Totenſtille folgte, aber mitten in dieſer Vernichtung raffte meine Seele ſich auf, ihn zu halten, den teuren Scheidenden und meine Arme zückten von ſelbſt nach ihm. „Weh! Alabanda! Alabanda!“ rief ich, und ein dumpfes „Lebewohl“ hört' ich vom Schiffe herüber.

Hyperion an Bellarmin

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen ſollte, noch bis zum Abend ſich auf, nachdem Alabanda ſchon den Morgen ſeinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blickte ſtill, von den Schmerzen des Abſchieds müd, in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstage der langſam ſterbenden Jugend überzählte mein Geiſt, und irre, wie die ſchöne Taube, ſchwebt er über dem Künftigen. Ich wollte mich ſtärken, ich nahm mein längſt vergeſſenes Lautenſpiel hervor, um mir ein Schickſalslied zu ſingen, das ich einſt in glücklicher unverſtändiger Jugend meinem Adamas nachgeſprochen.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,

Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling atmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab.

So ſang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

„So biſt du noch auf Erden?“ ſchrieb ſie, „und ſieheſt das Tageslicht noch? Ich dachte dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe früher, als du nachher wünſchteſt, den Brief erhalten, den du vor der Schlacht bei Tſchesme ſchriebſt, und ſo lebt' ich eine Woche lang in der Meinung, du habſt dem Tode dich in die Arme geworfen, ehe dein Diener ankam mit der frohen Botſchaft, daß du noch lebeſt.

Ich hatt' auch ohnedies noch einige Tage nach der Schlacht gehört, das Schiff, worauf ich dich wußte, sei mit aller Mannschaft in die Luft geflogen.

„Aber, o süße Stimme! noch hört' ich dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und deine schöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom unsers künftigen Glücks, hat einen Augenblick auch mich getäuscht.

„Lieber Träumer, warum muß ich dich wecken? warum kann ich nicht sagen, komm, und mache wahr die schönen Tage, die du mir verheißen! Aber es ist zu spät, Hyperion, es ist zu spät. Dein Mädchen ist verwelkt, seitdem du fort bist, ein Feuer in mir hat mählich mich verzehrt, und nur ein kleiner Rest ist übrig. Entsetze dich nicht! Es läutert sich alles Natürliche, und überall windet die Blüte des Lebens freier und freier vom gröbern Stoffe sich los.

„Liebster Hyperion! Du dachtest wohl nicht, mein Schwanenlied in diesem Jahre zu hören."

Fortsetzung

„Bald, da du fort warst, und noch in den Tagen des Abschieds fing es an. Eine Kraft im Geiste, vor der ich erschrak, ein inneres Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und schwand, wie Nachtlampen im Morgenrot — soll ichs sagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeisterung einen Tempel bauen unter den Felsen des alten Parnaß, und, eine neue Pythia, die schlaffen Völker mit Göttersprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlaßnen allen hätte der jungfräuliche Mund

die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet, so mächtig war der Geist des Lebens in mir! Doch müder und müder wurden die sterblichen Glieder und die ängstigende Schwere zog mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner stillen Laube hab' ich um der Jugend Rosen geweint! sie welkten und welkten, und nur von Tränen färbte deines Mädchens Wange sich rot. Es waren die vorigen Bäume noch, es war die vorige Laube — da stand einst deine Diotima, dein Kind, Hyperion, vor deinen glücklichen Augen, eine Blume unter den Blumen, und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen sich friedlich zusammen in ihr; nun ging sie, eine Fremdlingin unter den Knospen des Mais, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen, nickten ihr freundlich, sie aber konnte nur trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abschied um den andern von all den Jugendgespielen, den Hainen und Quellen und säuselnden Hügeln.

„Ach! oft mit schwerer süßer Mühe bin ich noch, so lang ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo du bei Notara gewohnt, und habe von dir mit dem Freunde gesprochen, so leichten Sinns, als möglich war, damit er nichts von mir dir schreiben sollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, schlich die Heuchlerin sich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felsen, wo ich einst mit dir hinab sah, und hinaus in die offne Natur, ach! wo ich stand, von deinen Händen gehalten, von deinen Augen umlauscht, im ersten, schaudernden Erwarmen der Liebe, und die überwallende Seele aus-

zugießen wünschte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt' ich nun umher und klagte dem Winde mein Leid, und, wie ein scheuer Vogel, irrte mein Blick und wagt' es kaum, die schöne Erde anzusehn, von der ich scheiden sollte."

Fortsetzung

„So ists mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele schuld daran.

„Soll ich sagen, mich habe der Gram um dich getötet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieser Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Gestalt und Anmut; deinem Lieblinge zur Ehre stirbst du, konnt' ich nun mir sagen. —

„Oder ist mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeisterungen unserer Liebe und hält sie darum mir nun, wie ein übermütiger Jüngling, in der bescheidenen Heimat nicht mehr? sprich! war es meines Herzens Üppigkeit, die mich entzweite mit dem sterblichen Leben? ist die Natur in mir durch dich, du Herrlicher! zu stolz geworden, um sichs länger gefallen zu lassen auf diesem mittelmäßigen Sterne? Aber hast du sie fliegen gelehrt, warum lehrst du meine Seele nicht auch, dir wiederzukehren? Hast du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hütetest du mir es nicht? — Höre mich, Lieber! um deiner schönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!

„Konntest du denn mich halten, als dein Schicksal dir denselben Weg wies? und, hättst du im Heldenkampfe deines Herzens mir geprediget: ‚Laß dir genügen, Kind! und schick' in die Zeit dich!' wärst du nicht der eitelste von allen Eitlen gewesen?"

Fortsetzung

„Ich will es dir gerade sagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt in mir, dein Geist war in mich übergegangen; aber das hätte schwerlich geschadet, und nur dein Schicksal hat mein neues Leben mir tödlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch dich, sie wäre durch dich auch wieder stille geworden. Du entzogst mein Leben der Erde, du hättest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln, du hättest meine Seele, wie einen Zauberkreis, in deine umfangenden Arme gebannt; ach! einer deiner Herzensblicke hätte mich festgehalten, eine deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen, gesunden Kinde gemacht, doch da dein eigen Schicksal dich in Geisteseinsamkeit, wie Wasserflut auf Bergesgipfel trieb, o da erst, als ich vollends meinte, dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker gesprengt und mein Hyperion sei aufgeflogen in die alte Freiheit, da entschied sich es mit mir und wird nun bald sich enden.

„Ich habe viele Worte gemacht, und stillschweigend starb die große Römerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus um das Vaterland rang. Was konnt' ich aber Bessers in den besten meiner letzten Lebenstage tun? — Auch treibt michs immer, mancherlei

zu ſagen. Stille war mein Leben; mein Tod iſt beredt. Genug!“

Fortſetzung

„Nur eines muß ich dir noch ſagen.

„Du müßteſt untergehn, verzweifeln müßteſt du, doch wird der Geiſt dich retten. Dich wird kein Lorbeer tröſten und kein Myrtenkranz; der Olymp wirds, der lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne dir blüht. Die ſchöne Welt iſt mein Olymp; in dieſem wirſt du leben, und mit den heiligen Weſen der Welt, mit den Göttern der Natur, mit dieſen wirſt du freudig ſein.

„O ſeid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefvermißten, Verkannten! Kinder und Älteſte! Sonn' und Erd' und Äther mit allen lebenden Seelen, die um euch ſpielen, die ihr umſpielt, in ewiger Liebe! o nehmt die allesverſuchenden Menſchen, nehmt die Flüchtlinge wieder in die Götterfamilie, nehmt in die Heimat der Natur ſie auf, aus der ſie entwichen! —

„Du kennſt dies Wort, Hyperion! Du haſt es angefangen in mir. Du wirſts vollenden in dir, und dann erſt ruhn.

„Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechiſch Mädchen zu ſterben.

„Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Not nur dienen und den Genius verſchmähn, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode ſich fürchten. Ihr Joch iſt ihre Welt geworden; Beſſeres als ihren

Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheun die Götterfreiheit, die der Tod uns gibt!

„Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade so groß? — Ich werde sein. Wie sollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammenhält? wie sollt' ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zusammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiste, der uns einiget, bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu sein, göttlicherfriedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

„Ich werde sein; ich frage nicht, was ich werde. Zu sein, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es gibt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

„Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien teilen wir die großen Akkorde

der Freude. Wie Harfenſpieler um die Thronen der Älteſten leben wir, ſelbſt göttlich, um die ſtillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den ſeligen Ernſt des Sonnengotts und der andern.

„Sieh auf in die Welt! Iſt ſie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit ſich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einſt die gefangenen Könige mit ſich geführt? und wir, wir ſind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Geſang, in wechſelnden Geſtalten und Tönen, den majeſtätiſchen Zug geleiten.

„Nun laß mich ſchweigen. Mehr zu ſagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

„Trauernder Jüngling! bald, bald wirſt du glücklicher ſein. Dir iſt dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrten verblühten, denn Prieſter ſollſt du ſein der göttlichen Natur, und die dichteriſchen Tage keimen dir ſchon.

„O könnt' ich dich ſehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl."

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worin er mir ſchrieb:

„Den Tag, nachdem ſie dir zum letztenmal geſchrieben, wurde ſie ganz ruhig, ſprach noch wenig Worte, ſagte dann auch, daß ſie lieber möcht' im Feuer von der Erde ſcheiden, als begraben zu ſein, und ihre Aſche ſollten wir in eine Urne ſammeln, und in den Wald ſie ſtellen, an den Ort, wo du,

mein Teurer! ihr zuerst begegnet wärst. Bald darauf, da es anfing, dunkel zu werden, sagte sie zu uns gute Nacht, als wenn sie schlafen möcht', und schlug die Arme um ihr schönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir sie atmen. Da es dann ganz still wurde und ich nichts mehr hörte, ging ich hin zu ihr und lauschte.

„O Hyperion! was soll ich weiter sagen? Es war aus und unsre Klagen weckten sie nicht mehr.

„Es ist ein furchtbares Geheimnis, daß ein solches Leben sterben soll, und ich will es dir gestehn, ich selber habe weder Sinn noch Glauben, seit ich das mit ansah.

„Doch immer besser ist ein schöner Tod, Hyperion! denn solch ein schläfrig Leben, wie das unsre nun ist.

„Die Fliegen abzuwehren, das ist künftig unsre Arbeit und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der dürren Feigenwurzel, das ist endlich unsre Freude. Alt zu werden unter jugendlichen Völkern, scheint mir eine Lust, doch alt zu werden, da wo alles alt ist, scheint mir schlimmer, denn alles. —

„Ich möchte fast dir raten, mein Hyperion! daß du nicht hierher kömmst. Ich kenne dich. Es würde dir die Sinne nehmen. Überdies bist du nicht sicher hier. Mein Teurer! denk an Diotimas Mutter, denk an mich und schone dich!

„Ich will es dir gestehn, mir schaudert, wenn ich dein Schicksal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer trockne nicht die tiefern Quellen, nur den seichten Regenbach aus. Ich habe dich in Augenblicken gesehn, Hyperion! wo du mir

ein höher Weſen ſchienſt. Du biſt nun auf der Probe, und es muß ſich zeigen, wer du biſt. Leb wohl.“

So ſchrieb Notara; und du fragſt, mein Bellarmin! wie jetzt mir iſt, indem ich dies erzähle?

Beſter, ich bin ruhig, denn ich will nichts Beſſers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein andrer Gefährte, denn er. —

Damals ſchrieb ich an Notara, als ich wieder anfing aufzuleben, von Sizilien aus, wohin ein Schiff von Paros mich zuerſt gebracht:

„Ich habe dir gehorcht, mein Teurer! bin ſchon weit von euch und will dir nun auch Nachricht geben; aber ſchwer wird mir das Wort; das darf ich wohl geſtehen. Die Seligen, wo Diotima nun iſt, ſprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Trauernden, iſt auch die Rede am Ende.

„Einen ſchönen Tod iſt meine Diotima geſtorben; da haſt du recht; das iſts auch, was mich aufweckt und meine Seele mir wiedergibt.

„Aber es ist die vorige Welt nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbegrabenen, wenn sie herauf vom Acheron kommen, und wär' ich auch auf meiner heimatlichen Insel, in den Gärten meiner Jugend, die mein Vater mir verschließt, ach! dennoch, dennoch, wär' ich auf der Erd' ein Fremdling und kein Gott knüpft ans Vergangene mich mehr.

„Ja! es ist alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir sagen, muß damit die Seele mir binden, daß sie ruhig bleibt, sich nicht erhitzt in ungereimten, kindischen Versuchen.

„Es ist alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, schöne Gottheit, wie du um Adonis einst geweint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder, und meines Herzens Wort hat seine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

„O Gott! und daß ich selbst nichts bin, und der gemeinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr getan, denn ich! daß sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen, und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Taten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind, weil meine Zeit dem wütenden Prokrustes gleicht, der Männer, die er fing, in eine Kinderwiege warf, und, daß sie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

„Wär' es nur nicht gar zu trostlos, allein sich unter die närrische Menge zu werfen und zerrissen zu werden von ihr! oder müßt' ein edel Blut sich nur nicht schämen, mit dem Knechtsblut sich zu mischen! o gäb' es eine Fahne, Götter! wo mein

Alabanda dienen möcht', ein Thermopylä, wo ich mit Ehren sie verbluten könnte, all die einsame Liebe, die mir nimmer brauchbar ist! Noch besser wär' es freilich, wenn ich leben könnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neu versammelten Agora unsers Volks mit großer Lust den großen Kummer stillen; aber davon schweig' ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an alles denke.

„Ach Notara; auch mit mir ists aus; verleidet ist mir meine eigene Seele, weil ich ihrs vorwerfen muß, daß Diotima tot ist, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben sie doch meine Diotima mir vergiftet!

„Und nun sage mir, wo ist noch eine Zuflucht? — Gestern war ich auf dem Ätna droben. Da fiel der große Sizilianer mir ein, der einst des Stundenzählens satt, vertraut mit der Seele der Welt, in seiner kühnen Lebenslust sich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müssen am Feuer sich wärmen, sagt' ein Spötter ihm nach.

„O wie gern hätt' ich solchen Spott auf mich geladen! aber man muß sich höher achten, denn ich mich achte, um so ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen, oder wie du es sonst noch heißen magst, denn wirklich! wie ich jetzt bin, hab' ich keinen Namen für die Dinge und es ist mir alles ungewiß.

„Notara! und nun sage mir, wo ist noch Zuflucht?

„In Kalaureas Wäldern? — Ja! im grünen Dunkel dort, wo unsre Bäume, die Vertrauten unsrer Liebe, stehn, wo, wie ein Abendrot, ihr sterbend Laub auf Diotimas Urne fällt und ihre schönen

Häupter sich auf Diotimas Urne neigen, mählich alternd, bis auch sie zusammensinken über der geliebten Asche, — da, da könnt' ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

„Aber du rätst mir wegzubleiben, meinst, ich sei nicht sicher in Kalaurea und das mag so sein.

„Ich weiß es wohl, du wirst an Alabanda mich verweisen. Aber höre nur! zertrümmert ist er! verwittert ist der feste, schlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne auflesen und damit ein lustig Feuer sich machen. Er ist fort; er hat gewisse gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geschickt sind, jedem abzuhelfen, dem das Leben etwas schwer aufliegt; zu diesen ist er auf Besuch gegangen, und warum? weil sonst nichts für ihn zu tun ist, oder, wenn du alles wissen willst, weil eine Leidenschaft am Herzen ihm nagt, und weißt du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glücklich — armer Alabanda! nun gehört sie dir und mir!

„Er fuhr nach Osten hinaus, und ich, ich schiffe nach Nordwest, weil es die Gelegenheit so haben will. —

„Und nun lebt wohl, ihr alle! all ihr Teuern, die ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all, ihr Leidenden!

„Ihr Lüfte, die ihr mich genährt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelsen und ihr majestätischen Gewässer, die ihr Großes ahnen meinen Geist gelehrt — und ach! ihr Trauer-

bilder, ihr, wo meine Schwermut anhub, heilige Mauern, womit die Heldenstädte sich umgürtet, und ihr alten Tore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelsäulen und du Schutt der Götter! und du, o Diotima! und ihr Täler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr sonst die selige Gestalt gesehn, ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Frühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir! doch, soll es sein, ihr süßen Angedenken! so erlöscht auch ihr und laßt mich, denn es kann der Mensch nichts ändern und das Licht des Lebens kömmt und scheidet, wie es will."

Hyperion an Bellarmin

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker

siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke. —

Die Tugenden der Alten seien nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie taten, nichts getan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Notwerk sind

sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der toten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders: denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet, und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind, — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sich doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht, denn all ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgentau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! töten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht tut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß sie sein, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt! —

Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen

Grashalm treibt, und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter, ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu tun hat.

Es iſt auf Erden alles unvollkommen, iſt das alte Lied der Deutſchen. Wenn doch einmal dieſen Gottverlaßnen einer ſagte, daß bei ihnen nur ſo unvollkommen alles iſt, weil ſie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetaſtet laſſen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil ſie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben ſchal und ſorgenſchwer und übervoll von kalter, ſtummer Zwietracht iſt, weil ſie den Genius verſchmähn, der Kraft und Adel in ein menſchlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderſchaft den Städten und den Häuſern bringt.

Und darum fürchten ſie auch den Tod ſo ſehr, und leiden, um des Auſternlebens willen, alle Schmach, weil Höheres ſie nicht kennen, als ihr Machwerk, das ſie ſich geſtoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in ſeinen Künſtlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geiſt, da öffnet ſich der ſcheue Sinn, der Eigendünkel ſchmilzt, und fromm und groß ſind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeiſterung. Die Heimat aller Menſchen iſt bei ſolchem Volk und gerne mag der Fremde ſich verweilen. Wo aber ſo beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künſtler, ach! da iſt des Lebens

beste Luft hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kömmt! —

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Namen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

Hyperion an Bellarmin

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! ich hatt' es nie so ganz erfahren jenes alte, feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigall-

gesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Grase ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschifft' und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber, vom süßen Schlummer gesättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlichheitere, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all ihre Kinder wieder sich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebnen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hineingeriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauschten, mich, wie einen Heilig-

sterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatte war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken —

„O Sonne, o ihr Lüfte," rief ich dann, „bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!"

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten efeugrüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima,"

rief ich, „wo bist du, o wo bist du?“ Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert' in den Tagen der Freude —

„Bei den Meinen,“ rief sie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist mißkennt!“

Ein sanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir.

„O liebes Wort aus heiligem Munde,“ rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Rätsel, faß' ich dich?“

Und einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es auffliegt und die Asche hinter sich läßt —

„O du,“ so dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

„Wie lang ists, daß sie dich entbehren? o wie lang ists, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstillen!

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte, von dir, o laß sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Samenkorn herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Äther doch all und innigst im Innersten gleichen wir uns.

„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden scheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles."

So dacht' ich. Nächstens mehr.

Vorſtufen
zum
Hyperion

A. Fragment von Hyperion

Waltershausen 1794 (Schillers „Neue Thalia" 1793, 5. Stück.)

Es gibt zwei Ideale unsres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst und mit unsern Kräften und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zutun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben imstande sind. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im allgemeinen und einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu sein.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.

Der Mensch möchte gerne in allem und über allem sein, und die Sentenz in der Grabschrift des Lojola:

non coerceri maximo, contineri tamen a minimo

kann ebenso die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muß sein freier Wille entscheiden.

Ich will nun wieder in mein Jonien zurück: umsonst hab ich mein Vaterland verlassen, und Wahrheit gesucht.

Wie konnten auch Worte meiner durstenden Seele genügen?

Worte fand ich überall; Wolken, und keine Juno.

Ich hasse sie wie den Tod, alle die armseligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele sträubt sich gegen das Wesenlose.

Was mir nicht alles und ewig alles ist, ist mir nichts.

Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe gibt, Ruhe? Wo tönt sie uns einmal wieder, die Melodie unsers Herzens in den seligen Tagen der Kindheit?

Ach! einst sucht' ich sie in Verbrüderung mit Menschen. Es war mir, als sollte die Armut unsers Wesens Reichtum werden, wenn nur ein paar solcher Armen ein Herz, ein unzertrennbares Leben würden, als bestände der ganze Schmerz unsers Daseins nur in der Trennung von dem, was zusammengehörte.

Mit Freud und Wehmut denk ich daran, wie mein ganzes Wesen dahin trachtete, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich mich hingab für einen Schatten von Liebe, wie ich mich wegwarf. Ach! wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden sollte, dafür, daß ich es wagte, mich selbst an das Geliebte zu verlieren! Wie oft glaubt' ich den heiligen Tausch getroffen zu haben, und forderte nun, forderte, und da stand das arme Wesen, verlegen und

betroffen, oft auch hämisch — es wollte ja nur Kurzweil, nichts so Ernstes!

Ich war ein blinder Knabe, lieber Bellarmin! Perlen wollt' ich kaufen von Bettlern, die ärmer waren als ich, so arm, so begraben in ihr Elend, daß sie nicht wußten, wie arm sie waren, und sich recht wohl gefielen in den Lumpen, womit sie sich behangen hatten.

Aber die mannigfaltige Täuschung drückte mich unaussprechlich nieder.

Ich glaubte wirklich unterzugehen. Es ist ein Schmerz ohnegleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Dasein so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbegreifliche Mutlosigkeit drückte mich. Ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich fürchtete das Lachen eines Kindes. Dabei war ich oft sehr still und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge. Oft konnte ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Tale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich suchte.

Mit dem Mute schwanden auch sichtbar meine Kräfte.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen; der rege Geist war veraltet; ich fühlte, wie sein himmlisches Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich allmählich verdunkelte.

Freilich, wenn es einmal, wie mir deuchte, den letzten Rest meiner verlorenen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir; oder wenn sie einen Tropfen Freuden eingesogen hatte, die welke dürf-

tige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach wie ein Begeisterter, und fühlte wohl manchmal auch die Träne der Seligen im Auge; oder wenn einmal wieder ein Gedanke, oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich, und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger sich die schlummernden Kräfte aufgerafft hatten, desto müder sanken sie hin, und die unbefriedigte Natur kehrte zu verdoppeltem Schmerze zurück.

Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, der es verstehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlornen Paradieses. Je höher sich die Natur erhebt über das Tierische, desto größer die Gefahr, zu verschmachten im Lande der Vergänglichkeit!

Aber eines hab ich dir noch mitzuteilen, brüderliches Herz!

Ich fürchtete mich noch vor gewissen Erinnerungen, als wir uns fanden über den Trümmern des alten Roms. Unser Geist gleitet so leicht aus seiner Bahn; müssen wir doch oft dem Säuseln eines Blattes entgehen, um ihn nicht zu stören in seinem stillen Geschäfte!

Jetzt kann ich wohl manchmal spielen mit den Geistern vergangener Stunden.

Mein alter Freund, der Frühling, hatte mich überrascht in meiner Finsternis. Sonst hätt ich ihn noch von ferne gefühlt, wenn die erstarrten Zweige sich regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Sonst hätt' ich für jedes Weh Linderung von ihm gehofft. Aber das Hoffen und Ahnden war allmählich aus meiner Seele verschwunden.

Jetzt war er da, in aller Glorie der Jugend.

Mir war, als sollt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenster und kleidete mich wie zu einem Feste. Er sollte auch mich besuchen, der himmlische Fremdling.

Ich sah, wie alles hinausströmte ins Freie, aufs freundliche Meer von Smyrna und sein Gestade. Sonderbare Erwartungen regten sich in mir. Ich ging auch hinaus.

Da zeigte sich recht die Allmacht der Natur. Fast jedes Gesicht war herzlicher; überall wurde offner gescherzt, und wo man sich sonst recht feierlich begrüßt hatte, bot man sich jetzt die Hände. Alles verjüngte und begeisterte der herrliche süße Frühling.

Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten und Chierwein blinkte, die Myrtenlauben tönten von fröhlichen Melodien, und Tanz und Spiel durchrauschte die Ulmen und Platanen.

Ach! ich suchte mehr als das. Das konnte nicht vom Tode retten. Unwillkürlich, verloren in meinem Gram, kam ich in den Garten des Gorgonda Notara, meines Bekannten. —

Ein Rauschen aus einem Seitengange störte mich auf.—

Ach! mir — in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden Herzen — erschien mir Sie; hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe stand sie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh'

und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und wie Wölkchen ums Morgenlicht wallten im Frühlingswinde die goldnen Locken um ihre Stirne.

Mein Bellarmin! könnt' ich dirs mitteilen, ganz und lebendig, das Unaussprechliche, das damals vorging in mir! — Wo waren nun die Leiden meines Lebens, seine Nacht und Armut? Die ganze dürftige Sterblichkeit! Gewiß, er ist das Höchste und Seligste, was die unerschöpfliche Natur in sich faßt, ein solcher Augenblick der Befreiung! Er wiegt Aeonen unsers Pflanzenlebens auf! Tot war mein irdisches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geist seine Verwandtschaft und seinen Ursprung.

Jahre sind vorüber; Frühlinge kamen und gingen; manch herrlich Bild der Natur, manche Reliquie deines Italiens, aus himmlischer Phantasie hervorgegangen, erfreute mein Auge; aber das meiste verwischte die Zeit: nur ihr Bild ist mir geblieben, mit allem, was mit ihm verwandt ist. Noch steht sie da vor mir, wie in dem heiligen trunknen Momente, da ich sie fand; ich preß es an mein glühendes Herz, das süße Phantom; ich höre ihre Stimme, das Lispeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo Blüte und Saat in ewig stiller Luft sich wiegt, wo ohne des Mittags Schwüle die Ernte reift und die süße Traube gedeiht, wo keine Furcht das sichere Land umzäunt, wo man von nichts weiß als von dem ewigen Frühling der Erde und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne und seinen freundlichen Gestirnen, so stehet es offen da vor mir, das Heiligtum ihres Herzens und Geistes.

Melite! o Melite! himmliſches Weſen!

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſie meiner noch zuweilen gedächte. Sie bedauert mich vielleicht. Ich werde ſie wiederfinden, in irgendeiner Periode des ewigen Daſeins. Gewiß! was ſich verwandt iſt, kann ſich nicht ewig fliehen.

Ach! der Gott in uns iſt immer einſam und arm. Wo findet er alle ſeine Verwandten? Die einſt da waren, und da ſein werden? Wann kommt das große Wiederſehen der Geiſter? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beiſammen.

Gute Nacht, Bellarmin, gute Nacht!

Morgen werd ich ruhiger erzählen.

Zante

Der Abend jenes Tages meiner Tage iſt mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das Schönſte, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und ſein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen umfloß ſie das Abendrot und die zarten goldnen Wölkchen im Äther lächelten herunter wie himmliſche Genien, die ſich freuten über ihre Schweſter auf Erden, wie ſie unter uns einherging in aller Herrlichkeit der Geiſter, und doch ſo gut und freundlich war gegen alles, was um ſie war.

Alles drängte ſich an ſie. Allen ſchien ſich ein Teil ihres Weſens mitzuteilen. Ein neuer zarter Sinn, eine ſüße Traulichkeit war unter alle gekommen, und ſie wußten nicht, wie ihnen geſchah.

Ohne zu fragen, erfuhr ich, ſie komme von den Ufern des Pactols, aus einem einſamen Tale des Tmolus,

wohin ihr Vater, ein sonderbarer Mann, aus Verdruß über die jetzige Lage der Griechen sich schon gar lange von Smyrna wegbegeben hatte, um dort seines finstern Grams zu pflegen, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, sei eine Verwandte des Gorgonda Notara.

Notara bat uns, den Abend mit ihm unter seinen Bäumen zuzubringen, und so, wie wir jetzt gestimmt waren, dachte keines gerne an ein Auseinandergehen.

Allmählich kam immer mehr Leben und Geist unter uns. Wir sprachen viel von den herrlichen Kindern des alten Joniens, von Sappho und Alcäus, und Anakreon, sonderlich von Homer, seinem Grabe zu Nio, von einer nahen Felsengrotte am Ufer des Meles, wo der Herrliche manche Stunde der Begeisterung gefeiert haben soll, und manchem andern; wie neben uns die freundlichen Bäume des Gartens, wo vom Hauche des Frühlings gelöst, die Blüten auf die Erde regneten, so teilten unsre Gemüter sich mit; jedes nach seiner Art, und auch die Ärmsten gaben etwas. Melite sprach manch himmlisches Wort, kunstlos, ohne alle Absicht, in lautrer heiliger Einfalt. Oft, wenn ich sie sprechen hörte, fielen mir die Bilder des Dädalus ein, von denen Pausanias sagt: ihr Anblick habe bei all ihrer Einfachheit etwas Göttliches gehabt.

Lange saß ich stumm und verschlang die himmlische Schönheit, die, wie Strahlen des Morgenlichts, in mein Inneres drang und die erstorbenen Keime meines Wesens ins Leben rief.

Man sprach endlich auch von so manchen Wundern griechischer Freundschaft, von den Dioskuren, von Achill

und Patroklus, von der Phalanx der Sparter, von all den Liebenden und Geliebten, die auf- und untergingen über der Welt, unzertrennlich, wie die ewigen Lichter des Himmels.

Da wacht' ich auf. „Wir sollten davon nicht sprechen" rief ich.

„Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme. Freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauschte und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterung der Liebe und Schönheit, Taten fürs Vaterland, und himmlische Gesänge, und ewige Worte der Weisheit, ach! wo der ägyptische Priester dem Solon noch vorwarf: ‚Ihr Griechen seid alle Zeit Jünglinge!' Wir sind nun Greise geworden, klüger als alle die Herrlichen, die dahin sind; nur schade, daß so manche Kraft verschmachtet in diesem fremden Elemente!"

„Vergiß das zum wenigsten für heute, Hyperion!" rief Notara; und ich gab ihm recht.

Melites Auge ruhte so ernst und groß auf mir. Wer hätte nicht alles vergessen.

Auf dem Wege nach der Stadt kam ich an ihre Seite. Ich drückte die Arme mit Macht gegen mein schaudernes Herz. Ich zwang den verwirrenden Tumult in mir, daß ich sprechen konnte.

O mein Bellarmin! Wie ich sie verstand, und wie sie das freute! Wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine Welt von Gedanken in mir hervorrief! Sie war ein wahrer Triumph der Geister über alles Kleine und Schwache, diese stille Vereinigung unsers Denkens und Dichtens.

An Notaras Hause schieden wir. Ich taumelte fort in rasender Freude, schalt und lachte über den Kleinmut meines Herzens in den vergangenen Tagen, und sah mit namenlosem Stolze auf meine alten Leiden zurück.

Wie ich aber nun nach Hause kam, und vor die offnen Fenster trat und meine verwilderten und halb verdorrten Blumen, und hinaufsah zu der verfallnen Burg von Smyrna, die vor mir lag im dämmernden Lichte, wie sonderbar überfiel mich das alles!

Ach! da war ich ehemals so oft gestanden um Mitternacht, wenn ich den Schlaf nicht finden konnte auf meinem einsamen Lager, und hatte den Trümmern aus bessrer Zeit und ihren Geistern meinen Jammer geklagt!

Jetzt war er wiedergekehrt, der Frühling meines Herzens. Jetzt hatt' ich, was ich suchte. Ich hatt' es wiedergefunden in der himmlischen Grazie Melites. Es tagte wieder in mir. Das hohe Wesen hatte meinen Geist aus seinem Grabe gerufen.

Aber was ich war, war ich durch sie. Die Gute freute sich über dem Lichte, das in mir leuchtete, und dachte nicht, daß es nur der Widerschein des ihrigen war. Ich fühlte nur zu bald, daß ich ärmer wurde als ein Schatten, wenn sie nicht in mir und um mich und für mich lebte, wenn sie nicht mein ward; daß ich zu nichts ward, wenn sie sich mir entzog. Es konnte nicht anders kommen, ich mußte mit dieser Todesangst jede Miene und jeden Laut von ihr befragen, ihrem Auge folgen, als wollte mir mein Leben entfliehen, es mochte gen Himmel sich wenden oder zur Erde; o Gott! es mußte ja ein Todesbote für mich sein, jedes Lächeln ihres heiligen Friedens, jedes

ihrer Himmelsworte, das mir ſagte, wie ihr an ihrem, ihrem Herzen genüge: Sie mußte ja über mich kommen, dieſe Verzweiflung, daß das Herrliche, was ich liebte, ſo herrlich war, daß es mein nicht bedurfte. Verzeih es mir die Heilige! oft flucht' ich der Stunde, wo ich ſie fand, und raſte im Geiſte gegen das himmliſche Geſchöpf, daß es mich nur darum ins Leben geweckt hätte, um mich wieder niederzudrücken mit ſeiner Hoheit. Kann ſo viel Unmenſchliches in eines Menſchen Seele kommen?

Pyrgo in Morea

Schlummer und Unruhe und manche andre ſeltſame Erſcheinung, die halb ſich bildete in mir und verſchwand, ließen indes nichts, was ich dir mitteilen wollte, zur Sprache kommen. Oft hab' ich ſchöne Tage. Dann laß ich mein Innres walten, wie es will, träumen und ſinnen, lebe meiſt unter freiem Himmel, und die heiligen Höhn und Tale von Morea ſtimmen oft recht freundlich in die reineren Töne meiner Seele.

Alles muß kommen, wie es kommt. Alles iſt gut. Ich ſollte das Vergangne ſchlummern laſſen. Wir ſind nicht fürs Einzelne, Beſchränkte geſchaffen. Nicht wahr, mein Bellarmin? Mir wuchs ja nur darum kein Arkadien auf, daß das Dürftige, das in mir denkt und lebt, ſich ausbreiten ſollte, und das Unendliche umfaſſen. —

Das möcht' ich auch, o das möcht' ich! Zernichten möcht' ich die Vergänglichkeit, die über uns laſtet, und unſrer heiligen Liebe ſpottet, und wie ein Lebendigbegrabener ſträubt ſich mein Geiſt gegen die Finſternis, worin er gefeſſelt iſt.

Ich wollte erzählen. Ich will es tun. Von außen stört mich nichts in meinen Erinnerungen. Meer und Erde schläft in der Schwüle des Mittags, und selbst die Quelle, die sonst hier unter mir rieselte, ist vertrocknet. Kein Lüftchen säuselt durch die Zweige. Ein leises Ächzen der Erde, wenn der brennende Strahl den Boden spaltet, hör ich zuweilen. Aber das stört wohl nicht. Auch gibt die Cypresse, die über mir trauert, Schatten genug.

Der Abend, da ich von ihr ging, hatte mit der Nacht gewechselt, und die Nacht mit dem Tage; aber für mich nicht. In meinem Leben war kein Schlaf und kein Erwachen mehr. Es war nur ein Traum von ihr, ein seliger schmerzlicher Traum; ein Ringen zwischen Angst und Hoffnung. Endlich ging ich hin zu ihr.

Ich erschrak, wie sie nun vor mir stand, so ganz anders, als in mir es aussah, so ruhig und selig, in der Allgenügsamkeit einer Himmlischen. Ich war verwirrt und sprachlos. Mein Geist war mir entflohen.

Ich glaube nicht, daß sie es ganz bemerkte, wie sie überhaupt bei all ihrer himmlischen Güte nicht sehr genau darauf zu achten schien, was um sie vorging.

Sie hatte Mühe, mich dahin zurückzubringen, wo wir den Abend zuvor geendigt hatten. Endlich regte sich doch hie und da ein Gedanke in mir, und schloß sich fröhlich an die ihrigen an.

Sie wußte nicht, wie unendlich viel sie sagte, und wie ihr Bild zum Überschwenglichen sich verherrlichte, wenn das Hohe ihrer Gedanken an ihrer Stirne sich offenbarte und der königliche Geist sich vereinigte mit der Huld des arglosen allliebenden Herzens. Es war, als

träte die Sonne hervor im freundlichen Äther, oder als stiege ein Gott hernieder zu einem unschuldigen Volke, wenn das Selbständige, das Heilige neben ihrer Grazie sichtbar ward.

Solang ich bei ihr war, und ihr begeisterndes Wesen mich emporhob über alle Armut der Menschen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünsche meines dürftigen Herzens. Aber wenn ich weg war, dann verbarg ichs mir umsonst, dann klagt' es laut auf in mir, sie liebt dich nicht! Ich zürnte und kämpfte. Aber mein Gram ließ nicht ab von mir. Meine Unruhe stieg von Tag zu Tage. Je höher und mächtiger ihr Wesen über mir leuchtete, desto düstrer und verwilderter ward meine Seele.

Sie schien mir endlich auszuweichen. Auch ich beschloß, sie nimmer zu sehen, und hatt' es auch wirklich unter namenloser Peinigung meinem Herzen abgetrotzt, daß ich einige Tage wegblieb.

Um diese Zeit begegnete mir, da ich eben von der Einöde des Korax zurückkehrte, wohin ich vor Tagesanbruch hinausgegangen war, Notara mit seinem Weibe. Er sagte mir, daß sie zu einem benachbarten Verwandten geladen wären, und auf den Abend wieder da zu sein gedenken. Melite, setzte er hinzu, sei zu Hause geblieben; die fromme Tochter müsse Briefe schreiben an Vater und Mutter.

Alle meine niedergedrückten Wünsche erwachten wieder. Einen Augenblick darauf ermannt' ich mich zwar, und sagte dem Sturm in mir, daß ich heute gerade sie schlechterdings nicht sehen wolle, ging aber doch an ihrem Hause vorüber, gedankenlos und zitternd, als hätt'

ich einen Mord im Sinne. Darauf zwang ich mich nach Hause, schloß die Türe ab, warf die Kleider von mir, schlug mir, nachdem meine Wahl ziemlich lange gezögert hatte, den Ajax Mastigophorus auf, und sah hinein. Aber nicht eine Silbe nahm mein Geist in sich auf. Wo ich hinsah, war ihr Bild. Jeder Fußtritt störte mich auf. Unwillkürlich, ohne Sinn sagt' ich abgerissene Reden vor mich hin, die ich aus ihrem Munde gehört hatte! Oft streckt' ich die Arme nach ihr aus, oft floh ich, wenn sie mir erschien.

Endlich ergrimmt' ich über meinen Wahnsinn, und sann mit Ernst darauf, es von Grund aus zu vertilgen, dieses tötende Sehnen. Aber mein Geist versagte mir den Dienst. Dafür schien es, als drängen sich falsche Dämonen mir auf, und böten mir Zaubertränke dar, mich vollends zu verderben mit ihren höllischen Arzneien.

Ermattet von dem wütenden Kampfe sank ich endlich nieder. Mein Auge schloß sich, meine Brust schlug sanfter, und, wie der Bogen des Friedens nach dem Sturme, ging ihr ganzes himmlisches Wesen wieder auf in mir.

Der heilige Frieden ihres Herzens, den sie mir oft auf Augenblicke mitgeteilt hatte durch Red' und Miene, daß mirs ward, als wandelte ich wieder im verlassenen Paradiese der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermütigen Scherz oder Ernst, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönem und Gutem, ihre anspruchlose Gefälligkeit, ihr Geist mit seinen königlichen Idealen, woran ihre stille Liebe so einzig hing, daß sie nichts suchte und nichts fürchtete in der Welt — alle die

lieben, seelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, ihre Stimme und ihr Saitenspiel, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo sie stand und ging, nur sie — ihre Güte und ihre Größe bezeichnete; ach! das alles und mehr ward so lebendig in mir.

Und diesem himmlischen Geschöpfe zürnt' ich? Und warum zürnt' ich ihr? Weil sie nicht verarmt war, wie ich, weil sie den Himmel noch im Herzen trug, und nicht sich selbst verloren hatte, wie ich, nicht eines andern Wesens, nicht fremden Reichtums bedurfte, um die verödete Stelle auszufüllen, weil sie nicht unterzugehen fürchten konnte, wie ich, und sich mit dieser Todesangst an ein anderes zu hängen, wie ich; ach! gerade, was das Göttlichste an ihr war, diese Ruhe, diese himmlische Genügsamkeit hatt' ich gelästert mit meinem Unmut, mit unedlem Groll sie um ihr Paradies beneidet. Durfte sie sich befassen mit solch einem zerrütteten Geschöpfe? Mußte sie mich nicht fliehen? Gewiß! ihr Genius hatte sie gewarnt vor mir.

Das alles ging mir wie ein Schwert durch die Seele.

Ich wollte anders werden. O! ich wollte werden wie sie. Ich hörte schon aus ihrem Munde das Himmelswort der Vergebung, und fühlte mit tausend Wonnen, wie es mich umschuf.

So eilt' ich zu ihr. Aber mit jedem Schritte ward ich unruhiger. Melite erblaßte, wie ich hereintrat. Dies brachte mich vollends aus der Fassung. Doch war mir das gänzliche Verstummen von beiden Seiten, so kurz es dauerte, zu schmerzhaft, als daß ich es nicht mit aller Macht zu brechen versucht hätte.

„Ich mußte kommen," sagt' ich. „Ich war es dir

schuldig, Melite!" Das Gemäßigte meines Tones schien sie zu beruhigen, doch fragte sie etwas verwundert, warum ich dann kommen müßte?

„Ich habe so viel dir abzubitten, Melite," rief ich.

„Du hast mich ja nicht beleidigt."

„O Melite! wie straft mich diese himmlische Güte! Mein Unmut ist dir sicher aufgefallen." —

„Aber beleidigt hat er mich nicht, du wolltest ja das nicht, Hyperion! Warum sollt' ichs dir nicht sagen? Getrauert hab ich über dich. Ich hätte dir so gerne Frieden gegönnt. Ich wollte dich oft auch bitten, ruhiger zu sein. Du bist so ganz ein andrer in deinen guten Stunden. Ich gestehe dir, ich fürchte für dich, wenn ich dich so düster und heftig sehe. Nicht wahr, guter Hyperion! du legst das ab?"

Ich konnte kein Wort vorbringen. Du fühlst es wohl auch, Bruder meiner Seele! wie mir sein mußte. Ach! so himmlisch der Zauber war, womit sie dies sprach, so unaussprechlich war mein Schmerz.

„Ich habe manchmal gedacht," fuhr sie fort, „woher es wohl kommen möchte, daß du so sonderbar bist. Es ist so ein schmerzlich Rätsel, daß ein Geist, wie der deinige, von solchen Leiden gedrückt werden soll. Es war gewiß eine Zeit, wo er frei war von dieser Unruhe. Ist sie dir nicht mehr gegenwärtig? Könnt' ich sie dir zurückbringen, diese stille Feier, diese heilige Ruhe im Innern, wo auch der leiseste Laut vernehmbar ist, der aus der Tiefe des Geistes kommt, und die leiseste Berührung von außen, vom Himmel her, und aus den Zweigen und Blumen — ich kann es nicht aussprechen, wie mir oft ward, wenn ich so dastand vor der göttlichen

Natur und alles Irdische in mir verstummte — da ist er uns so nahe, der Unsichtbare!"

Sie schwieg, und schien betroffen, als hätte sie Geheimnisse verraten.

„Hyperion!" begann sie wieder, „du hast Gewalt über dich; ich weiß es. Sage deinem Herzen, daß man vergebens den Frieden außer sich suche, wenn man ihn nicht sich selbst gibt. Ich habe diese Worte immer so hoch geachtet. Es sind Worte meines Vaters, eine Frucht seiner Leiden, wie er sagt. Gib ihn dir, diesen Frieden, und sei fröhlich! Du wirst es tun. Es ist meine erste Bitte. Du wirst sie mir nicht versagen."

„Was du willst, wie du willst, Engel des Himmels!" rief ich, indem ich, ohne zu wissen, wie mir geschah, ihre Hand ergriff, und sie mit Macht gegen mein jammerndes Herz hinzog.

Sie war wie aus einem Traume geschreckt, und wand sich los mit möglichster Schonung, aber die Majestät in ihrem Auge drückte mich zu Boden.

„Du mußt anders werden", rief sie etwas heftiger, als gewöhnlich. Ich war in Verzweiflung. Ich fühlte, wie klein ich war, und rang vergebens empor. Ach! daß es dahin kommen konnte mit mir! Wie die gemeinen Seelen, sucht' ich darin Trost für mein Nichts, daß ich das Große verkleinerte, daß ich das Himmlische — Bellarmin! es ist ein Schmerz ohnegleichen, so einen schändlichen Fleck an sich zu zeigen. Sie will deiner los sein, dacht' ich, das ists all! — „Nun ja, ich will anders werden!" Das stieß ich Elender unter erzwungenem Lächeln heraus, und eilte, um fortzukommen.

Wie von bösen Geistern getrieben, lief ich hinaus in

den Wald und irrte herum, bis ich hinsank ins dürre Gras.

Wie eine lange entsetzliche Wüste lag die Vergangenheit da vor mir, und mit hölliſchem Grimme vertilgt' ich jeden Rest von dem, was einst mein Herz gelabt hatte und erhoben.

Dann fuhr ich wieder auf mit wütendem Hohngelächter über mich und alles, lauſchte mit Lust dem gräßlichen Widerhall, und das Geheul der Schakale, das durch die Nacht her von allen Seiten gegen mich drang, tat meiner zerrütteten Seele wirklich wohl.

Eine dumpfe, fürchterliche Stille folgte dieſen zernichtenden Stunden, eine eigentliche Totenstille! Ich ſuchte nun keine Rettung mehr. Ich achtete nichts. Ich war wie ein Tier unter der Hand des Schlächters.

„Auch ſie! auch ſie!" Das war der erſte Laut, der nach langer Zeit mir über die Lippen kam, und Tränen traten mir ins Auge.

„Sie kann ja nicht anders; ſie kann ſich ja nicht geben, was ſie nicht haben kann, deine Armut und deine Liebe!" Das ſagt ich mir endlich auch. Ich ward nach und nach ruhig und fromm wie ein Kind. Ich wollte nun gewiß nichts mehr ſuchen, wollte mir forthelfen von einem Tage zum andern, ſo gut ich konnte, ich war mir ſelbſt nichts mehr, forderte auch nicht, daß ich andern etwas ſein ſollte, und es gab Augenblicke, wo es mir möglich ſchien, die Einzige zu ſehen und nichts zu wünſchen.

So hatt' ich einige Zeit gelebt, als eines Tages Notara zu mir kam mit einem jungen Tinioten, ſich über meine ſonderbare Eingezogenheit beſchwerte, und mich

bat, mich den andern Tag abends bei Homers Grotte einzufinden, er habe etwas Eignes vor, dem Tiniоten zu lieb, der so recht mit ganzer Seele am alten Griechenlande hänge, und jetzt auf dem Wege sei, die äolische Küste und das alte Troas zu besuchen; es wäre mir heilsam, setzte er hinzu, wenn ich seinen Freund dahin geleitete, er erinnere sich ohnedies, daß ich einmal den Wunsch geäußert hätte, diesen Teil von Kleinasien zu sehn. Der Tiniote bat auch, und ich nahm es an, so wie ich alles angenommen hätte, beinahe mit willenloser Lenksamkeit.

Der andre Tag verging unter Anstalten zur Abreise, und abends holte Adamas, so hieß der Tiniote, mich ab, zur Grotte hinaus.

„Es ist kein Wunder", (begann ich, um andern Erscheinungen in mir nicht Raum zu geben, nachdem wir eine Weile am Meles auf und nieder unter den Myrten und Platanen gegangen waren), „daß die Städte sich zankten um die Abkunft Homers. Der Gedanke ist so erheiternd, daß der holde Knabe da im Sande gespielt habe, und die ersten Eindrücke empfangen, aus denen so ein schöner gewaltiger Geist sich allmählich entwickelte."

„Du hast recht," erwiderte er, „und ihr Smyrner müßt euch den erfreulichen Glauben nicht nehmen lassen. Mir ist es heilig, dieses Wasser und dies Gestade! Wer weiß, wie viel das Land hier, nebst Meer und Himmel, teil hat an der Unsterblichkeit des Mäoniden! Das unbefangne Auge des Kindes sammelt sich Ahndungen und Regungen aus der Beschauung der Welt, die manches beschämen, was später unser Geist auf mühsamem Wege erringt."

In diesem Tone fuhr er fort, bis Notara mit Melite und einigen andern herankam.

Ich war gefaßt. Ich konnte mich ihr nähern, ohne merkliche Änderung im Innern. Es war gut, daß ich unmittelbar zuvor nicht mir selbst überlassen war.

Sie litt auch. Man sah es. Aber o Gott! wie unendlich größer!

In die Regionen des Guten und Wahren hatte sich ihr Herz geflüchtet. Ein stiller Schmerz, wie ich ihn nie bemerkt hatte an ihr, hielt die frohen Bewegungen ihres Angesichts gefangen; aber ihren Geist nicht. In unwandelbarer Ruhe leuchtete dieser aus dem himmlischen Auge, und ihre Wehmut schloß sich an ihn, wie an einen göttlichen Tröster.

Adamas fuhr fort, wo er unterbrochen worden war; Melite nahm teil; ich sprach auch zuweilen ein Wörtchen.

So kamen wir an die Grotte Homers.

Stille trauernde Accorde empfingen uns vom Felsen herab, unter den wir traten; die Saitenspiele ergossen sich über mein Innres, wie über die tote Erde ein warmer Regen im Frühlinge. Innen, im magischen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verschiedenen Öffnungen des Felsens, durch Blätter und Zweige hereinbricht, stand eine Marmorbüste des göttlichen Sängers, und lächelte gegen die frommen Enkel.

Wir saßen um sie herum, wie die Unmündigen um ihren Vater und lasen uns einzelne Rhapsodien der Ilias, wie sie jedes nach seinem Sinne sich auswählte; denn alle waren wir vertraut mit ihr.

Eine Nänie, die mein Innerstes erschütterte, sangen wir darauf dem Schatten des lieben blinden Mannes

und seinen Zeiten. Alle waren tiefbewegt. Melite sah fast unverwandt auf seinen Marmor, und ihr Auge glänzte von Tränen der Wehmut und der Begeisterung.

Alles war nun stille. Wir sprachen kein Wort, wir berührten uns nicht, wir sahen uns nicht an, so gewiß von ihrem Einklang schienen alle Gemüter in diesem Augenblicke, so über Sprache und Äußerung schien das zu gehen, was jetzt in ihnen lebte.

Es war Gefühl der Vergangenheit, die Totenfeier von allem, was einst da war.

Errötend beugte sich endlich Melite gegen Notara hin und flüsterte ihm etwas zu.

Notara lächelte, voll Freude über das süße Geschöpf, nahm die Schere, die sie ihm bot, und schnitt sich eine Locke ab.

Ich verstand, was das sollte, und tat stillschweigend dasselbe.

„Wem sonst als dir?“ rief der Tiniote, indem er seine Locke gegen den Marmor hielt.

Auch die andern gaben, ergriffen von unsrem Ernste, ihre Totenopfer.

Melite sammelte das andre zu dem ihrigen, band es zusammen und legte es an der Büste nieder, indes wir andern wieder die Nänie sangen,

Das alles diente nur, um mein Wesen aus der Ruhe zu locken, in die es gesunken war. Mein Auge verweilte wieder auf ihr, und meine Liebe und mein Schmerz ergriffen mich gewaltiger als je.

Ich strengte mich umsonst an, auszuhalten. Ich mußte weggehn. Meine Trauer war wirklich grenzenlos. Ich ging hinab an den Meles, warf mich nieder aufs

Gestade und weinte laut. Oft sprach ich mir leise ihren Namen vor, und mein Schmerz schien davon besänftigt zu werden. Aber er war es nur, um desto unaufhaltsamer zurückzukehren. Ach! für mich war keine Ruhe zu finden, auf keiner Stelle der Welt! Ihr nahe zu sein, und ferne von ihr, die ich so namenlos liebte, und so namenlos, so unaussprechlich schändlich gequält hatte, das war gleich! Beides war Hölle für mich geworden! Ich konnte nicht lassen von ihr und konnte nicht um sie bleiben!

Mitten in diesem Tumulte hört' ich etwas durch die Myrten rauschen. Ich raffte mich auf — und o Himmel! es war Melite!

Sie mußte wohl erschrecken, so ein zerstörtes Geschöpf vor sich zu sehen. Ich stürzte hin zu ihr in meiner Verzweiflung und rang die Hände und flehte nur um ein, ein Wort ihrer Güte. Sie erblaßte und konnte kaum sprechen. Mit himmlischen Tränen bat sie mich endlich, den edlern, stärkern Teil meines Wesens kennen zu lernen, wie sie ihn kenne, auf das Selbständige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in allen, auch in mir sei, mein Auge zu richten — was nicht aus dieser Quelle entspringe, führe zum Tode — was von ihr komme und in sie zurückgehe, sei ewig — was Mangel und Not vereinige, höre auf, eines zu sein, so wie die Not aufhöre; was sich vereinige in dem und für das, was allein groß, allein heilig, allein unerschütterlich sei, dessen Vereinigung müsse ewig bestehen, wie das Ewige, wodurch und wofür sie bestehe und so — Hier mußte sie enden. Die andern kamen ihr nach. Ich hätte in diesem Augenblicke tausend Leben daran gewagt, sie aus-

zuhören! Ich habe sie nie ausgehört. Über den Sternen hör ich vielleicht das übrige.

Nahe bei der Grotte, zu der wir wieder zurückkehrten, fing sie noch von meiner Reise an, und bat mich, die Ufer des Skamanders, und den Ida und das ganze alte Trojer-Land von ihr zu grüßen. Ich beschwur sie, kein Wort mehr zu sprechen von dieser verhaßten Reise und wollte geradezu den Adamas bitten, mich loszusprechen von meinem gegebenen Worte. Aber mit all ihrer Grazie flehte Melite, das nicht zu tun; sie sei so gewiß, nichts sei vermögend, Frieden und Freude zwischen ihr und mir zu stiften, wie diese Reise, ihr wäre, als hänge Leben und Tod daran, daß wir uns auf eine kleine Weile trennten, sie gestände mir, es sei ihr selbst nicht so deutlich, warum sie mich so sehr bitten müßte, aber sie müßte, und wenn es ihr das Leben kostete, sie müßte.

Ich sah sie staunend an und schwieg. Mir war, als hätt' ich die Priesterin zu Dodona gehört. Ich war entschlossen zu gehn, und wenn es mir das Leben kostete. Es war schon dunkel geworden, und die Sterne gingen herauf am Himmel.

Die Grotte war erleuchtet. Wolken von Weihrauch stiegen aus dem Innern des Felsen, und mit majestätischem Jubel brach die Musik nach kurzen Dissonanzen hervor.

Wir sangen heilige Gesänge von dem, was besteht, was fortlebt unter tausend veränderten Gestalten, was war und ist und sein wird, von der Unzertrennlichkeit der Geister, und wie sie eins seien von Anbeginn und immerdar, so sehr auch Nacht und Wolke sie scheide, und aller Augen gingen über vom Gefühle dieser Verwandtschaft und Unsterblichkeit.

Ich war ganz ein andrer geworden. „Laßt vergehen, was vergeht," rief ich unter die Begeisterten, „es vergeht, um wiederzukehren, es altert, um sich zu verjüngen, es trennt sich, um sich inniger zu vereinigen, es stirbt, um lebendiger zu leben."

„So müssen," fuhr nach einer kleinen Weile der Tiniote fort, „die Ahndungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzustehen im Geiste des Mannes. So verblühen die schönen jugendlichen Myrten der Vorwelt, die Dichtungen Homers und seiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen, aber der Keim, der in ihnen lag, geht als reife Frucht hervor im Herbste. Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit erstirbt, daß sie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieses geht unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe als errungenes Eigentum der Menschheit."

„Herrlich! herrlich!" rief Notara.

„Doch wird das Vollkommne erst im fernen Lande kommen," sagte Melite, „im Lande des Wiedersehens und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiß uns aufgehen, der heilige Morgen; ich denke mit Lust daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der großen Vereinigung alles Getrennten."

Melite war ungewöhnlich bewegt. Wir sprachen sehr wenig auf unserem Rückwege. An Notaras Hause bot sie mir noch die Hand; „lebe wohl, guter Hyperion!" das waren ihre letzten Worte, und so entschwand sie.

Lebe wohl, Melite, lebe wohl! Ich darf deiner nicht oft gedenken. Ich muß mich hüten vor den Schmerzen

und Freuden der Erinnerung. Ich bin wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann. Leb auch wohl, mein Bellarmin! Bist du indes dem Heiligtum der Wahrheit näher gekommen? Könnt' ich ruhig suchen, wie du! —

Ach! bin ich nur dort einmal angekommen, dann soll es anders werden mit mir. Tief unter uns rauscht dann der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt, und wir seufzen nicht mehr, als wenn das Jammern derer, die er hinunterschlingt, in die stillen Höhen des Wahren und Ewigen heraufdringt.

Kastri am Parnaß

Vom Gegenwärtigen ein andermal! Auch von meiner Reise mit Adamas vielleicht ein andermal! Unvergeßlich ist mir besonders die Nacht vor unserem Abschiede, wo wir an den Ufern des alten Ilion unter Grabhügeln, die vielleicht dem Achill und Patroklus, und Antilochus, und Ajax Telamon errichtet wurden, vom vergangnen und künftigen Griechenlande sprachen, und manchem andern, das aus den Tiefen und in die Tiefen unsers Wesens kam und ging.

Der herzliche Abschied Melites, Adamas Geist, die heroischen Phantasien und Gedanken, die, wie Sterne aus der Nacht, uns aufgingen aus den Gräbern und Trümmern der alten Welt, die geheime Kraft der Natur, die überall sich an uns äußert, wo das Licht und die Erde, und der Himmel und das Meer uns umgibt, all das hatte mich gestärkt, daß jetzt etwas mehr sich in mir regte, als nur mein dürftiges Herz; Melite wird sich freuen über dich! sagt' ich mir oft ingeheim mit inniger

Luft, und tauſend güldne Hoffnungen ſchloſſen ſich an an dieſen Gedanken. Dann konnte mich wieder eine ſonderbare Angſt überfallen, ob ich ſie wohl auch noch treffen werde, aber ich hielt es für ein Überbleibſel meines finſtern Lebens und ſchlug es mir aus dem Sinne.

Ich hatte am Sigäiſchen Vorgebirge ein Schiff getroffen, das geradezu nach Smyrna ſegelte, und es war mir ganz lieb, den Rückweg auf dem Meere an Tenedos und Lesbos hin zu machen.

Ruhig ſchifften wir dem Hafen von Smyrna zu. Im ſüßen Frieden der Nacht wandelten über uns die Helden des Sternenhimmels. Kaum kräuſelten ſich die Meereswellen im Mondenlichte. In meiner Seele wars nicht ganz ſo ſtille. Doch fiel ich gegen Morgen in einen leichten Schlaf. Mich weckte das Frohlocken der Schwalben und der erwachende Lärm im Schiffe. Mit allen ſeinen Hoffnungen jauchzte mein Herz dem freundlichen Geſtade meiner Heimat zu, und dem Morgenlichte, das über dem Gipfel des dämmernden Pagus und ſeiner alternden Burg, und über den Spitzen der Moſcheen und dunkeln Cypreſſenhaine hereinbrach, und ich lächelte treuherzig gegen die Häuſerchen am Ufer, die mit ihren glühenden Fenſtern wie Zauberſchlöſſer hervorleuchteten hinter den Oliven und Palmen.

Freudig ſäuſelte mir der Inbat in den Locken. Freudig hüpften die kleinen Wellen vor dem Schiffe voran ans Ufer.

Ich ſah und fühlte das, und lächelte.

Es iſt ſchön, daß der Knabe nichts ahndet, wenn der Tod ihm ſchon ans Herz gedrungen iſt.

Ich eilte vom Hafen zu Notaras Hauſe. Melite war

fort. Sie sei schnell abgeholt worden auf Befehl ihres Vaters, sagte mir Notara, wohin wisse man nicht. Ihr Vater habe die Gegend des Tmolus verlassen, und er habe weder seinen jetzigen Aufenthalt, noch die Ursache seiner Entfernung erfahren können. Melite hab es wahrscheinlich selbst nicht gewußt. Sie habe übrigens am Tage des Abschieds überhaupt beinahe nichts mehr gesprochen. Sie hab ihm aufgetragen, mich noch zu grüßen.

Mir war, als würde mir mein Todesurteil gesprochen. Aber ich war ganz stille dazu. Ich ging nach Hause, berichtigte notwendige Kleinigkeiten, und war sonst im Äußern ganz wie die andern. Ich vermied alles, was mich an das Vergangene erinnern konnte; ich hielt mich ferne von Notaras Garten und dem Ufer des Meles. Alles, was irgend mein Gemüt bewegen konnte, floh ich, und das Gleichgültige war mir noch gleichgültiger geworden. Abgezogenheit von allem Lebendigen, das war es, was ich suchte. Über den ehrwürdigen Produkten des altgriechischen Tiefsinns brütet ich Tage und Nächte. Ich flüchtete mich in ihre Abgezogenheit von allem Lebendigen. Allmählich war mir das, was man vor Augen hat, so fremde geworden, daß ich es oft beinahe mit Staunen ansah. Oft, wenn ich Menschenstimmen hörte, war mirs, als mahnten sie mich, aus einem Lande zu flüchten, worein ich nicht gehörte, und ich kam mir vor wie ein Geist, der sich über die Mitternachtsstunde verweilt hat, und den Hahnenschrei hört.

Während dieser ganzen Zeit war ich nie hinausgekommen. Aber mein Herz schlug noch zu jugendlich: sie war noch nicht in mir gestorben, die Mutter alles Lebens, die unbegreifliche Liebe.

Ein rätselhaft Verlangen zog mich fort. Ich ging hinaus.

Es war ein stiller Herbsttag. Wunderbar erfreute mich die sanfte Luft, wie sie die welken Blätter schonte, daß sie noch eine Weile am mütterlichen Stamme blieben.

Ein Kreis von Platanen, wo man über das felsige Gestade weg ins Meer hinaussah, war mir immer heilig gewesen.

Dort saß ich und ging umher.

Es war schon Abend geworden und kein Laut regte sich ringsumher.

Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst du nicht mich?

Von nun an konnt' ich nichts mehr denken, was ich zuvor dachte, die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnisvoller. Neue Gedanken, die mein Innerstes erschütterten, flammten mir durch die Seele. Es war mir unmöglich, sie festzuhalten, ruhig fortzusinnen.

Ich verließ mein Vaterland, um jenseits des Meeres Wahrheit zu finden.

Wie schlug mein Herz von großen jugendlichen Hoffnungen!

Ich fand nichts, als dich. Ich sage das dir, mein Bellarmin! Du fandest ja auch nichts, als mich.

Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles.

Noch ahnd' ich, ohne zu finden.

Ich frage die Sterne, und sie verstummen, ich frage den Tag und die Nacht; aber sie antworten nicht. Aus

mir selbst, wenn ich mich frage, tönen mystische Sprüche, Träume ohne Deutung.

Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige, selige Tränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick ich oft hinauf an den Äther und hinein ins blaue Meer, und mir wird, als schlösse sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt aus dem seligen Tode und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging.

Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?

Da sah ich neulich einen Knaben am Wege liegen. Sorgsam hatte die Mutter, die ihn bewachte, eine Decke über ihn gebreitet, daß er sanft schlummre im Schatten und ihn die Sonne nicht blende. Aber der Knabe wollte nicht bleiben und riß die Decke weg, und ich sah, wie ers versuchte, das freundliche Licht anzusehn, und immer wieder versuchte, bis ihm das Auge schmerzte und er weinend sein Gesicht zur Erde kehrte.

Armer Knabe! dacht ich, andern ergehts nicht besser, und hatte mir beinahe vorgenommen, abzulassen von dieser verwegnen Neugier. Aber ich kann nicht! ich soll nicht!

Es muß heraus, das große Geheimnis, das mir das Leben gibt oder den Tod.

B. Hyperions Jugend

Drei Versuche. Jena 1795

I

Unschuldigerweise hatte mich die Schule des Schicksals und der Weisen ungerecht und tyrannisch gegen die Natur gemacht. Der gänzliche Unglaube, den ich gegen alles hegte, was ich aus ihren Händen empfing, ließ keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geist, glaubt' ich, könne sich nie mit den Sinnen und ihrer Welt versöhnen, und es gebe keine Freuden, als die des Siegs; ich freute mich oft des Kampfs, den die Vernunft mit dem Unvernünftigen kämpft, weil es mir ingeheim mehr darum zu tun war, das Gefühl der Überlegenheit zu erringen, als den gesetzlosen Kräften, die des Menschen Brust bewegen, die schöne Einigkeit mitzuteilen. Ich achtete der Hilfe nicht, womit die Natur dem großen Geschäfte der Bildung entgegenkommt, denn ich wollte allein arbeiten, ich nahm die Bereitwilligkeit, womit sie der Vernunft die Hände bietet, nicht an, denn ich wollte sie beherrschen. Unangenehmes achtet ich wenig. Gefahr war mir fast willkommen. Ich beurteilte die andern strenge, wie mich selbst.

Für die stillen Melodien des menschlichen Lebens, für das Häusliche und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

Unbegreiflich wars mir, wie mir ehmals Homer hätte gefallen können. Ich reiste und wünschte oft ewig zu reisen.

Eben auf dieser Reise war es, daß ich in W., wo ich mich länger als sonstwo aufhielt, auf einen Fremden

aufmerksam gemacht wurde, der seit einiger Zeit ein benachbartes Landhaus bewohnte, und dessen Dasein die Gemüter dieser Menschen desto mehr beschäftigte, je ruhiger diese das seinige zu lassen schienen. Im Grunde beschäftigte er auch die meisten nur, weil er fremd war. Nur wenige schienen ihn zu verstehen und zu ahnden. Ich ging hinaus, ihn zu besuchen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde, mit einem holden Knaben, er drückt' ihm lächelnd die Locken aus der Stirne und schien mit Schmerz das friedliche Geschöpf zu betrachten, das freundlich und zutraulich an dem majestätischen Manne hinaufsah.

Jetzt sah er sich um und trat mir entgegen.

Ich widerstrebte dem ungewohnten Zauber, der mich umfing, mit Gewalt, um die Freiheit meines Geistes zu behalten.

Seine Ruhe und Freundlichkeit half mir auch mehr, als ich selbst konnte, zur Besonnenheit.

Er fragte mich, wie ich die Menschen auf meiner Reise gefunden hätte.

„Mehr tierisch als göttlich", antwortet' ich ihm.

„Das kommt daher," sagte er, „daß so wenige menschlich sind."

Ich ahndete tiefen Sinn in seiner Rede und war um so begieriger, ihn darüber zu hören, weil ich in das, was ich ahndete, mit meiner bisherigen Art zu leben und zu denken, meinem Gefühle nach in ziemlichem Kontraste stand. Ich bat ihn, mir das Gesagte zu entwickeln, und er fuhr fort:

„Daß wir das Göttliche dem Tierischen, das Heilige dem Gemeinen, die Vernunft den Sinnen entgegensetzen,

ist notwendig, und eine voreilige Vereinigung der beiden Gegenteile rächte sich so gewiß, als die falsche Schonung, womit man, ohne sich gegenseitig zu erklären, die Zwiste beilegt. Man lächelt sich ins Angesicht, glaubt es auch wohl herzlich zu meinen, und ingeheim wächst der Unfrieden, bis eines das andere unterdrückt hat, oder die Feindschaft bitterer ausbricht. Wir sollen unsern Adel nicht verleugnen. Wir sollen das Urbild alles Daseins in uns rein und heilig behalten. Grenzenlos ist der Maßstab, woran wir die Natur messen, und unbezwinglich der Trieb, das Formlose zu bilden nach jenem Urbilde, das wir in uns tragen, und die widerstrebende Materie dem heiligen Gesetze der Einheit zu unterwerfen. Aber desto bitterer ist freilich der Schmerz im Kampfe mit ihr, desto größer die Gefahr, daß wir im Unmut die Götterwaffen von uns werfen, dem Schicksal und unsern Sinnen uns gefangen geben, die Vernunft verleugnen und zu Tieren werden — oder auch daß wir erbittert über den Widerstand der Natur gegen sie kämpfen, nicht um in ihr und so zwischen ihr und dem Göttlichen in uns Frieden und Einigkeit zu stiften, sondern um sie zu vernichten, daß wir gewaltsam jedes Bedürfnis zerstören, und so das schöne Vereinigungsband, das uns mit andern Geistern zusammenhält, zerreißen, die Welt um uns zu einer Wüste machen, und die Vergangenheit zum Vorbild einer hoffnungslosen Zukunft."

Er hielt einen Augenblick inne; ich glaubte zu bemerken, daß an den letzten Worten sein Gemüt mehr Anteil genommen hatte, als zuvor.

„Aber wir könnens nicht verleugnen," fuhr er erheitert

fort, „es ist etwas in uns, was selbst im Kampfe mit der Natur Hilfe von ihr erwartet und hofft. Und sollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unserem Geiste ein freundlicher Geist? Birgt sich nicht, indes er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meister hinter dem Schilde? Nenn ihn, wie du willst! Er ist derselbe. Oft treten Erscheinungen vor unsere Sinne, wo es uns ist, als wäre das Göttlichste in uns sichtbar geworden, Symbole des Heiligen und Unvergänglichen in uns, offenbart sich im Kleinsten das Größte. Das Urbild aller Einigkeit, das wir im Geiste bewahren, es scheint uns wieder in den friedlichen Bewegungen unsres Herzens, stellt sich im Angesichte dieses Kindes dar. Und hörten wir nie die Melodien des Schicksals rauschen? — Seine Dissonanzen bedeuten dasselbe.

Denke nicht, ich spreche zu jugendlich, lieber Fremdling!

Ich weiß, daß nur das höchste Bedürfnis uns dringt, der Natur eine Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben und in der Materie einen Geist zu glauben, aber ich weiß, daß dieses Bedürfnis uns dazu berechtigt. Ich weiß, daß wir da, wo die schönen Formen der Natur uns die gegenwärtige Gottheit verkündigen, wir selbst es sind, die die Welt mit unserer Seele beseelen. Aber was ist dann, das nicht durch uns so wäre, wie es ist?

Laß mich menschlich sprechen. Als unser ursprünglich unendliches Wesen zum ersten Male leidend ward, und die freie volle Kraft die ersten Schranken empfand, als die Armut mit dem Überfluß sich paarte, da ward die Liebe. Fragst du, wann das war? Plato sagt: Am Tage da Aphrodite geboren ward Also do als die

schöne Welt für uns anfing, da wir zum Bewußtsein kamen, da wurden wir endlich. Nun fühlen wir tief die Beschränkung unseres Wesens, und die gesamte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und doch ist etwas in uns, das diese Fesseln gerne behält — denn würde das Göttliche in uns von keinem Widerstande beschränkt, so wüßten wir von nichts außer uns und so auch von uns selbst nichts, und von sich nichts zu wissen, sich nicht zu fühlen und vernichtet sein, ist für uns Eines.

Fesselos zu sein, ist göttlich, keine Fessel zu fühlen, ist tierisch. Wir können den Trieb, uns zu befreien, zu veredeln, fortzuschreiten ins Unendliche, nicht verleugnen, das wäre tierisch; wir können aber auch den Trieb, bestimmt zu werden, zu empfangen, nicht verleugnen, das wäre nicht menschlich. Wir müßten untergehen im Kampfe dieser widerstreitenden Triebe. Aber die Liebe vereinigt. Sie strebt unendlich nach dem Höchsten und Besten, denn ihr Vater ist der Überfluß, sie verleugnet aber auch ihre Mutter, die Dürftigkeit, nicht; sie hofft auf Beistand. So zu lieben, ist menschlich. Jenes höchste Bedürfnis unseres Wesens, das uns drängt, der Natur eine Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns beizulegen und in der Materie einen Geist zu glauben, es ist diese Liebe. . . . . .

. . . . . .

II

Gestählt vom Schicksal und den Weisen, war
Durch meine Schuld mein jugendlicher Sinn
Tyrannisch gegen die Natur geworden.

Ungläubig nahm ich auf, was ich wie sonst
Aus ihrer mütterlichen Hand empfing,
So konnte keine Lieb in mir gedeihen!
(Oft fordert' ich vom Schicksal, zürnend,
Die fesselfreie Geistigkeit zurück.)
Oft freut' ich mich des harten Kampfs, in dem
Das Licht die alte Finsternis bekämpft,
Doch kämpft' ich mehr, damit ich das Gefühl
Der Überlegenheit erbeutete,
Als um die Einigkeit und hohe Stille
Den Kräften mitzuteilen, die gesetzlos
Der Menschen Herz bewegen, achtet' auch
Der Hilfe nicht, womit uns die Natur
Entgegenkommt in jeglichem Geschäfte
Des Bildens, nahm die Willigkeit nicht an,
Womit der Stoff dem Geiste sich erbietet,
Ich wollte zähmen, herrschen wollt ich, richtete
Mit Argwohn und mit Strenge mich und andre;
Auch hört ich nicht die zarten Melodien
Der Häuslichkeit, des reinen Kindersinns.
Einst hatte wohl der fromme Mäonide
Mein junges Herz gewonnen, auch von ihm
Und seinen Göttern war ich abgefallen. —
Ich wanderte durch fremdes Land und wünscht'
Im Herzen oft, ohn Ende fortzuwandern.

Da hört' ich einst von einem weisen Mann,
Der nur seit kurzem erst ein nahes Landhaus
Bewohn und unbekannt, doch aller Herzen,
Der kleinen wie der größern, mächtig sei,
Der meisten freilich, weil er fremd und schön

Und ſtille wäre, doch auch einiger,
Die ſeinen Geiſt verſtänden, ahndeten.
Ich ging hinaus, den ſeltnen Mann zu ſprechen.
Ich traf ihn bald in ſeinem Pappelwalde.
Er ſaß an einer Statue; vor ihm
Ein Knabe; lächelnd ſtreichelt er die Locken
Mit ſanfter Hand dem Knaben aus der Stirne
Und blickte ſtumm mit Schmerz und Wohlgefallen
Das holde Weſen an, das frei und freundlich
Dem königlichen Mann ins Auge ſah.
Ich ſtand von fern und ruht auf meinem Stab.
Doch da er um ſich wandt und ſich erhub
Und mir entgegentrat, da widerſtand ich
Dem neuen Zauber, der mich itzt umfing,
Mit Mühe kaum, daß ich den Geiſt mir frei
Erhielt, doch ſtärkte mich des Mannes Ruh
Und Freundlichkeit auch wieder wunderbar.

Und wie ich wohl auf meinen Wanderungen
Die Menſchen fände, fragt' er traulich mich
Nach einer Weile. „Tieriſch mehr als göttlich",
Verſetzt' ich hart und ſtrenge, wie ich war.
„Sie wärens nicht," erwidert er mit Geiſt
Und Liebe, „wenn ihr Sinn nur menſchlich wäre".
Ich bat ihn, was er dächte, zu enthüllen.
„Das volle Maß," begann er nun, „woran
Des Menſchen edler Geiſt die Dinge mißt,
Iſt grenzenlos und ſoll es ſein und bleiben;
Das Ideal von allem, was erſcheint,
Wir ſollen rein und heilig es bewahren.
Wir ſollen unſern Adel nicht verleugnen;

Der Trieb in uns, das Ungebildete
Zu bilden nach dem Göttlichen in uns,
Die mächtig widerstrebende Natur
Dem Geist, der in uns herrscht, zu unterwerfen,
Soll nie auf halbem Wege sich begnügen.
Doch um so bitterer ist auch der Schmerz
Im Kampfe, desto größer die Gefahr,
Daß oft der blutge Streiter unmutsvoll
Die Götterwaffen ferne von sich wirft,
Der ehernen Notwendigkeit sich schmiegt,
Sich selbst verleugnet und zum Tiere wird —
Oft, daß er auch vom Widerstand erbittert
Nicht, wie er sollte, die Natur bekämpft,
Um Frieden ihr und Einigkeit zu geben,
Nur um die Widerspenstige zu foltern.
So töten wir das menschlichste Bedürfnis,
Verleugnen die Empfänglichkeit in uns,
Die uns vereinigte mit andern Geistern,
So wird die Welt um uns zur Wüste
Und das Vergangene zum bösen Zauber.

. . . . . .

Wir können's nicht verleugnen", fuhr er nun
Erheitert fort, „wir rechnen selbst im Kampfe
Mit der Natur auf ihre Willigkeit.
Und irren wir? Begegnet nicht in allem,
Was da ist, unserm Geist ein freundlicher
Verwandter Geist? Und birgt sich lächelnd nicht,
Indes er gegen uns die Waffen kehrt,
Ein guter Meister hinter seinem Schilde?
Benenn ihn, wie du willst. Er ist derselbe.
Verborgnen Sinn enthält das Schöne! — Deute

Sein Lächeln dir! — Denn so erscheint vor uns
Das Heilige, das Unvergängliche.
Im Kleinsten offenbart das Größte sich.
Das hohe Urbild aller Einigkeit,
Es scheint uns wieder in den friedlichen
Bewegungen des Herzens, stellt sich hier
Im Angesichte dieses Kindes dar. —
Und rauschten nahe dir die Melodien
Des Schicksals nie? Verstandst du sie? Dasselbe
Bedeuten seine Dissonanzen auch.
Du denkest wohl, ich spreche jugendlich?
Ich weiß, es ist Bedürfnis, was uns dringt,
Der ewig wechselnden Natur Verwandtschaft
Mit dem Unsterblichen in uns zu geben,
Doch dies Bedürfnis gibt das Recht uns auch.
Auch ist mir nicht verborgen, daß wir da,
Wo uns die schönen Formen der Natur
Die Gegenwart des Göttlichen verkünden,
Mit unsrem Geiste nur die Welt beseelen.
Doch, lieber Fremdling, sage mir, was ist,
Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?"
Er schwieg und sah mich forschend an; ich sagte ihm:
Wohl mancher hätt' am Ende des, was er
Mir da gesagt, ein kleines Ärgernis
Genommen, doch ich hätte, wenn ich anders
Sein Geheimnis durchgeschaut zu haben,
Nicht irrete, seinen Sinn gefaßt.
„So kann ich ja wohl mehr noch wagen", rief
Er traut und heiter, „doch erinnre mich
Zu rechter Zeit! — Als unser Geist", begann
Er lächelnd nun, „sich aus dem freien Fluge

Der Himmlischen verlor und erdwärts sich
Vom Äther neigt, und mit dem Überflusse
Sich so die Armut gattete, da ward
Die Liebe. Das geschah am Tage, da
Den Fluten Aphrodite sich entwand.
Am Tage, da die schöne Welt für uns
Begann, begann für uns die Dürftigkeit
Des Lebens und wir tauschten das Bewußtsein
Für unsere Reinigkeit und Freiheit ein.
Der leidensfreie reine Geist befaßt
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch
Sich keines Dings und seiner nicht bewußt,
Für ihn ist keine Welt, denn außer ihm
Ist nichts. — Doch was ich sag, ist nur Gedanke. —
Nun fühlen wir die Schranken unsres Wesens,
Und die gehemmte Kraft sträubt ungeduldig
Sich gegen ihre Fesseln, und es sehnt der Geist
Zum ungetrübten Äther sich zurück.
Doch ist in uns auch wieder etwas, das
Die Fesseln gern behält, denn würd' in uns
Das Göttliche von keinem Widerstande
Beschränkt — wir fühlten uns und andre nicht.
Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod,
Von nichts zu wissen und vernichtet sein,
Ist eins für uns. Wie können wir unsern Trieb,
Unendlich fortzuschreiten, uns zu läutern,
Uns zu veredeln, zu befreien, verleugnen?
Das wäre tierisch. Doch wir sollten auch
Des Triebs, beschränkt zu werden, zu empfangen,
Nicht stolz uns überheben; denn es wäre
Nicht menschlich, und wir töteten uns selbst.

Den Widerstreit der Triebe, deren keiner
Entbehrlich ist, vereiniget die Liebe.
Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich
Die Liebe nach und wandelt löwenkühn
Durch Flammen und durch Fluten, die sich ihr
Entgegenwälzen. Über ihre Wangen,
Wo tiefe Narben ihr das Schicksal schlug,
Thront doch ein hohes Auge, denn ihr Vater,
Der Überfluß, ist göttlichen Geschlechts.
Doch pflückt sie auch die Beere von den Dornen,
Und sammelt Ähren auf dem Stoppelfelde;
Wenn ihr ein freundlich Wesen einen Trank
Am schwülen Tage reicht, verschmäht sie nicht
Den irdnen Krug, denn ihre Mutter ist
Die Dürftigkeit.

Groß und unbezwinglich sei
Des Menschen Geist in seinen Forderungen.
Er beuge nie sich der Naturgewalt,
Doch acht er auch der Hilfe, wenn sie schon
Vom Sinnenlande kömmt, verkenne nicht,
Was edel ist im sterblichen Gewande;
Stimmt hie und da nach ihrer eignen Weise
In seine Töne die Natur, so schäm
Er sich der freundlichen Gespielin nicht.
Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet,
Verschmähe nicht den rüstigen Gefährten.
Und wenn dem Göttlichen in dir ein Zeichen
Der gute, starke Sinn erschafft, und goldne Wolken
Den Äther des Gedankenreichs umziehn,
Bestürme nicht die freudigen Gestalten!
Denn du bedarfst der Stärkung der Natur.

Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich
Die Liebe nach und wandelt kühn und frei
Durch Flammen und durch Fluten ihre Bahn.
Sie wartet aber auch in fröhlichem
Vertraun der Hilfe, die von außen kömmt,
Und überhebt sich ihrer Armut nicht.
Doch irret mannigfaltig auch die Liebe.

So reich sie ist, so dürftig fühlt sie sich,
Je mächtiger in ihr das Göttliche
Sich regt — sie dünket nur sich um so schwächer.
Wie kann sie so den Reichtum, den sie tief
Im Innersten bewahrt, in sich erkennen?
Sie trägt der Armut schmerzliches Gefühl,
Und füllt den Himmel an mit ihrem Reichtum.
Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt
Sie die Vergangenheit, wie ein Gestirn
Durchwandelt sie der Zukunft weite Nacht
Mit ihrem reinen Licht, vergißt,
Daß nur von ihr die Dämmerung entspringt,
Die heilig ihr und hold entgegenkömmt.
In ihr ist nichts und außer ihr ist alles.
Sie hat den Adel ihres Vaters nun
Verloren, und der freie Sinn ist hin."

. . . . . .

. . . . . .

Das beste Wort verwirrt den Menschen oft,
Wenn er den treuen Tadel nicht versteht.
Er soll sich reinigen von einer Schlacke,
Er möcht' es wohl und weiß nicht wie und wo?

Und fühlt sein Gutes un- und mißverstanden.
Besiegt er es, so fühlt er wohl, er tue
Nicht recht daran, und siegt die Meinung nicht,
Behält ihr Recht die bessere Natur.
So straft er sich doch auch, und zwiefach quält
Im Kampfe mit sich selbst der Arme sich.
Von lieben Phantasien sollte sich
Zu rechter Zeit der Knaben Sinn enthalten.
In seiner Folgsamkeit verwundete
Der Törige die Wurzel seines Wesens,
Den jungen Trieb zu wirken und zu siegen,
Und grämte sich in seiner schmerzlichen
Erniedrigung und wähnte doch sie nötig.
So ging ich einst vorüber an der Kirche,
Das Tor war offen und ich trat hinein.
Ich sahe keinen Menschen, und es war
So stille, daß mein Fußtritt widerhallte.
Von dem Altare, wo ich weilte, sah
Panagia mit Wehmut und mit Liebe
Zu mir herab, ich beugte stumm vor ihr
Das Knie, und weint' und blickte lächelnd wieder
Hinauf zu ihr und konnte lange nicht
Das Auge von ihr wenden, bis ein Wagen,
Der rasselnd nah vorüberfuhr, mich schreckte.
Jetzt trat ich leise wieder an die Türe
Und sahe durch den Spalt und wartete
Des Augenblicks, wo leer die Straße war.
Da schlüpft ich schnell hinaus und flog davon
Und schloß mich sorgsam ein in meine Kammer.

. . . . . .

Oft sah und hört ich freilich nur zur Hälfte,

Und sollt' ich rechtwärts gehn, so ging ich links,
Und sollt' ich eilig einen Becher bringen,
So bracht' ich einen Korb, und hatt' ich auch
Das Richtige gehört, so waren, ehe noch
Getan war, was ich sollte, meine Völker
Vor mich getreten, mich zum Rat, und Feinde,
Zu wiederholter Schlacht mich aufzufordern.
Und über dieser größern Sorg entfiel mir dann
Die kleinre, die mir anbefohlen war.
Oft sollt' ich stracks in meine Schule wandern,
Doch ehe sich der Träumer es versah,
So hatt er in den Garten sich verirrt
Und saß behaglich unter den Oliven
Und baute Flotten, schifft' ins hohe Meer.
Dies kostete mich tausend kleine Leiden.
Verzeihlich war es immer, wenn mich oft
Die Klügeren mit herzlichem Gelächter
Aus meiner seligen Ekstase schreckten;
Doch unaussprechlich wehe tat es mir.
Mir schien, als wäre nun mein Heldentum
Zum Spotte vor der bösen Welt geworden,
Und was mit Recht dem Träumer galt, das nahm
Der Fürst der Heere für Entwürdigung.
Und lange drauf, als schon der Knabe sich
Für mündig hielt, ertappt ich mich noch wohl
Auf einer kindischen Erinnerung. Einmal
Als einst ich las, wie der Pelide tief
Gekränkt an seiner Ehre weinend sich
Ans Meeresufer setzt' und seiner Mutter,
Der Herrliche, den bittern Kummer klagt'.....

III

Hyperions Jugend

Erster Teil

herausgegeben von

Friedrich Hölderlin

Erstes Kapitel

In den Jahren der Mündigkeit, wenn der Mensch vom glücklichen Instinkte sich losgerissen hat und der Geist seine Herrschaft beginnt, ist er gewöhnlich nicht sehr geneigt, den Grazien zu opfern.

Ich war ernster und freier geworden in der Schule des Schicksals und der Weisen, aber streng ohne Maß, in vollem Sinne tyrannisch gegen die Natur, wiewohl ohne die Schuld meiner Schule. Der gänzliche Unglaube, womit ich alles aufnahm, ließ keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geist, glaubt' ich, könne sich nie mit den Sinnen und ihrer Welt versöhnen. Ich kämpfte überall mit dem Vernunftlosen, mehr um mir das Gefühl der Überlegenheit zu erbeuten, als um den regellosen Kräften, die des Menschen Brust bewegen, die schöne Einigkeit mitzuteilen, deren sie fähig sind. Stolz schlug ich die Hilfe aus, womit uns die Natur in jedem Geschäfte des Bildens entgegen kommt, die Bereitwilligkeit, womit der Stoff dem Geiste sich hingibt; ich wollte zähmen und zwingen. Ich richtete mit Argwohn und Härte mich und andre. Für die stillen Melodien des Lebens, für das Häusliche und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

Einst hatte Homer mein junges Herz so ganz ge-

wonnen; auch von ihm und seinen Göttern war ich abgefallen.

Ich reiste und wünscht' oft ewig fort zu reisen.

Da hört' ich einst von einem guten Manne, der seit kurzem ein neues Landhaus bewohne, und ohne sein Bemühn recht wunderbar sich aller Herzen bemeistert habe, der kleineren wie der größern, der meisten freilich, weil er fremd und freundlich wäre, doch wären auch einige, die seinen Geist verständen, ahndeten.

Ich ging hinaus, den Mann zu sprechen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde. Er saß an einer Statue, und ein lieblicher Knabe stand vor ihm. Lächelnd streichelt' er diesem die Locken aus der Stirne und schien mit Schmerz und Wohlgefallen das holde Wesen zu betrachten, das so ganz frei und traulich dem königlichen Mann ins Auge sah.

Ich stand von fern und ruhte auf meinem Stabe; doch da er sich umwandte und sich erhob und mir entgegentrat, da widerstand ich dem neuen Zauber, der mich umfing, mit Mühe, daß ich mir den Geist frei erhielt, doch stärkte mich auch wieder die Ruhe und Freundlichkeit des Mannes. — Und wie ich wohl die Menschen fände auf meinen Wandrungen, fragt' er mich nach einer Weile. „Mehr tierisch als göttlich," versetzt' ich hart und strenge, wie ich war! „O wenn sie nur erst menschlich wären", erwidert' er mit Ernst und Liebe. Ich bat ihn, sich darüber zu erklären.

„Es ist wahr," begann er nun, „das Maß ist grenzenlos, woran der Geist des Menschen die Dinge mißt, und so soll es sein! Wir sollen es rein und heilig bewahren, das Ideal von allem, was erscheint, der Trieb

in uns, das Ungebildete nach dem Göttlichen in uns zu bilden und die widerstrebende Natur dem Geiste, der in uns herrscht, zu unterwerfen, er soll nie auf halbem Wege sich begnügen; doch um so ermüdender ist auch der Kampf, um so mehr ist zu fürchten, daß nicht der blutige Streiter die Götterwaffen im Unmut von sich werfe, dem Schicksal sich gefangen gebe, die Vernunft verleugne und zum Tiere werde, oder auch, erbittert vom Widerstande, verheere, wo er schonen sollte, das Friedliche mit dem Feindlichen vertilge, die Natur aus roher Kampflust bekämpfe, nicht um des Friedens willen, seine Menschlichkeit verleugne, jedes schuldlose Bedürfnis zerstöre, das mit andern Geistern ihn vereinigte, ach! daß die Welt um ihn zu einer Wüste werde, und er zugrunde gehe in seiner finstern Einsamkeit."

Ich war betroffen; auch er schien bewegt.

„Wir können es nicht verleugnen," fuhr er wieder erheitert fort, „wir rechnen selbst im Kampfe mit der Natur auf ihre Willigkeit. Wie sollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unserm Geiste ein freundlicher verwandter Geist? Und birgt sich nicht, indes er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meister hinter dem Schilde? — Nenn ihn, wie du willst! Er ist derselbe. — Verborgnen Sinn enthält das Schöne. Deute sein Lächeln dir! Denn so erscheint vor uns der Geist, der unsern Geist nicht einsam läßt. Im Kleinsten offenbart das Größte sich. Das hohe Urbild aller Einigkeit, es begegnet uns in den friedlichen Bewegungen des Herzens, es stellt sich hier im Angesichte dieses Kindes dar. — Hörtest du nie die Melodien des Schicksals rauschen? — Seine Dissonanzen bedeuten dasselbe.

Du denkst wohl, ich spreche jugendlich. Ich weiß, es ist Bedürfnis, was uns drängt, der ewig wechselnden Natur Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben. Doch dies Bedürfnis gibt uns auch das Recht. Es ist die Schranke der Endlichkeit, worauf der Glaube sich gründet; deswegen ist er allgemein in allem, was sich endlich fühlt." Ich sagt ihm, daß es mir sonderbar ginge mit dem, was er gesagt; es sei so fremdartig mit meiner bisherigen Denkart, und doch scheine mir es so natürlich, als wär es bis jetzt mein einziger Gedanke gewesen. „So kann ich ja wohl noch mehr wagen," rief er traut und heiter, „doch erinnere mich zu rechter Zeit! — Als unser Geist", fuhr er lächelnd fort, „sich aus dem freien Fluge der Himmlischen verlor und sich erdwärts neigte vom Äther, als der Überfluß mit der Armut sich gattete, da ward die Liebe. Das geschah am Tage, da Aphrodite geboren ward. Am Tage, da die schöne Welt für uns begann, begann für uns die Dürftigkeit des Lebens. Wären wir einst mangellos und frei von aller Schranke gewesen, umsonst hätten wir doch nicht die Allgenügsamkeit verloren, das Vorrecht reiner Geister. Wir tauschten das Gefühl des Lebens, das liebste Bewußtsein für die leidensfreie Ruhe der Götter ein. Denke, wenn es möglich ist, den reinen Geist! Er befaßt sich mit dem Stoffe nicht; darum lebt auch keine Welt für ihn; für ihn geht keine Sonne auf und unter; er ist alles, und darum ist er nichts für sich. Er entbehrt nicht, weil er nicht wünschen kann; er leidet nicht, denn er lebt nicht. — Verzeih mir den Gedanken! Er ist auch nur Gedanke und nichts mehr. — Nun fühlen wir die Schranken unsers Wesens, und die gehemmte

Kraft sträubt sich ungeduldig gegen die Fesseln und der Geist sehnt sich zum ungetrübten Äther zurück. Doch ist in uns auch wieder etwas, das die Fesseln gerne trägt; denn würde der Geist von keinem Widerstande beschränkt, wir fühlten uns und andre nicht. Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod. Die Armut der Endlichkeit ist unzertrennlich in uns vereiniget mit dem Überflusse der Göttlichkeit. Wir können den Trieb uns auszubreiten, zu befreien, nie verleugnen; das wäre tierisch. Doch können wir auch des Triebs beschränkt zu werden, zu empfangen, nicht stolz uns überheben. Denn es wäre nicht menschlich, und wir töteten uns selbst. Den Widerstreit der Triebe, deren keiner entbehrlich ist, vereiniget die Liebe, die Tochter des Überflusses und der Armut. Dem Höchsten und Besten ringt unendlich die Liebe nach, ihr Blick geht aufwärts und das Vollendete ist ihr Ziel, denn ihr Vater, der Überfluß, ist göttlichen Geschlechts. Doch pflückt sie auch die Beere von den Dornen und sammelt Ähren auf dem Stoppelfelde des Lebens, und wenn ihr ein freundlich Wesen einen Trank am schwülen Tage reicht, verschmähet sie nicht den irdenen Krug, denn ihre Mutter ist die Dürftigkeit. — Groß und rein und unbezwinglich sei der Geist des Menschen in seinen Forderungen, er beuge nie sich der Naturgewalt! Doch acht' er auch der Hilfe, wenn sie schon vom Sinnenlande kommt, verkenne nie, was edel ist im sterblichen Gewande, stimmt hie und da nach ihrer eignen Weise die Natur in seine Töne, so schäm er sich nicht der freundlichen Gespielin! Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet, verschmähe den rüstigen Gefährten nicht! Wenn dem Geistigen in dir

die Phantasie ein Zeichen erschafft und goldne Wolken den Äther des Gedankenreichs umziehn, bestürme nicht die freudigen Gestalten! Wenn dir als Schönheit entgegenkommt, was du als Wahrheit in dir trägst, so nehm es dankbar auf, denn du bedarfst der Hilfe der Natur.

Doch erhalte den Geist dir frei! Verliere nie dich selbst! Für diesen Verlust entschädigt kein Himmel dich! Vergiß dich nicht im Gefühle der Dürftigkeit! Die Liebe, die den Adel ihres Vaters verleugnet und immer außer sich ist, wie mannigfaltig irrt sie nicht, und doch wie leicht!

Wie kann sie den Reichtum, den sie tief im Innersten bewahrt, in sich erkennen? So reich sie ist, so dürftig dünkt sie sich. Sie trägt der Armut schmerzliches Gefühl und füllt den Himmel mit ihrem Überfluß an. Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt sie die Vergangenheit; wie ein Gestirn durchwandelt sie die Nacht der Zukunft mit ihren Strahlen und ahndet nicht, daß nur von ihr die heilige Dämmerung ausgeht, die ihr entgegenkommt. In ihr ist nichts und außer ihr ist alles. Ihre Männlichkeit ist hin. Sie hofft und glaubt nur; und trauert nur, daß sie noch da ist, um ihr Nichts zu fühlen, und möchte lieber in das Heilige verwandelt sein, das ihr vorschwebt. Aber sie fühlt sich so ferne von ihm; die Fülle des Göttlichen ist zu grenzenlos, um von ihrer Dürftigkeit umfaßt zu werden. Wunderbar! vor ihrer eignen Herrlichkeit erschrickt sie. Laß ihr das Unsichtbare sichtbar werden! es erschein ihr im Gewande des Frühlings! es lächl ihr vom Menschenangesichte zu! Wie ist sie nun so selig! Was so fern ihr war, ist nahe

nun, und ihresgleichen, und die Vollendung, die sie an der Zeiten Ende nur dunkel ahndete, ist da. Ihr ganzes Wesen trachtet das Göttliche, das ihr so nah ist, sich nun recht innig zu vergegenwärtigen und seiner, als ihres Eigentums, bewußt zu werden. Sie ahndet nicht, daß es verschwinden wird im Augenblicke, da sie es umfaßt, daß der unendliche Reichtum zu nichts wird, so wie sie ihn sich zu eigen machen will. In ihrem Schmerze verläßt sie das Geliebte, hängt sich dann oft ohne Wahl an dies und das im Leben, immer hoffend und immer getäuscht; oft kehrt sie auch in ihre Ideenwelt zurück; mit bittrer Reue nimmt sie oft den Reichtum zurück, womit sie sonst die Welt verherrlichte, wird stolz, haßt und verachtet nun; oft tötet sie der Schmerz der ersten Täuschung ganz, dann irrt der Mensch ohne Heimat umher, müd und hoffnungslos, und scheint ruhig, denn er lebt nicht mehr. Sie sind unendlich, die Verirrungen der Liebe. Doch überall möcht ich ihr sagen: verstehe das Gefühl der Dürftigkeit und denke, daß der Adel deines Wesens im Schmerze nur sich offenbaren kann! Kein Handeln, kein Gedanke reicht, so weit du willst. Das ist die Herrlichkeit des Menschen, daß ihm ewig nichts genügt. In deiner Unmacht tut sie dir sich kund. Denke dieser Herrlichkeit! Denn wer nur seiner Unmacht denkt, muß immer mit Angst nach fremder Stütze sich umsehn, und wer sich beredet, er habe nichts zu geben, will immer nur aus fremder Hand empfangen, und wird nie genug haben. Denn würd' ihm auch alles gegeben, es müßte doch mangelhaft vor ihm erscheinen. Auf dem schmalen Wege des Empfangens wird auch der Reichtum für uns zur Dürftigkeit. Wer umspannt

den Olymp mit seinen Armen? Wer faßt den Ozean in eine Schale? Und welchem Auge stellte sich ein Gott in unverhüllter Glorie dar? Es ist so unmöglich für uns, das Mangellose ins Bewußtsein aufzunehmen, als es unmöglich ist, daß wir es hervorbringen. Was blieb uns auch zum Tagewerk noch übrig, wenn die Natur sich überwunden gäbe und der Geist den letzten Sieg feierte?

Doch soll es werden, das Vollkommene! Es soll! So kündet die geheime Kraft in dir sich an, woraus, vom heißen Strahle genährt, dein ewig Wachstum sich entwickelt. Laß deine Blüte fallen, wenn sie fällt, und deine Zweige dürre werden! Du trägst den Keim zur Unendlichkeit in dir! Erhalt ihn in der Dürftigkeit des Lebens! Dein freier Geist verübe sein Recht unüberwindlich am Widerstande der Natur! Wenn sie uns zum Kampfe fordert, will sie nicht, daß wir um Gnade rufen, sie schützt die Feigen nicht, sie straft den Schmeichler, wenn er im Hochgefühle seines Adels und seiner Macht der alten Kämpferin begegnen sollte, und wimmernd zu ihr spricht: Du meinst es gut, meine Freundin! Ich gebe mich und meine Waffen dir. Den stößt des Schicksals eherner Wagen um, der seinen Rossen nicht mit Mut in die Zügel fällt. — Auch will die Natur nicht, daß man vor ihren Stürmen sich ins Gedankenreich flüchte, zufrieden, daß man der Wirklichkeit vergessen könne im stillen Reiche des Möglichen. Ergründe sie, die Tiefen deines Wesens, doch nur, um unüberwindlicher aus ihnen in den Kampf hervorzutreten, wie Achill, da er im Styx sich gebadet. Vollbringe, was du denkst! — Wenn aber die Natur dir freundlich entgegenkommt im Gewande des Friedens und lächelnd dir zu deinem

Tagewerke die Hände reicht, wenn, freudig überrascht, im Sinnenlande dein Geist, wie in einem Spiegel, sein Ebenbild beschaut, die Formen der Natur zu einsamen Gedanken sich schwesterlich gesellen, so freue dich und liebe, doch vergiß dich nie! Verlaß dein Steuer nicht, wenn eine fröhliche Luft in deine Segel weht! Entehre nicht des Schicksals fromme Göttin! du machst sie zur Sirene, wenn sie dich mit ihren Melodien in den Schlummer wiegt.

Es ist das Beste, frei und froh zu sein; doch ist es auch das Schwerste, lieber Fremdling! — In seinen Höhn den Geist emporzuhalten, im stillen Reiche der Unvergänglichkeit, und heiter doch hinab ins wechselnde Leben der Menschen, auch ins eigne Herz zu blicken und liebend aufzunehmen, was von ferne dem reinen Geiste gleicht, und menschlich auch dem kleinsten die fröhliche Verwandtschaft mit dem, was göttlich ist, zu gönnen! Gewaffnet zu stehn vor den feindlichen Bewegungen der Natur, daß ihre Pfeile stumpf vom unverwundbaren Geschmeide fallen, doch ihre friedlichen Erscheinungen mit friedlichem Gemüte zu empfangen, den düstern Helm vor ihnen abzunehmen, wie Hektor, als er sein Knäblein herzte! Des Lebens Nächte mit dem Rosenlichte der Hoffnung und des Glaubens zu beleuchten, doch die Hände nicht müßig fromm zu falten, was wahr und edel ist, aus fesselfreier Seele den Dürftigen mitzuteilen, doch nie der eignen Dürftigkeit vergessen, dankbar aufzunehmen, was ein reines Wesen gibt und der brüderlichen Gabe sich zu freuen! Dies ist das Beste! So lehrte mich — ich ehre sie — die Schule meines Lebens."

Der seltne Mann erschien vor meinem Innern so sanft und groß. Froh bot ich ihm die Hand und dankte und sagt' ihm meinen Irrtum. „Nur zu lange", rief er, „irrt' auch ich, und die Geschichte meiner Jugend ist ein Wechsel widerstrebender Extreme; ich kenne das, wo wir trauernd und verarmt des hohen Eigentums nicht gedenken und alles ferne wähnen, was wir doch in uns finden sollten, und das Verlorne in der Zukunft suchen und in der Gegenwart, im ganzen Labyrinthe der Welt, in allen Zeiten und ihrem Ende; ich kenn auch das, wo das feindliche verhärtete Gemüt jede Hilfe verschmäht, jedes Glaubens lacht in seiner Bitterkeit, auch die Empfänglichkeit für unsre Wünsche der guten Natur mißgönnt und lieber seine Kraft an ihrem Widerstande mißt. Doch auch diesen Verirrungen gönn ich jetzt oft einen freundlichen Blick, wenn sie mir erscheinen. Wie sollt' ich sie noch mit Strenge bekämpfen? Sie schlummern friedlich in ihrem Grabe. Wie sollt' ich sie aus meinem Sinne bannen? Sie sind doch alle Kinder der Natur, und wenn sie oft der Mutter Art verleugnen, so ist es, weil ihr Vater, der Geist, vom Geschlechte der Götter ist. Genügsam hält sich ewig in ihrer sichern Grenze die Natur; die Pflanze bleibt der Mutter Erde treu, der Vogel baut im dunkeln Strauche sein Haus und nimmt die Beere, die er gibt; genügsam ist die Natur, und ihres Lebens Einfalt verliert sich nie, denn sie erhebt sich nie in ihren Forderungen über ihre Armut. Genügsam ist der mangellose Geist, in seiner ewigen Fülle, und in dem Vollkommenen ist kein Wechsel. Der Mensch ist nie genügsam. Denn er begehrt den Reichtum einer Gottheit, und seine Kost ist die Armut der

Natur. — Verdamme nicht, wenn in dem Sinnenlande das unbefriedigte Gemüt von einem zum andern eilt, es hofft Unendliches zu finden: durch die Dornen irrt der Bach; er sucht den Vater Ozean. Wenn sein vergessen, des Menschen Geist über seine Grenze sich verliert, ins Labyrinth des Unerkennbaren, und vermessen seiner Endlichkeit sich überhebt, verdamme nicht! Er dürstet nach Vollendung. Es rollten nicht über ihr Gestade die regellosen Ströme, würden sie nicht von den Fluten des Himmels geschwellt."

Der schöne Knabe, der indes im Garten sich beschäftigt hatte, kam und bracht' uns Blumen, erzählt' uns auch manches, und wies uns das goldne Feuer über den Gebirgen. Es war schon Abend geworden. Ich nahm die freundliche Herberge mit Dank an. Das Leben ist nicht so reich, daß wir ein reines Wesen, wie der Mann war, den ich gefunden hatte, so schnell verlassen könnten.

Zweites Kapitel

Noch denk ich gerne des Morgens, der uns jetzt umfing und wie sein Zauber uns verjüngte. Doch fand ich nie ein treues Bild für meine goldnen Stunden, um andern zu verkünden, was ich genoß. Die Natur gab ihren Mutterpfennigen ein ungangbares Gepräge, damit wir sie nicht, wie Scheidemünze, verschleudern sollten. Auch mir war sie lange fremd gewesen, diese Ruhe und Regsamkeit, wo alle Kräfte ineinander spielen, wie die stillen Farben am Bogen des Friedens.

Es war ein heiterer blauer Apriltag. Wir setzten uns in den Sonnenschein, auf den Balkon; es säuselten

um uns die Zweige, und durch die sonntägliche Stille tönte ferner Türme Geläut und gegenüber das Spiel der Orgel vom Hügel der Kapelle.

„Du machtest mich begierig", fing ich endlich an, „auf die Geschichte deines jugendlichen Lebens." — „Ich bin auch jetzt gerade gestimmt," unterbrach er mich freundlich, „die wunderbaren unschuldigen Gestalten erscheinen zu lassen, auch die wildern. Du bleibst so lange bei mir, bis ich zu Ende bin. Ich gestehe dir, ich mußte mich lange von ihnen ferne halten um deswillen, was ich verlor, ich mußte mich hüten vor den Freuden und Schmerzen der Erinnerung, ich war wie eine kranke Pflanze, die Sonne nicht ertragen kann."

. . . . . .

Drittes Kapitel

. . . . . .

„tum der Heroen, unter den Augen der Miltiade und Aristide, beim Wettgesange der edeln Dichter und im Kampfspiel, wo der Lorbeer winkte! und deine Gespielen — du hättest sie gewiß recht lieb gewonnen, die starken bildsamen Jünglinge! ihr hättet euch in eures Herzens Fröhlichkeit eure Geheimnisse vertraut, wie es euch schmerze, noch nichts getan zu haben, wie ihr oft in der Stille über euch trauertet vor dem Bilde eines Helden, wie ihr nicht lassen könntet von der Liebe zum Lorbeer, und euch oft berauschtet im Gedanken der Unsterblichkeit, ihr hättet euch gefreut, daß es einem ergehe wie dem andern und kühn geschworen, des Herzens Triebe Genüge zu tun. — Nun ist es freilich anders, gutes Herz!

Du siehest vor dir, wie es ist. Aber laß dich das nicht irren! — Siehe das Licht des Himmels an! Bedarf es fremden Feuers, um zu leuchten und zu wärmen? Bedarf es eines Dankes, um wohl zu tun? Und wenn sich die Erde mit Dünsten umwölkt und seine reinen Strahlen nicht aufnimmt, in ihr Inneres, leuchtet es minder, wie sonst? So sei auch du! Denk und tue, wie du sollst, und siehe nicht um dich! Und wenn der kleinen Menschen kleiner Tadel in deinem sichern Gange dir nachtönt, so denke dir recht lebendig, wie der arme Perser den ungehorsamen Ozean peitschte! — Es ist dein liebster Gedanke zu werden, wie die Herrlichen, die einst waren. Erhalt ihn! werde nicht mutlos!

Gib dich nie auf halbem Wege zufrieden! Verweile nicht an Armseligkeiten! Sei still und harre, bis deine Zeit kommt! Lebe in Gemeinschaft mit deinen Heroen! Du findest ihresgleichen schwerlich so bald unter den Lebendigen. Bewahre dich, junge Seele! Du gehörst einer andern Welt. Befasse dich nicht zu viel mit dieser, bis deine Zeit kommt und du unter ihr wirkst. Nähre dein Herz mit der Geschichte besserer Tage, suche nichts unter den jetzigen! Das erwäge, was sie dir geben, ist, wenigstens jetzt, nicht für dich. — Denke meiner Worte, Lieber! wenn ich ferne bin. Ich muß dich bald verlassen. Wer weiß? es könnten die letzten Worte sein, die ich dir sagte! Wenn ich sterbe, so sterb ich mit der Hoffnung, daß mein bestes Leben fortdaure in dir und denen, die du einst bildest. Daß sie wieder in anderen pflanzen, was in ihnen reifte durch dich. Und was sprech ich von mir? Stehet ihr wieder auf im Geiste meines Lieblings, ihr Herrlichen, die ihr schlaft unter

den Trümmern des gefallenen Griechenlands! Verjüngt euch wieder in ihm, ihr alten Tugenden von Athen und Sparta! O kehret wieder, goldne Tage, Tage der Wahrheit und der Schönheit, kehret wieder in ihm!" — Er sah, daß ich zu tief erschüttert war, um noch zu hören, auch ihm mochte zu viel sich aufdrängen, um es der jungen Seele deutlicher mitzuteilen. Er umschlang mich schweigend, innigst bewegt, ich barg in seinen Armen meine Seufzer und meine heftigen Tränen. Wir fuhren zurück nach Tina, und wie ich ihn des andern Tags besuchen wollte, war er fort.

Viertes Kapitel

Ich trauerte lang um meinen Freund. Im Innersten betrübt, dacht' ich oft, wenn ich an seinem Hause vorüberging, wie er vormals dagestanden wäre am Fenster und mir entgegengewinkt hätte, wenn ich die Straße heraufgekommen wäre; und wenn die Türe offen stand, sah ich wehmütig hinein in den dunkeln Vorsaal und hörte seine Stimme wieder, wie er mir die Treppe herunter nachrief: „Schlaf wohl, lieber Junge!" Wenn das Volk versammelt war und von ungefähr die Farbe seines Mantels mir erschien, erschrak ich, als wär er da, und wenn ich einen Schiffer hörte, wie er von seiner Fahrt sprach und von fremden Menschen, die er gesehn, glaubt' ich immer, es müßt' ihm auch der Herrliche, den ich liebte, bekannt sein; oft wenn ich draußen herumging, weilte mein Blick am Horizont: dort wär er wohl hinausgefahren, dacht' ich, und meine Tränen rannen ins Meer. Der kleinste Laut, den ich von ihm im Herzen

bewahrte, war mir heilig, wie der letzte Wille eines Verstorbenen. Ich folgte ihm fast zu treu. Ich verschloß mich so sehr ich nur konnte vor den Menschen. Neben den Geistern des Altertums fand nur er in meiner Seele Platz. Mein Herz gehörte denen, die ferne waren. Wo ich ging und stand, geleiteten mich die ehrwürdigen Gestalten. Wie Flammen verloren sich in meinem Sinn die Taten aller Zeiten, die ich kannte, ineinander. Nur ein großer Sieg waren für mich die hundertfältigen Siege der Olympiaden. Was durch Jahrhunderte getrennt war, versammelte sich vor meinem jugendlichen Geiste. Ich vergaß mich so ganz über all der Größe, die mich umgab.

So war ich allmählich herangewachsen. Ich fing jetzt an, mich über mich selbst zu befragen. Ich kehrt jetzt oft von den Halbgöttern, denen mein Herz gehörte, auf mich zurück, ich maß und erschrak über mein Nichts. Mein ganzes Wesen raffte sich auf, dem tödlichen Schmerze zu entgehen, der im Gefühle meines Mangels lag. Ich wollt im härtesten Kampfe mir einen Wert erringen. Aber wo sollt' ich? — Ach! ich hätte gerne eine Stunde aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft. Trauernd sah ich jetzt oft in meinen Plutarch, und bittre Tränen rannen mir aufs Blatt. Oft wenn über mir die Gestirne aufgingen, nannt' ich ihre Namen, die Namen der Heroen, die einst auf Erden lebten — „Erbarmt euch meiner, ihr Göttlichen," rief ich, „laßt mich vergessen, was ihr wart, oder tötet mich mit eurer Herrlichkeit, ihr seligen Jünglinge!" — Ich suchte endlich Trost unter den Menschen. Was ich mir selbst nicht geben konnte, dacht' ich unter andern zu finden. Man

hatte mir schon oft gesagt, es würde mir gut sein, wenn ich nicht so sehr einsam lebte. Man würde so leicht exzentrisch in seinen Meinungen bei gänzlicher Zurückgezogenheit. In der Gesellschaft lerne man die Fülle des Guten friedlich unter sich teilen, man lerne, aus sich nicht alles zu machen, aus andern auch nicht, und sich zu begnügen mit dem, was jedem beschieden sei, man lerne Geduld, und das wäre Gewinns genug. Aber ich war damals so gar nicht gestimmt, etwas Verständiges der Art auf mich wirken zu lassen. Ich trat mit ganz andrem Sinn unter die Menschen.

Es ist sonderbar, wie ein jugendlich Gemüt oft in die Kinderspiele des Lebens so viel Gehalt legt. Es war mir unbegreiflich, wie die Menschen so befriedigt zurückkommen könnten von ihren kleinen Festen, wenn nicht seltne Dinge dabei zu finden wären. Wenn ich mir dächte, daß ich dort wohl auch so fröhlich werden könnte, wie sie, wie unendlich viel mußt' ich erwarten!

Auch versprach mir jedes ehrliche Gesicht so viel. Ich habe manchen vergöttert, im ersten Augenblicke, der sich recht sehr begnügte mit seiner Menschlichkeit. Mit Bedauern denk ich daran, wie ich jetzt oft mit all meiner Liebe trachtete, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich oft in einem Worte meine ganze Seele gab, und einen witzigen Spruch dafür zurückbekam, wie bei einem andern ein wenig Gutmütigkeit mich so innig freute, und wie ich mich verstanden glaubte von ihm, bis auch er mitteilte, was ihm am Herzen lag, und ich dann Dinge hörte, woran ich so gar keinen Wert finden konnte, wie ich dastand und huldigte vor prächtigen Sentenzen — ach! wie ich oft glaubte, das Unnennbare zu finden, das

mein werden sollte, dafür, daß ich mich selbst an das Geliebte verlor! — Das arme Wesen dachte, zwei Menschen könnten sich alles sein; dacht' oft wirklich, den heiligen Tausch getroffen zu haben, wo einer des andern Gott sein sollte und machte nun freilich Forderungen, worüber der andre sich wunderte. Er wollte ja nur Kurzweil, nichts so Ernstes!

Einem jungen Manne, Gorgonda Notara nannt er sich, war ich immer gut geblieben. Ich hatte so oft umsonst gehofft, ein Wesen zu finden, wo ich sagen könnte, nun bin ich zufrieden auf ewig! hatte so oft mit Schmerzen mich losgerissen, wo mein Herz so schnell und innig sich angehängt hatte, ich hatte mich durch Dornen gewunden, und sie hatten mit jedem Schritte mich festgehalten, um mich ihren Stachel fühlen zu lassen, ich hatte so oft mich hingedrängt, wo es besser gewesen wäre, auszuweichen, ich war nun froh, doch etwas an ihm zu haben, und wenn ich mich entfernen wollte in meiner Ungenügsamkeit, zog er mich immer wieder an sich. Er war etwas vielseitig, und das kam mir zu statten, gab mir freilich auch oft ein Mißtrauen gegen ihn. Er wußte jedem Dinge einen Wert zu geben; er war äußerst duldsam gegen mich, das tat mir wohl, aber er war es auch gegen andre, die meine Gegenteile waren, und das war mir unbegreiflich. Er bestritt mich oft gerade in meinen liebsten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht; — ich verglich uns, wenn wir so zusammen stritten, oft mit den jungen Lämmern, die sich einander scherzend an die Stirn stießen, als wollten sie sich so das Gefühl ihres Daseins in sich wecken — und, wie es schien, mehr um das Gespräch zu be-

leben, mehr zum Verſuche, was wohl aus dem Für und Wider ſich ergeben möchte, als in ſtrengem Ernſte, und indeſſen er wider mich ſprach, ſchien er doch auch ſeine Freude zu haben an dem ſonderbaren Geſchöpfe, das ſo ungelenkſam und unerſättlich wäre in ſeinen Forderungen, und doch ſo leicht und oft gerade dem Kleinſten ſich hingäbe; ich hätte in meinem Leben noch keinen Menſchen geſehen, meinte er, ich wandelte von jeher unter Geiſtererſcheinungen, und es wäre nur ſchade, daß dieſe verſchwänden, ſobald ich näher käme, aber man müſſe ihm doch gut ſein, dem wunderlichen Phantaſten! —

Einſt ſaßen wir mit andern zuſammen; es war ein alter Bekannter von einer Fahrt zurückgekommen, und wir feierten das fröhliche Wiederſehen. Alle waren inniger wie ſonſt; ich glühte und ſprach ungewöhnlich viel. Ich fühlte wirklich zum erſtenmal die Freude jugendlicher Verbrüderung ganz. „O, man lebt doch nicht umſonſt, ihr Lieben!“ rief ich in meines Herzens Trunkenheit und ſtreckte die Hand aus über dem Tiſche, und jeder bot die ſeinige dar. „Öffne geſchwinde die Fenſter“, rief ich einem, der gegen mir über ſaß, nach einer Weile zu. „Was haſt du, Hyperion?“ fragt ein andrer. „Dort gehn die Dioskuren am Meer herauf“, rief ich freudig. Zufällig ſah ich einen Augenblick darauf in den Spiegel und glaubte drin ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Betroffen blickt ich um mich, und es war mir, als fänden ſich auch auf andern Geſichtern ſolche Spuren. Das war mir ein Dolch ins Herz! Ich glaubte mein Innerſtes verunehrt, meine beſte Freude verlacht, von meinem letzten Freunde mein Herz verſpottet. Ich ſprang auf und eilte fort. Alle

die traurigen Täuschungen, die ich von jeher erfahren, jede Miene, jeder Laut, der mein Herz zurückgestoßen hatte, seit ich unter die Menschen gekommen war mit meinen Hoffnungen, jeder unfreundliche Scherz, womit man sich an meinen kleinen Unaufmerksamkeiten gerächt, jede Mißdeutung, womit man meine unbefangenen innigen Äußerungen lächerlich gemacht, jede Falschheit, womit man, wie mir jetzt schien, meine Liebe und meinen Glauben nachgeäfft hatte, alles, was ich längst verziehen hatte und vergessen, gesellte sich nun zu den unverhofften Entdeckungen, die ich eben gemacht, — ich dachte mir einen um den andern aus dem Zirkel, den ich verlassen hatte, wie er mir wohl seine bitteren Bemerkungen nachschicken werde; der rauhe Seemann stand lebendig vor mir mit seinem Ärger; und gegenüber Notara mit seinen hämischen Entschuldigungen. Jetzt kam ich an dem Hause vorüber, wo der edle Fremdling gewohnt hatte. Du hattest recht, guter Mann! dacht' ich, o du hattest recht! Ich sollte mich nicht zu viel befassen mit dieser Welt, sagtest du. Ach! daß ich dir nicht folgte, mein Schutzgeist! Nun bist du gerächt.

Man belächelt oft den Menschen und findet es ungereimt, wenn oft von einer kleinen Wunde sein Innerstes erkrankt und nur sehr schwer genest. Man würde besser tun, wenn man teilnehmend das Übel zu ergründen suchte. Man würde dann finden, daß auch dem schwächsten Kinde der Sieg sehr leicht wird, wenn ihm ingeheim ein Stärkerer vorarbeitete, und unsre stärksten Feinde sind wir selbst.

Das arme Wesen wollte sich nun zurückflüchten in sich selbst und hatte doch längst sein Selbst verloren.

Ich hatte mich gewöhnt, Ruh und Freude aus fremder Hand zu erwarten und war nun dürftiger geworden als zuvor. Ich war wie ein Bettler, den der Reiche von seiner Türe stieß und der nun heimkehrt in seine Hütte, sich da zu trösten, und nun um so bittrer sein Elend fühlt zwischen den ärmlichen Wänden. Je mehr ich über mir brütete in meiner Einsamkeit, um so öder ward es in mir. Es ist wirklich ein Schmerz ohnegleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Dasein so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbeschreibliche Mutlosigkeit drückte mich. Ich wagt oft das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete. Dabei war ich sehr still und geduldig; hatt oft einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft konnt ich insgeheim von einem kleinen, erkauften Besitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Tale, das mir ein Berg verbarg, Trost erwarten. Mit dem Mute schwanden auch sichtbar meine Kräfte. Ich glaubte wirklich unterzugehn!

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen, der rege Geist war entschlummert; ich fühlte, wie sein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich allmählich verdunkelte. — Freilich, wenn es einmal, wie mir deuchte, den letzten Rest meiner verlornen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir, oder wenn sie von einem Tropfen der Freude getränkt war, die welke, dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach wie ein Begeisterter und

fühlte wohl manchmal auch die Träne der Seligen im Auge, oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt binden in mir; aber je heftiger die schlummernden Kräfte sich aufgerafft hatten, um so müder sanken sie hin; versuche nur nichts mehr, sagt ich mir dann, es ist doch aus mit dir!

Wohl dem, der das Gefühl seines Mangels versteht! wer in ihm den Beruf zu unendlichem Fortschritt erkennt, zu unsterblicher Wirksamkeit, wer im Schmerze der Erniedrigung den kleinen Trost verachten kann, unter den Kleinen groß zu sein, ohne an sich zu verzweifeln und den Glauben an die Götterkraft des Geistes aufzugeben, wer sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, wenn es überall eine Leere findet, und das wenige, was es geben kann, verschmäht fühlt! — Wohl manches jugendliche Gemüt trauert, wie ich einst trauerte, im Gefühle menschlicher Armut, und je trefflicher die Natur, desto größer die Gefahr, daß es verschmachte im Lande der Dürftigkeit. Mir ist er heilig, dieser Schmerz, so wahr michs freuet, wenn mir ein freundlich Auge begegnet! Aber sagen möcht' ich der Seele, die mir ihn klagte, daß sie nur darum ihr Paradies verloren hätte, damit sie ein Paradies erschaffe, doch werde dies mit nichten am siebenten Tage vollendet sein, denn der Ruhetag der Geister würd' ihr Tod sein, sagen würd' ich ihr, daß sie, um ihres Adels willen nicht einzig fremder Hilfe vertrauen soll, die treuste Pflege müsse den zugrunde richten, der müßig von ihr allein sein

Heil erwarte, in brüderlichem Zusammenwirken bestehe das Beste, doch sei es auch herrlich, allein zu stehn und sich hindurchzuarbeiten durch die Nacht, wenn es an Kampfgenossen gebreche.

Mich hatte nun der Frühling überrascht in meiner Finsternis. Ich hatt' ihn wohl zuweilen von ferne gefühlt, wenn die toten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Das junge Grün hatte mich oft wunderbar belebt auf Augenblicke, und manchmal, wenn das freundliche Morgenlicht mich weckte, hatte die Ahnung, daß es wohl noch besser werden könnte, mein hilflos Herz erfreut. Aber das war vorübergegangen, wie der Schatten einer Geliebten.

Ich hatte mich häuslicher Geschäfte wegen einige Wochen in einem andern Teile der Insel aufgehalten und kehrte nun zurück nach San Nicolo.

Er war jetzt da in meinen Hainen, der holde Frühling, in aller Fülle der Jugend.

Mir war, als sollt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenster und kleidete mich wie zu einem Feste. Auch für mich sollt er wiederkehren, der himmlische Fremdling? Was hofft denn der Arme? Möchten die Toten auferstehen? dacht' ich bei mir selbst. Aber mein Herz ließ sich nicht abweisen. Es ging mir wie den Kindern, die so gerne Zutrauen fassen zu einem heiter farbigen Kleide. Mit jedem Blicke wuchs in mir der Glaube an bessere Tage vor dem fröhlichen Bilde der Natur.

Ich sah, wie alles hinausströmte aufs freundliche Meer von Tina und sein Gestade. Ich ging auch hinaus. Alles verjüngte und begeisterte der süße zau-

berische Frühling. Fast jedes Gesicht war herzlicher, lebendiger. Überall wurde gutmütiger gescherzt, und die sonst mit fremdem Gruße vorübergegangen waren, boten sich jetzt die Hände.

Das fröhliche Volk bestieg die Boote, steuerte hinaus ins Meer und jauchzte von ferne der holden Insel zu, kehrte dann zurück in die Platanenwälder, zu seinen zephyrlichen Tänzen, lagerte sich unter Zelten zum lieblichen Mahle, und pries und freute sich hoch, daß keine sich verirrt hätten in den Labyrinthen des Nonnecatanzes.

Aber mein Herz suchte mehr als das. Das konnte nicht vom Tode retten.

Ich ging fort und streifte herum auf einsamen Hügeln, sah oft hinunter nach der fröhlichen Welt und dachte, warum ich denn darben müßte, wo alles so selig wäre. Doch wollt' ich keinem seine Freude mißgönnen, und hoffte, auch meiner warte vielleicht noch eine gute Stunde. So kehrt' ich zurück.

An Notaras Hause, wo ich vorüberkam, saß seine Mutter, deren Liebling ich war, und um sie ein Zirkel edler Mädchen, die Seide spannen und kindliche Liedchen sangen. „Da kommt der Menschenfeind!" rief die Mutter mir zu. Ich trat näher und dankt' ihr für den freundlichen Gruß. „Du bist gestraft, daß du so lange wegbliebst," fuhr sie lächelnd fort, „etwas Lieberes hat indes in meinem Hause Platz genommen. Man kann dich nun entbehren, du Stolzer!" Ich sah mich um. Da stand sie vor mir, die Herrliche, wie eine Priesterin der Liebe, heilig und hold! — ach! über dem Lächeln voll Ruh und himmlischer Duldsamkeit thronte mit eines

Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und wie Wölkchen ums Morgenlicht wallt im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne.

Ich kann es nicht anders nennen, es war Gefühl der Vollendung, was sie mir gab in diesem Augenblicke; war doch die Nacht und Armut meines Lebens, die ganze dürftige Sterblichkeit mit allem, was sie gibt und nimmt, so dahin, als wäre sie nie gewesen! Oft trauert' ich, daß wir nur dann erst wissen von diesen Momenten der Befreiung, wann sie vorüber sind. Sie wägen Äonen unsers Pflanzenlebens auf, sprach ich oft bei mir selbst, wenn ich ihr Andenken feierte, diese namenlosen Begeisterungen, wo das irdische Leben tot und die Zeit nicht mehr ist, und der entfesselte Geist zum Gotte wird.

Jahre gingen vorüber, Meere trennten mich von ihr, tausendfältig verwandelte sich vor mir die Gestalt der Welt, aber ihr Bild verließ mich nie. Oft wenn ich am heißen Mittag, ermattet von meinen Wanderungen, unter fremdem Himmel ruhte, erschien sie mir, wie in dem trunknen Momente, da ich sie fand, ich preßt' es an mein glühendes Herz, das süße Phantom, ich hörte ihre Stimme, das Lispeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo in ewig stiller Luft die Blüte sich wiegt, wo ohne Zwang die Frucht der Ernte und die süße Traube gedeiht, wo keine Furcht das sichre Land umzäunt, wo man von nichts weiß, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne und seinen heiligen Gestirnen, so stand es offen vor mir, das Heiligtum ihres Herzens und Geistes.

Und später, unter den Bitterkeiten und Mühen des

Lebens, bei stürmischer Fahrt, am Schlachttag, unter namenlosem Unmut, wo er mir auf ewig verschwunden schien, der gute Geist, den ich sonst so gern ahndete, in allem, was lebt, wo ich kalt und stolz mir sagte: Hilf dir selber, es ist kein Gott! ach! da trat oft ihr Schatten vor mich wie ein Engel des Friedens, und besänftigte mein verwildertes Herz mit seiner himmlischen Weisheit.

Jetzt ehr ich als Wahrheit, was mir einst dunkel in ihrem Bilde sich offenbarte. Das Ideal meines ewigen Daseins, ich hab es damals geahndet, als sie vor mir stand in ihrer Grazie und Hoheit, und darum kehr ich auch so gerne zurück zu dieser seligen Stunde, zu dir, Diotima, himmlisches Wesen!

Fünftes Kapitel

Der Abend jenes Tages meiner Tage ist mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das Schönste, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und sein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen umfloß sie das Abendrot, und die zarten goldnen Wölkchen im Äther lächelten herunter wie himmlische Genien, die sich freuten über ihre Schwester auf Erden, wie sie unter uns wandelte in aller Herrlichkeit der Geister, und doch so gut und freundlich war gegen alles, was um sie war.

Alles drängte an sie. Allen schien sich ein Teil ihres Wesens mitzuteilen. Ein freundlicher Ernst, ein zärteres Aufmerken, eine innigere Traulichkeit war unter alle gekommen, und sie wußten nicht, wie ihnen geschah.

Mit Begeisterung erzählte mir die Mutter, indes die

andern um Diotima beschäftigt waren, wie ihr das liebe Mädchen Freude mache mit ihrem stillen nachdenklichen Wesen und ihrer steten Zufriedenheit, wie sie sich scheue vor allem, was einem menschlichen Herzen wehe tun könne, vor allem, was nicht schön und schicklich wäre; auch sehe man es sogleich, wenn etwas durch ihre Hände gegangen wäre, man könne gewiß nicht sagen, ihr Herz hänge an kleinen Dingen, und doch wär es immer, als wäre sie mit ihrer ganzen Seele an der Sache gewesen; ein Gartenbeet gewinne ein ganz andres Ansehn, wenn sie es ordne; es wär ihr auch so leicht nicht abzulernen, das Eigentliche, was einem an den Gewändern gefiele, die sie geschnitten, und den Kränzen, die sie gewunden hätte; — ihr Element seien aber die alten Dichter und Weisen, hierin sei sie ein eignes Wesen, sie sei zwar sehr geheim damit, aber man hätte doch schon bemerkt, daß sie im Herzen das Andenken großer Menschen im alten Griechenlande ungefähr ebenso feire, wie die andern frommen Gemüter das Fest der Panagia und andrer Seligen; auch sonst sei etwas — sie müsse nur sagen — Übermenschliches an ihr. „Hättest du sie gestern gesehen," setzte sie hinzu, „es wäre dir wohl so sonderbar zu Mut gewesen wie mir. Es hatte kaum getagt, als ich hinunter ging in den Garten. Da sah ich, ohne daß sie mich bemerken konnte, das liebe Mädchen an dem heimlichen Plätzchen unter den Platanen, wie sie dastand mit ausgebreiteten Armen, und emporrief: ‚Dir opfr ich mein Herz, ewige Schönheit!' Ich werde den Anblick im Leben nicht vergessen." Sie komme von den Ufern des Pactols, fuhr die Mutter nach einer Weile fort, aus einem einsamen Tale des

Tmolus, wohin ihr Vater, ein Verwandter der Notara, aus Verdruß über sein Volk sich von Smyrna zurückgezogen hätte und ihre Mutter, ehmals die Krone von Jonien, sei seit einem Jahre tot.

Der junge Notara trat jetzt auch noch zu uns, grüßte mich freundlich und fragte, ob ich immer noch zürne, er wisse nicht einmal seine Schuld genau, die Mutter ließ ihn aber nicht weiterreden, zog ihn auf die Seite und flüsterte ihm, herzlich zu mir herüberlächelnd, einige Worte zu, daß ich fast etwas Freudiges vermuten mußte. — Ich bat Notara, mir zu verzeihen.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Staunen. Mein Geist verzehrte sich über der frohen Mühe den ganzen Reichtum zu fassen, der vor ihm sich auftat. — Es fiel mir lange nicht ein, ein Wort zu sprechen, und da es mir einfiel, ließ es meine Verwirrung nicht zu.

Man sprach endlich auch von so manchen Wundern griechischer Freundschaft, von Achill und Patroklus, von der Kohorte der Thebaner, von der Phalanx der Sparter, von Dion und Plato, von all den Liebenden und Geliebten, die auf- und untergingen in der Welt unzertrennlich, wie die brüderlichen Gestirne.

Da wacht' ich auf. „Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme!" rief ich; „freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauschte und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterung der Liebe, Taten und Gesänge und ewige Ge-

danken, ach! wo der ägyptische Priester dem Solon noch vorwarf: ‚Ihr Griechen seid allzeit Jünglinge!‘ — Wir sind so anders geworden. Man lebt bequem und hat daran genug. Der Mensch bedarf des Menschen nicht mehr; er braucht nur Hände und Arme, zu seinem Dienste.“

„So spricht mein Vater auch“, versetzte Diotima, und ihr Auge verweilte ernster an mir.

„Nun kann ichs ihm nicht länger vorenthalten!“ rief die Mutter, „spricht dein Vater auch so, Diotima? Ich glaub es wohl. Wißt ihr auch, ihr guten Kinder, daß ihr aus einer Quelle geschöpft habt? Der fremde Mann, Hyperion, mit dem ich so oft dich lustwandeln sah, und dich an manches Steinchen stoßen, weil du kein Auge von ihm wandtest, dem du so oft nachweintest am Meer draußen, als er fort war, wie du mir selbst gestandst, der ist Diotimas Vater.“

„Tausend Herzensgrüße von ihm!“ rief Diotima freudig, — „ich hab auch etwas mitgebracht; die böse Mutter hätt es wohl eher sagen können“, setzte sie lächelnd hinzu, und eilte hinein ins Haus.

„O ihr Lieben!“ rief ich außer mir vor Freude, und faßte die Hände Notaras und seiner Mutter. „Nun seh ich erst, wie herzlich gut du dem Manne bist“, versetzte die Mutter. „Jawohl bin ich ihm herzlich gut“, erwidert ich etwas betroffen, denn ich fühlte wohl, daß meine Freude nicht ihm allein galt.

Jetzt kam Diotima zurück, und brachte mir zwei goldne Münzen. Auf einer stand Minerva mit der Ägide, und warf die Lanze, und eine Palme sproßte zu ihren Füßen; die andre mit dem Apollonskopfe gab mir

Diotima mit dem Zusatze, ich möchte dabei an Delos und an den Cynthus denken.

Sie erzählte mir noch viel von ihrem Vater, und wie er oft von mir gesprochen habe; wir sprachen auch noch manches im allgemeinen.

Wie ich sie da verstand! und wie sie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine Welt von Gedanken in mir hervorrief! Sie war wirklich ein Triumph des jugendlichen Geistes, die stille Vereinigung unsers Denkens und Dichtens, und ich erfuhr zum erstenmale ganz, wie die Freude begeistern kann.

„Kinder! es wird spät!“ fiel endlich die Mutter ein, „und Hyperion kann uns immer Dank sagen für diesen Abend. Leer ist er nicht ausgegangen.“

Wir gingen hinein. Ich stürzte fort in rasender Freude, schalt und lachte über den Kleinmut meines Herzens in den vergangenen Tagen und der stolze Knabe konnte gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, so ein ärmlich Wesen zu sein.

Wunderbar war mirs zu Mut, als ich in mein Zimmer trat. Es war mir alles so fremd geworden. Jedes Geräte schien mir etwas Trauriges an sich zu haben und ich war doch so selig. „Auch ihr mußtet es entgelten, ihr Armen!“ sagt ich vor mich hin in meines Herzens Trunkenheit, als ich vor die offnen Fenster trat, und meine verwilderten und halbverwelkten Blumen sah, nahm das Wassergefäß und begoß sie lächelnd. Ich brachte die Nacht unter dem Fenster zu. Es waren zauberische Stunden. Aus goldnen Träumen, wo an ein Wörtchen von ihr meine ganze Seele sich hing, um es hundertfach zu deuten, und über ihrem Bilde mir

jedes Dasein schwand, weckte mich das Wehen der Nachtluft um meine glühende Wange; die stille Natur schien mir das Fest meines Herzens mitzufeiern; die Sterne blickten freundlicher durch die Zweige; lieblicher duftete der Odem der Blüten. Ich schlummerte endlich stehend ein, süß berauscht wie von holden Melodien eingewiegt. Bald spielte, wie eines Freundes warme Hand, das kommende Tageslicht um meine Stirne, und ich lächelt empor.

Es war ein seliger Morgengruß, den jetzt mein Herz dem Himmel und der schönen Erde brachte. Himmel und Erde schienen mir neugeboren, wie ich es war.

Ich ging hinaus zu meinen alten Lieblingsplätzen. Die längst vergangnen Stunden, die Stunden des Erwachens, wo der Knabe dasaß in dunklem Sehnen und nicht wußte, was es war, als die Fittiche der jungen Seele sich regten, wo zum erstenmale tiefer atmend die Brust sich hob, und das Auge nun nicht mehr so gerne verweilte an dem, was nahe war, und lieber nach der blauen geheimnisvollen Ferne sich richtete, die ahndungsvollen Stunden des Erwachens dämmerten wieder auf in mir. Damals dacht' ich, weissagtest du dir diesen Frühling! O damals sahst du hinaus in die bessre Welt, die dich jetzt umgibt.

Ich dünkte mir nun so reich und stark. Mein Innerstes war so befriedigt. Es gab für mich in der Welt nichts Feindliches mehr. Meine Insel hatt ich nun auch recht lieb gewonnen. Mit innigem Wohlgefallen sah ich hinab auf ihre grünen Ufer, wie die Wellchen unschädlich um die Myrtengebüsche spielten und wie das friedliche San Nicolo mit seinen Blütenwäldern aus dem Morgendufte

sein rötlich Haupt erhub, und die Fenster an Notaras Hause glühten, und der Rauch aufstieg von seinem Herde; bald sah ich, wie die Türe sich öffnete, die in den Garten führte, und Diotima die Marmortreppen hinunterging; ich erkannte sie an der hohen schlanken Gestalt und dem purpurnen Oberkleide, das um den weißen Leibrock flog. Wie mein Auge an diesen Farben sich weidete! Es ist nichts, was sich nicht in der Nähe eines solchen Geschöpfs beseelte für einen Sinn, wie der meinige war. Nach einer Weile . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Notara begleitete sie, und die Mutter war im Hause beschäftiget. Diotima ging allein umher unter den Blumen. Es schien ihr etwas widerfahren zu sein. Der Schmerz auf ihren Lippen ging mir durch die Seele, so mild er schien. Wir gingen eine Weile schweigend auf und nieder; meine Besorgnis, meine Bestürzung wuchs mit jedem Blicke nach ihr; und ich konnte doch nicht fragen, nicht trösten und helfen.

„Mich verfolgt ein bittrer Gedanke," rief sie endlich, „ich wag es kaum, ihn zu sagen, und kann doch von ihm nicht ablassen. Schon manchmal hat er sich mir aufgedrungen, auch heute wieder. Ist es denn wahr — je mehr Menschen, je weniger Freude?" — „O wie oft ich das fühlen mußte," rief ich, „wie oft — es ist unbegreiflich, wie man des Zusammenlaufens nicht müde wird!" — „Als wüßtest du nicht," erwiderte Diotima, „daß der bunteste Wechsel diesen Menschen das Beste

dünkt, und dieſen finden ſie doch untereinander.“ — „Ihr bunter uneiniger Wechſel,“ fuhr ich fort, „der iſt gerade die wahre Geſtalt des Übels; ich mag es nicht nachempfinden, wie er mich oft verwirrte, und verzerrte, wie in dem Kriege, den man unter der Larve des Friedens führt, wo man immer das, woran das eigne Herz hängt, vor fremden Pfeilen ſichern, wo man ſo ängſtlich jede unſchuldige Blöße verhüllen muß, wo der andre bei aller Ruh und Freundlichkeit, die er zeigt, doch mißtrauiſch jede Bewegung belauert, ob ſie nicht für Feindesanfall gelte, wie in dieſem kleinen ſchlechten Kriege die Kräfte ſo heillos zugrunde gehn; nein! es iſt eine unerhörte Ungereimheit! Sie bieten allem auf, um zuſammen zu ſein, und dann, wenn ſie zuſammen ſind, ſtrengen ſie mit aller erdenklichen Mühe ſich an, um einſam zu ſein im eigentlichen Sinn, ſie öffnen die Türe und verſchließen ihr Herz — dem Himmel ſei Dank, daß ich los bin!“

„Das betrübt mich eben, daß es rätlicher ſcheint, für ſich zu leben,“ fuhr Diotima fort; „ich trage ein Bild der Geſelligkeit in der Seele; guter Gott! wie viel ſchöner iſts nach dieſem Bild, zuſammen zu ſein, als einſam! Wenn man nur ſolcher Dinge ſich freute, denk ich oft, nur ſolcher, die jedem Menſchenherzen lieb und teuer ſind, wenn das Heilige, das in allen iſt, ſich mitteilte durch Rede und Bild und Geſang, wenn in einer Wahrheit ſich alle Gemüter vereinigten, in einer Schönheit ſich alle wieder erkennten, ach! wenn man ſo Hand in Hand hinaneilte in die Arme des Unendlichen —“

„O Diotima!“ rief ich, „wenn ich wüßte, wo ſie wäre, dieſe göttliche Gemeinde, noch heute wollt' ich den

Wanderstab ergreifen, mit Adlerseile wollt' ich mich flüchten in die Heimat unsers Herzens!"

„Oft leb ich unter ihr im Geiste," fuhr Diotima fort, „und mir ist, als wär ich ferne in einer andern Welt, und ich entbehre der gegenwärtigen so leicht; — wir singen andre Lieder, wir feiern neue Feste, die Feste der Heiligen in allen Zeiten und Orten der Heroen des Morgen- und Abendlands; da wählt jedes einen aus, der seinem Herzen, seinem Leben am nächsten ist, und nennt ihn, und der herrliche Tote tritt mitten unter uns in der Glorie seiner Taten, auch wer, geschäftig am stillen Herde, mit reinem Sinne das Seine tat, wird nie von uns vergessen, und Kronen blühn für jede Tugend; und wenn auf unsern Wiesen die goldne Blume glänzt, in seiner bläulichen Blüte das Ährenfeld uns umrauscht, und am heißen Berge die Traube schwillt, dann freun wir uns der lieben Erde, daß sie noch immer ihr friedlich schönes Leben lebt, und die sie bauen, singen von ihr, wie von einer freundlichen Gespielin; auch sie lieben wir alle, die Ewigjugendliche, die Mutter des Frühlings, willkommen herrliche Schwester! rufen wir aus der Fülle unsers Herzens, wenn sie heraufkommt zu unsern Freuden, die Geliebte, die Sonne des Himmels; doch ists nicht möglich ihrer allein zu denken! Der Äther, der uns umfängt, ist er nicht das Ebenbild unsers Geistes, der reine, unsterbliche? und der Geist des Wassers, wenn er unsern Jünglingen in der heiligen Woge begegnet, spielt er nicht die Melodie ihres Herzens? Er ist ja wohl eines Festes wert, der selige Friede, mit allem, was da ist! — Den einen, dem wir huldigen, nennen wir nicht; ob er gleich uns nah ist, wie wir uns

selbst sind, wir sprechen ihn nicht aus. Ihn feiert kein Tag; kein Tempel ist ihm angemessen; der Einklang unserer Geister, und ihr unendlich Wachstum feiert ihn allein."

Es ist unmöglich, die Begeisterung des heiligen Mädchens nachzusprechen. „O schone dich, Diotima, schone dich und mich," rief ich endlich, da sie mit so grenzenloser Liebe sich in ihre bessere Welt verlor, „wer will es aushalten, nach solchen Stunden, in der Armseligkeit, in die man zurück muß? Aber du bist glücklich, du fühlst die Gegenwart nur selten, hast sie nie gefühlt, wie ich es mußte." — „Ach! sie sind doch Menschen," fuhr Diotima fort, „die Armen, die sich vor uns müde ringen und abkümmern, ohne daß sie wissen worüber? weil ihnen das Eine, was not ist, nicht erscheint, da möchte man so gerne helfen." — „Wie gerne", rief ich, „möcht' ich es ihnen gönnen, daß sie lebten wie du!" —

„Guter Hyperion!" unterbrach sie mich mit ihrer stillen Herzlichkeit, und ihr großes Auge glänzte von freundlichen Tränen. Mir ging ein Himmel auf in diesen Worten. Es war mir ohnedies schon lange eine Qual gewesen, so ruhig vor ihr zu bleiben. „O Schwester meines Herzens!" rief ich, „mir hast du den Frieden gegeben! Erhalt ihn mir um dieser Stunde willen! ich lebe dein Leben durch dich — o deinen Himmel, Diotima," fuhr ich fort, da sie mich unterbrechen wollte, „ich hab ihn umsonst gesucht auf dem dürren Felde des Lebens, ich war so lange ohne Heimat; ach! es war die Nacht vor dem erfreulichen Tage; ich seh es nun, wir sterben nur, um neu zu leben, ich war

hingewelkt vor der Zeit, nun kommt mir ein ewiger Frühling, ich fühl es, hier ist unsterbliche Jugend, hier wo du bist!" — „Stille, stille, jugendlicher Geist", rief Diotima.

Ich war, indes sie es sprach, selbst über mich erschrocken. Es schwebte mir noch manches warme Wort auf der Zunge; ich verschwieg es, aber bei jedem ward ich bestürzter. Ich war stille, aber ich fühlte nur um so brennender, wie ich an ihr hing. Sonst war ich ruhiger von ihr gegangen als heute. Ich wollte noch an demselben Abend zurück, aus mancherlei Gründen, die ich mir einredete, aber ich hatte kaum drei Schritte gewagt, so verwies ich es mir. Mit quälender Ungeduld erwartet' ich den andern Tag. Tausend Dinge wollt' ich ihr sagen. Ich stand im Geiste vor ihr, faßte ihre Hände zum erstenmale und drückte sie so mit Zittern an meine Stirne. Wenn Diotima nicht wäre, dacht ich, und es war mir als fühlt ich Zernichtung.

Ich erschrak über diese Heftigkeit; ich hielt mir die schönen Tage vor, wo ich freier und stiller um Diotima lebte, ich suchte ihre zarten Melodien in mein Herz zurückzurufen, aber die Unruhe blieb, ich ward nur um so verwirrter, je mehr ich mein unbändiges Herz mit Vorstellungen plagte. — Es war mir unerklärlich, daß ich gerade heute so sein sollte.

Ich wußte mir nicht zu helfen, wie ich des andern Tages vor sie trat. Sie schien mir so fremd, so unbekümmert um mich. Sie war auch meist abwesend mit der Mutter, bei häuslichen Geschäften. Sie wollten mit Diotima die Insel ein wenig durchwandern, sagte mir die Mutter, es würde dem lieben Mädchen doch

Freude machen das schöne Land zu sehn, und so hätte sie jetzt noch manches zu besorgen, weil sie einige Tage ausbleiben würden.

Es war gut, daß sie meine Antwort nicht abwartete und wieder hinauseilte. So schnell hätt' ich ihr nichts darauf zu sagen gewußt.

„Und morgen schon wird die Reise vor sich gehn?" fragt' ich die Mutter, als sie wieder hereintrat, „wohl auch frühe?"

„Vor Tagesanbruch!" versetzte sie; „wir wollen möglichst in der Kühle reisen." — „Die Seeluft mildert zwar die Hitze ziemlich," erwidert' ich, „doch ist der Morgen freilich lieblicher. Und wann werdet ihr zurückkommen?"

In sechs Tagen würden die Ältesten gewählt, versetzte sie, da möchte sie doch wieder in San Nicolo sein. Es wäre schön, wenn ich entgegenkäme.

Wie doch das unerfahrne Herz so klug ist, wenn es liebt! Beredsamkeit war sicher meine Tugend nie gewesen, und heut am wenigsten. Jetzt da Diotima wieder gegenwärtig war, konnt ich gar kein Ende finden in meinen Schilderungen von dem Wege, den sie zu machen gedachte. In meinem Leben malt' ich nie lebendiger. Nicht eine der lieblichen und großen Stellen ließ ich unbemerkt, die sie unterwegs finden würde. Alles Erfreuliche, was ihr begegnen konnte, sucht' ich an mich anzuknüpfen. Bei jedem Reize der herrlichen Insel sollte Diotima mein gedenken. — Ich hatte keine Ruhe die Nacht über. Die Sterne leuchteten noch am Himmel, als ich hinausging. Ich lagerte mich unter dunkeln Platanen an einem Hügel, der nicht sehr ferne von

der Straße lag. Mancherlei bewegte sich mir in der Seele. Auch meine trüben Tage, ehe ich Diotima gefunden hatte, erschienen mir wieder. Der Mensch kann manches tragen, dacht' ich. Die Freude gehet über ihm auf und unter. Aber er wandert doch auch in der Nacht seinen Weg so hin. Ist er nun einmal vertraut damit geworden, so wird ihm auch das Unerträgliche leidlich. Nur muß er nicht zurücksehn auf das, was er verlor. Ein Tropfen aus der Schale der Vergessenheit, das ist alles, was er bedarf! Ich hatte einige Tage zuvor einen alten Schiffer gesprochen, der im Gefechte mit den Korsaren den rechten Arm verloren hatte, auch sonst zur Fahrt zu schwach geworden war. Der hatte mir erzählt, wie er anfangs jedesmal hinausgegangen sei an den Hafen, wenn ein Schiff ausgelaufen sei oder wiedergekommen, wie er sich immer da der alten Zeiten erinnert habe, wo ihm der Vater noch seinen Segen mitgegeben hätte auf die Fahrt, und wie er dann mit klopfendem Herzen hinausgewandert wäre aufs herrliche Meer, wie ihm ein frischer Trunk am Brunnen das Herz erfreuet hätte bei einer Landung, oder der blaue Himmel nach einer stürmischen Nacht, und dann bei glücklicher Rückkunft die Freude seines Alten — das wär ihm immer eingefallen, wenn er draußen am Hafen hätte Schiffe gehn und kommen gesehn, und ihm hätte oft vor Sehnsucht das Herz geblutet, und er hätte oft geweint in seinen alten Tagen, wie ein Kind, wenn er wieder in seine Hütte geschlichen wäre mit seinem einen Arme, aber seitdem ihn seine Füße nicht mehr tragen wollten und er nicht mehr ans Meer hinauskäme, und nicht mehr so oft seiner Jugend gedächte, trag er sein

Schicksal geduldiger. So ist der Mensch, dacht' ich, ist nur erst die Freude recht ferne, so hält er dem Kummer stiller und hilft sich, so gut er kann.

Der erwachende Morgen weckte mich aus meinen Gedanken. Es schien mir sonderbar, daß ich darauf gekommen war.

Jetzt sah ich unten auf der Straße die lieben Reisenden herankommen. Ich raffte schnell mich auf und wollte hinab. Aber ich dachte, es möchte doch wohl auffallen, und so blieb ich. Ich hörte, wie sie sangen. Siehst du, wie entbehrlich du bei ihrer Freude bist, sagt ich mir, und mir war es doch, als könnt' ich eher die Luft, die ich atmete, vermissen, als Diotima. Nun war mir der Gesang allmählich verhallt, auch die dunkeln Gestalten, die mein Auge, so lang es konnte, verschlang, waren verschwunden. Ich lauschte noch eine Weile und blickte da hinaus, wo ich sie verloren hatte, aber ich hörte nur das tropfende Wasser in den Ritzen des Hügels; kein menschliches Geschöpf zeigte sich in der ganzen Strecke, wohin ich sah. „Lebe wohl, Diotima! Herrliche! Gute!" rief ich endlich und kehrte nach Hause.

Ich geleitete sie im Geiste; ich belauschte ihr Auge, wie es hinaussah in die schöne Welt; jetzt ist sie wohl in dem Tale, dacht' ich, wo die lieblichen Gruppen von Ulmen und Pappeln stehn, wovon du ihr sagtest; da denkt sie vielleicht, du hättest nicht uneben geweissagt, und sagt den andern, sie möchte dir wohl gönnen, daß du auch da wärst und deine Freude hättest. — Aber entbehren kann sie dich doch gar leicht! Du siehst es ja! Das dacht' ich auch, doch zürnt' ich mir dabei und schlug mirs aus dem Sinn, weil es klein und eigen-

nützig wäre, daß ich wünschen könnte, sie sollte nicht fröhlich sein, wann ich gerade mich nicht freuen könnte.

Mit meiner ganzen Liebe hing ich an der Stunde, wo ich sie wieder sehen sollte. Es war ein fröhliches Gewebe von Hoffnungen, womit ich das Herz mir schweigte, und war ich damit zu Ende, so löst' ichs wieder auf, es lieblicher zu erneuern.

Mit süßem Zauber wehten mir, wie Boten der Holden, die Lüfte des Himmels vom Tal entgegen, wo ich ihrer wartete. Blütenflocken umtanzten mich, und Nachtigallen schlugen unter den Rosen am Wege. Sonst war es stille ringsumher; ich konnte jeden Laut vernehmen, der von ferne kam. Jetzt wanderte mir ein freundlicher Pilger vorüber. Ob er nicht auf seinem Wege Reisenden begegnet wäre, fragt' ich ihn. Er hätte Reisende gesehn in einem Haine, erwiderte der Pilger, sie hätten dort sich vor dem Mittagsstrahle unter die Ulmen geflüchtet; ein holdes Mädchen hätte Namen in die Bäume geschnitten. Ich wünscht ihm herzlich für seine frohen Worte frohe Wandertage und eilte fort. Jetzt, wo das Tal sich öffnete, sah ich hinaus; da kamen sie!

Diotima warf den Schleier zurück und eilt' und lächelte mir entgegen, und ich flog hinan. Da bot sie traulich mir die Hand; ich mußt ihr geschwind erzählen, wie ich jeden Tag indes gelebt; ich sagt' ihr, daß ich früh am Tage, wo sie abgereist, den Hügel bei San Nicolo besucht und sie von da gesehen hätt' und gehört, daß ich indes ihre Harfe gestimmt und den Gesang gelernt, den sie am Abend, da ich sie zum erstenmal begrüßte, gesungen hätte, daß ich oft nach ihren liebsten Blumen in Notaras Garten gesehn und ihrer gepflegt;

auch hätt' ich aus dem seltnen Buche, das ein Fremder mir geliehn, die Blätter für sie abgeschrieben, die am meisten sie vergnügten — „So warst du ja recht fleißig," sagte Diotima, fuhr dann fort, wie sie meinen Sinn geahndet hätte in jeder Stelle der Insel, die ich ihr beschrieben, wie man so ganz zusammentreffen könne in einem Urteil, einer Freude, grade da, wo die andern so selten einig wären; man hätt' auch einmal von Delos gesprochen, da hätte sie den Knaben Hyperion vor sich gesehn, wie er mit ihrem Vater so fromm umhergegangen wäre unter den heiligen Ruinen, wie er staunend oben auf dem Cynthus gestanden, und schweigend mit dem Auge nur gefragt; sie hätte dann so herzlich gewünscht, daß sie damals auch mit uns umhergewandert wäre; sie wäre zwar ein unverständig Kind gewesen, doch hätte sie gewiß auch etwas geahndet, weil der Vater so ernst gewesen wäre, und der kleine Gespiele — so und anders dacht ich mir Diotimas Empfang, und war selig in meinen kindischen Träumen.

Sechstes Kapitel

Es wäre gut, wenn die Hoffnung etwas seltner wäre im Gemüte des Menschen. Er waffnete sich dann zu rechter Zeit gegen die Zukunft.

Der Abend war nun wirklich da, wo ich sie wiedersehen sollte. Ich war auch kaum hinausgegangen, so ward ich die Reisenden in einiger Entfernung gewahr. Diotima grüßte mich auch freundlich, aber die Diotima, von der ich geträumt hatte, war sie doch nicht. Ihr reiner, immertätiger Geist äußerte sich gegen mich wie

zuvor; aber es ward mir schwerer als sonst auf sie zu merken; ich war zerstreut und hörte oft Augenblicke lang kein Wort von allem, was sie sprach, und wenn ich lauschte, so war es, weil das arme Wesen trachtete, für seine sterblichen Wünsche ein erfreulich Wörtchen zu erhaschen. Oft, wenn sie während ihrer Rede meinen Namen nannte, war ich plötzlich mit meiner ganzen Seele gegenwärtig; aber mit Schmerzen fühlt ich bald, daß ihr Geist nur einen Augenblick mir nahe gewesen war.

Ich ahndete nun allmählich trübe Tage. Es war jetzt oft, als warnte mich etwas, als ging ich nicht auf rechtem Wege. Sie war das einzige, woran mein Leben sich erhielt, mein Herz hatte sich nach und nach so gewöhnt, daß auch nicht der Schatten in mir war von einer Hoffnung, die ohne sie bestanden wäre, und sie schien sich doch mit jedem Tage mehr von mir zu entfernen. Ich fühlte den sterbenden Frühling meines Herzens. Der milde Himmel, der es umfangen hatte und genährt, die stille Seligkeit, die ich gefunden hatte im sorglosen Anschauen der Grazie und Hoheit dieses seltnen Wesens, verschwand mit jedem Tage merklicher. Mit Todesangst konnt' ich jetzt jede Miene und jeden Laut von ihr befragen, ob sie mich verlassen würde; ihr Auge mochte gen Himmel sich wenden oder zur Erde, ich folgt' ihm, als wollte mir mein Leben entfliehn. Ich muß es nur geradezu sagen, ich war oft ärgerlich über alles Gute und Wahre, wovon sie sprach, weil sie mich drüber zu vergessen schien. O es ist mir sehr begreiflich geworden, wie der Mensch dahin geraten kann, daß er das Beste, was wir haben, das edle freie Leben des

Geistes, zu morden strebt in dem Wesen, woran sein Herz hängt. Es geht mir durch die Seele, wenn ich mir die guten Kinder denke, die sich das Mein! und Dein! so unbedingt, mit solcher Entzückung sagen. Der Mißverstand ist so leicht. Und weh ihnen, wenn sie sich mißverstehn!

Solang ich bei ihr war und ihr begeisterndes Wesen mich emporhub über alle Armut der Menschen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünsche meines dürftigen Herzens. Aber das dauerte nicht lange. Sowie ich zu mir selbst kam, begann auch wieder meine Not, und je höher und heller ihr Geist über mir leuchtete, um so brennender fühlt' ich meinen Jammer. Aber tief in mein Innerstes begrub ich ihn. Es ging mir, wie den Menschen, denen die Flamme ihre Kammern verzehrt, und die nicht um Hilfe rufen mögen, aus Scham und Scheue vor andern. Keine Stelle war mir sicher genug, um mich der Klage meines Herzens zu entlasten. Ich erinnere mich nicht eines Worts, das ich über meinen Gram gesprochen hätte. Ich sah auch nicht, was es mir fruchten könnte, irgend ein Wesen um Hilfe anzusprechen; ich hatte ja schon einmal Trost in der Welt gesucht und war ärmer zurückgekommen.

Ich verzehrte mich in verworrenem gewaltsamem Ringen nach ihr, und mein Wesen mattete sich um so schrecklicher ab, je mehr ich meine glühenden Wünsche verbarg.

So kam ich eines Tags zu Diotima. Ich war nicht lange da, so fing sie an: es hätte jemand einen Dank von ihr zu fordern, es wär ihr gestern eingefallen, daß sie ihrer Harfe so ganz vergäße, sie hätte sie hervor-

geholt, ihren Mißklang so gut sie könnte zu mildern und sie ganz wohllautend gefunden.

Der Himmel weiß, wie viel ich mir unter dem versprochenen Danke dachte.

Ich hätte sie gestimmt, rief ich, und wußte mir kaum zu helfen in meiner Freude, ich hätte nichts Besseres zu tun gewußt für meine Freundin, solange sie verreist gewesen wäre. Auch fiele mir eben ein, daß ich damals einiges für sie abgeschrieben hätte; ich wüßte nicht, wie es gekommen wäre, daß ich nicht eher daran gedacht hätte — ich lief sogleich fort, die Papiere zu holen; ich konnte kaum sie finden in meiner freudigen Eile: „O, einen Dank von dir, herrliches Wesen!“ rief ich, und segnete mit Tränen meine Schmerzenstage, um meiner neuen Hoffnung willen!

Sie bat mich, wie ich zurück war, ihr das Geschriebne vorzulesen, freute sich innig über die goldnen Stellen und sprach darüber ungewöhnlich heiter und lebendig. Anfangs, solange noch die süße Erwartung sich in mir regte, stimmt' ich mit allem Feuer des seligen Herzens in ihre frohen Töne ein, doch wie sie endlich so lange mit dem Danke zögerte, da verstummt ich freilich; es war etwas in meiner Betrübnis, wovon bisher keine Spur in mir erschienen war; ich möchte fast sagen, es sei Bitterkeit gewesen.

Mit einer sonderbaren Gelassenheit schied ich, als ich endlich zu gehen genötigt war. Ich hörte kaum darauf, als sie mir nachrief: „Ich danke dir, Hyperion!“

Ich kam nun immer seltner hin; blieb endlich ganz weg. Eine Totenstille, die ich kaum an mir begreife, war allmählich über mich gekommen. Ich lebte so hin,

mit halbem Bewußtsein, ich suchte nichts mehr, ich half mir fort von einem Tage zum andern, so gut ich konnte, ich achtete nichts, war mir selbst nichts mehr, trachtete auch nicht, andern etwas zu sein.

Um diese Zeit begegnete mir, da ich so in meiner Finsternis draußen herumirrte, Notara mit seiner Mutter und einigen andern. Er beschwerte sich über meine Eingezogenheit; ich sagt' ihm, daß ich sein Haus nicht hätte mit der bösen Laune plagen mögen, die mich seit einiger Zeit heimgesucht hätte, und wagt' es, zu fragen, wo denn Diotima wäre? — Sie sei zu Hause, rief die Mutter, die fromme Tochter schreibe an ihren Vater.

Es war traurig, wie die unschuldigen Worte mich aus meiner Dumpfheit weckten. Jetzt mußt du hin! rief es augenblicklich in mir, und Feuer und Schrecken wechselten in meinem verwilderten Herzen. Zitternd, gedankenlos ging ich vorüber an ihrem Fenster — nein! nein! du gehst nicht hinauf, dacht' ich, und taumelte fort nach Hause und schloß die Türe ab. Aber wo ich hinsah, war ihr Bild; und alle die freundlichen Worte, die ich einst gehört hatte von ihr, umtönten mich. — Was willst du von mir? rief ich vor mich hin, was störst du meine Ruhe? — Ich war wie ein zürnender Geist, den die Stimme des Beschwörers aus seinem Grabe zwang. Verzeih es mir die Gute! Ich fluchte der Stunde, wo ich sie fand, und rast' im Geiste gegen das himmlische Geschöpf, daß es mich nur darum ins Leben geweckt hätte, um mich wieder niederzudrücken mit seinem Stolze. Wie eine lange entsetzliche Wüste lag die Vergangenheit da vor mir, und wütend vertilgt' ich jeden

Rest von dem, was einst mein Herz geliebt hatte und erhoben. Ich muß dir danken, dacht' ich, ich bettelte vor deiner Türe, und du nährtest mich mit Brosamen. Wer will es dir verargen, daß du das Beste für dich behieltst? Was solltest du auch dich an ein Geschöpf verschwenden, das kaum des Rettens wert war? Nein! du hast keine Schuld auf dir. Ich war zu zertrümmert, zertreten von den andern, eh ich zu dir kam. Da war nichts mehr zu verderben, nichts mehr gut zu machen! Aber es ist doch wahrlich auch ein grausames Erbarmen, das Wesen, das der langen Ruhe schon nah ist, mit einer Balsamtropfe zu wecken, daß es zwiefach stirbt! — Ich danke nun dafür; ich wollte, du hättest dich nie bemüht. Nein! sie hat nicht gut an mir gehandelt. Sie ist wie alle. Die andern begannen, und sie hats vollendet — meisterlich! — Ich erschrak endlich doch über meine Lästerungen. Die reinen Melodien ihres Herzens, die sie mir oft auf Augenblicke mitgeteilt hatte durch Red' und Miene, daß mirs ward, als wandelt ich wieder im verlassenen Paradiese der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermütigen Scherz oder Ernst, wenn es nur fern verwandt war mit Schönem und Gutem, ihre absichtlose Güte, ihr Geist mit seinen hohen Idealen, woran ihre stille Liebe so einzig hing, daß sie nichts suchte und nichts fürchtete in der Welt, alle die lieben seelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo sie stand und ging, nur sie — das edle, unbefangne stille Gemüt — bezeichnete, das alles und mehr, ihr ganzes himmlisches Wesen, ging wieder auf mir, wie der Bogen des Friedens nach Gewittern. — Und dieser Einzigen

zürnst du? sagt ich mir; und warum? Weil sie nicht verarmt ist, wie du, weil sie den Himmel noch im Herzen trägt, nicht eines andern Wesens, nicht fremden Reichtums bedarf, um die verödete Stelle auszufüllen, weil sie nicht unterzugehen fürchten kann, wie du, um sich mit dieser Todesangst an ein andres zu hängen; ach! gerade das Göttlichste an ihr, diese Ruhe, diese himmlische Genügsamkeit hast du gelästert, die Unschuld hast du um ihr Paradies beneidet; und mit einem so zerrütteten Geschöpfe sollte sie sich befassen! Muß sie dich nicht fliehen? O warnt, ihr guten Geister! warnt sie vor diesem Gefallenen!

Ich hätte nun gerne alle Last des Lebens über mich genommen, um mein Unrecht gut zu machen. Nun war es mir nicht mehr um mich zu tun. Ich hätte nun keinen Dank begehrt für die Tugend eines Halbgotts! Ich wollte nun ganz werden wie sie, um ihretwillen! um ihr mit tausendfacher Freude zu vergüten, was ich ihr zu leide getan!

Ich wollte mich überhaupt einmal herausarbeiten aus meiner Nichtigkeit. Ich sah mit Begeisterung hinaus auf mein künftig Leben. Es war mir, als hätte schon jetzt ein heilig Feuer mich geläutert und meine Schlacken weggetilgt auf ewig. „O Diotima! Diotima!“ rief ich, „wenn ich einst vor dir stehe, wie ein neuer Mensch, im Siegsgefühle, wenn es da ist, was ich einst als Knabe träumte — und es muß kommen, es muß, — so wahr ein göttlich Wesen des Menschen Brust bewegt! — wenn du dann in deiner reinen Freude mich begrüßest und denkst, es hätte doch ein guter Funke geschlummert in dem ärmlichen Geschöpfe — dann will

ich dir ganz bekennen, wie klein, wie arm ich war, und du wirst nicht zürnen, daß der Schmerz zum Manne mich schmiedete.

Ich glaubte nun endlich auf dem rechten Wege zu sein. Ich war es nicht. Indes brachte mich doch dieser neue Stoß wieder ins Leben. Ich war doch aus der trägen Resignation heraus, wo man nichts mehr will und nichts mehr achtet, aus der Totenruhe, die bei allem Scheine von Weisheit, womit sie von den Feigen geprediget wird, gewiß das Nichtswürdigste ist, worein der Mensch geraten kann. Entschuldige sich keiner, ihn habe die Welt gemordet! Er selbst ists, der sich mordete! in jedem Falle! —

Nun erst fiel mir Diotimas Vater wieder ein. Ich schrieb ihm: Du hast meiner gedacht, edler Geist! ich denke deiner, jetzt, ...

C. Hyperions Klärung

Fragmente. Frankfurt 1796

. . . . . .

. . . . . ,

gemacht; du weißt, ich konnte sie nirgends lernen, die süßen Bitten der Liebe, ihre freundlichen, mächtigen Töne; aber sieh in mein Herz! gewiß, Hyperion, du findest kein Falsch in ihm! Und du verlässest es, du wirfst es in den Kot?"

„Komme mit mir!"

„Bleibe, bleibe! Ein Wort, ein einzig Wort hat dich von uns getrieben. Prüfe wenigstens! Was fürchtest du? Will einer dein Verderben? Ich wollt' ihn treffen! beim ewigen Gott! und wenn er mein Bruder wäre, wollt' ich ihn —"

„Laß das," fiel ich ein, „ich bleibe nun einmal nicht!"

„Du mußt!"

„Du wirst mir doch nicht Gewalt antun?"

„O, ich habe ein Recht dazu!" rief er wütend, „ein herrlich Vorrecht hab ich! Wer keine Hand hat, hilft sich mit den Zähnen. Ich bin ja nicht gemacht, geliebt zu werden, o, ich seh es nun! das ist meine Sache nicht; ich bin verstoßen aus dem Reiche solcher Freuden — aber zwingen kann ich! morden kann ich auch!"

„Wer weiß? Du könntest sogar den Auftrag haben."

„Das wüßt' ich nicht, mein Freund! Aber sieh! das weiß ich —" Er hielt inne; wir standen am Rande eines Felsens, und neben uns lag tief unten das Meer;

einen schnellen fürchterlichen Blick warf er hinab und wieder auf mich — „das weiß ich," rief er, „eher wanderst du da hinunter als nach Tina!" und schlug die Arme um mich.

„Rasender!" schrie ich, und stieß ihn von mir.

In eben dem Augenblicke erhub sich hinter uns Geschrei und Getümmel. Es waren die Schiffer, mit denen mein Diener kam, nebst andern, die ihr Tagwerk zum Hafen trieb.

„Geh!" rief ich dem Adamas zu, „geh! meine Leute sind da! es wäre nicht gut, wenn ein Lärm aus der Sache entstünde."

„Du hast recht!" versetzt' er kalt, wandte mir den Rücken und verschwand in die benachbarten Wälder.

So schied ich von Smyrna, von allen meinen Wünschen und Hoffnungen.

Meines Frühlings Ende war gekommen, ehe er noch da war. Es war ein traurig Ende. Ich beweint' es nicht einmal, ich sahe der schwindenden Jugend nach, wie man der Leiche eines Kinderlosen nachsieht, und meine guten Sterne gingen unter, wie die Sterne des Himmels über verödeten Wüsten, wo kein Auge nach ihnen fragt.

Mit kaltem Herzen sagte ich allem, was ich gekannt hatte und geliebt, ein Lebewohl.

Adamas war mir nichts mehr; ich konnte nicht einen Augenblick an ihn denken.

So ging ich, sagte mir, ich hätte nichts verloren, und hatte doch alles verloren — meinen Glauben.

Vertraue dir, sagt ich mir, erhalte dich dir! und laß das übrige seinen Gang gehen.

Das Schiff war segelfertig. Wir stiegen ein und in zwei Tagen waren wir in Tina. . . . . .

. . . . . .

setzte sie gutmütig hinzu und wurde über und über rot.

Ich war sicher, daß das Kind keiner Seele wehe tun wollte, und doch ging das Wort mir durch die Seele wie ein Schwert. Aber ich zwang mich wieder und gab dann auch ein Gleichnis, das zum Lachen war. —

Ich fühlte mich abgemattet, wie ich mich schlafen legte, schlief auch bald. Aber des andern Tages mußt' ich büßen, was ich an mir gesündigt hatte.

Lieber! bewahre dich dein guter Geist vor solchen Tagen! Hast du nie einen Unglücklichen gesehn, dem die Flamme sein Haus verwüstete, wie er dastand vor seinem Aschenhaufen und hinsah, als betrachtete er etwas, wo er doch nichts betrachtete? So brütet' ich jetzt über mir selber, so sah ich den Tod meines Herzens an.

Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden; es gibt aber auch ein Verstummen, ein Vergessen des Daseins, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unserer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Der Ajax des Sophokles lag vor mir aufgeschlagen. Zufällig sah ich hinein, traf auf die Stelle, wo der Heroe Abschied nimmt von den Strömen und Grotten und Hainen am Meere — ihr habt mich lange behalten, sagt er, nun aber, nun atm ich nimmer Lebensodem unter euch! Ihr nachbarlichen Wasser des Skamander,

die ihr so freundlich die Argiver empfingt, ihr werdet nimmer mich sehen! — Hier lieg ich ruhmlos!

Ich schauderte; eine Träne fühlt' ich wohl auch im Auge; aber sie vertrocknete schnell, wie eine Tropfe auf glühendem Eisen.

Mein guter Diener trat herein; treuherzig sah er eine Weile mich an; „Ihr habt ein übel Gemüt in Smyrna geholt," rief er endlich bewegt.

„Meinst du, das komme von Smyrna?" fragte ich.

„Ja, das mein ich. Weiß Gott, was Euch alles widerfahren sein mag! Freilich denk ich auch manchmal, Ihr könntet wohl die Sachen etwas leichter nehmen."

Das „Leichtnehmen" war nun leider! meine Antipathie, besonders ließ ich mirs nicht gerne zumuten, und so sucht' ich, so sanft wie möglich, ihn von dieser Stelle wegzurücken.

„Wie geht denn dirs?" fragt' ich. „Gut," rief er, „mir ist so wohl, wie einem Vogel in der Luft, seit ich wieder hier bin." „Hattest du unser Heimweh?" fragte ich. „Das könnt' ich eben nicht sagen. Ich grämte mich nicht, wie ich weg war, aber doch gefällt mirs besser, daß ich da bin. Ein dummes Leben wars doch immer da drüben. Die Leute tun, als gehörten sie gar nicht zusammen. Hier hab ich meinen Vater und meinen Bruder —" „Wie lebten sie, seit du weg warst?" „Wie es eben kommt! Die Hungersnot hat freilich auch den Tinioten wehe getan."

„Das glaub ich!" rief ich. „Und seht, lieber Herr!" fuhr er fort, „das wars nicht allein, daß man wenig hatte, sondern das wars, daß kein Segen in dem war, was man noch hatte." „Wie meinst du das?" fragt' ich.

„Lieber Gott!“ rief er, „da ißt man eben mit Bekümmernis und Sorge, und da hat man keinen Glauben mehr an Gottes Gabe und da sättigt nichts, gar nichts, und wenn sonst alles genug dran hatte.“

Er sah, daß ich betroffen war.

„Drum ist auch“, fuhr er fort, „mein einfältig Gebet: Lieber Gott, erhalt mich gutes Muts! In der Kirche komm ich selten dazu; denn da betet man andere Dinge und gelehrter; aber wenns zuweilen herbe Tage gibt, und es will mir werden, als gäb es nicht auch gute, und wenn ich ein scheel Gesicht machen will zum Weizen wie zum Unkraut und den Brunnen gar einschlagen, weil er nicht immer Wasser gibt — seht! da bet ichs, und da hab ich schon oft erfahren, wieviel einem das wenige werden kann, das man mit Wohlgefallen annimmt, wie es einen stärkt und einem das Herz dabei aufgeht — o lieber Herr! sagt, was ihr wollt! Das Leben ist doch schön!“

„Geh, guter Stephan“, rief ich, „geh! ich kann dir jetzt nicht antworten.“ Er ging. Der Mensch hatte mich wehmütig gemacht. Ach! es war so leicht, mich zu entwaffnen, mit der Welt mich auszusöhnen. Mein Herz hatte sich selbst genug gesträubt gegen den gewaltsamen Zustand, den ich ihm aufgedrungen hatte. Wer warst du denn, sagt ich mir, daß du so viel erwarten, wo siegst du denn, daß du so stolz nach Beute fragen durftest? Wer hat, dem wird gegeben, und wer nichts in sich ist, der helfe sich mit wenigem. O mein Bellarmin! was tut der Mensch nicht, um lieben zu können? um lieben zu können, setzte mein Herz sich selbst herunter, um an den Brosamen mich zu freuen, sagt' ich mir, daß man den

Kindern des Hauses nicht das Brot nehme und gebe es den Knechten! O laß mich weinen! Denn hier darf ichs. Dahin hatten mich die Menschen gebracht, das hatt' ich ihnen zu danken, daß ich mich endlich beredete, ich sei wie sie, um vorlieb mit ihnen zu nehmen, daß ich mich niederdrückte, weil ich sie nicht erheben konnte! Sage mir nicht, ich spreche stolz! Ich sage wenig genug, wenn ich sage: ich war besser, wie sie!

Und so nahm ich denn einmal vorlieb, war nun wirklich gesellig, lau, ohne Sinn und Seele, wie sie, legte oft fast einen Wert darein, so zu sein; wie sollt' ich nicht? es hatte mich ja Überwindung, Aufopferung gekostet!

Meine Pläne gab ich allmählich auch auf. Du verkanntest deine Bestimmung, sagt' ich mir, die sonderbaren Zufälle deiner frühern Jahre trieben dich aus deinem Kreise heraus, und es ist Zeit, daß du in deine Grenzen zurücktrittst.

Wollt' ich zuweilen auffahren, als wär es Mißhandlung, die ich an mir verübte, so schlug ich mich gewöhnlich mit der Frage nieder, was bist du denn, um mehr zu fordern? Trauert' ich über das, was jetzt mich beschäftigte, so sagt' ich mir, daß ich ja kaum dazu taugte, und wirklich benahm ich mich dabei sehr schwerfällig. Oft konnt' es freilich kommen, daß mich mitten unter den Fröhlichen ein Weh überfiel, daß ich forteilte und mich verbarg, wo ich doch nicht zu erröten brauchte, ach! da, wo das Seufzen, wo die Träne der entwürdigten Natur nur die friedlichen Bäume des Waldes und die stillen Pflanzen zu Zeugen hatte; aber gerade darüber demütigte ich mich nur um so mehr, daran schämte ich mich am meisten. Der Tod des Lebens, den ihr „ge-

ſetzt ſein“ nennt, der war mein edles Ideal geworden; denn, ſagt' ich äußerſt weiſe, ein Weſen, das ſich leicht bewegt, kann leicht zur Unzeit, leicht über die gemeſſene Grenze ſich bewegen, und wo viele Kräfte ſind, da gibts leicht Anarchie, da iſt die Ordnung wenigſtens ein ſelten Beiſpiel; deswegen iſt es beſſer, wenn der Menſch nur eine kleine Doſe Willen und noch weniger Empfänglichkeit beſitzt, — ach! und daran dacht' ich nimmer, daß nur der Friede des Lebendigen, die Einigkeit der ungeſchwächten Kräfte Ordnung, Gottes Ordnung, und daß die heilige Flamme des Altars kein freſſend Feuer iſt — o Bellarmin! Dein Freund war tief geſunken! — Freilich wacht' ich oft auf und ſchalt mich einen Mörder, einen Raſenden, der ſich ſelbſt verſtümmle, aber das nahm ich dann für böſe Laune, nannt' es oft ein fieberhaft, unzeitig Gären und mißtraute mir nur um ſo mehr.

Seit kurzem war der Sohn meines Pflegevaters aus Paros herübergekommen, wo er noch nicht lange etabliert war. Er war einige Jahre älter als ich, hatte die Welt geſehn und Erfahrungen gemacht; er war etwas vielſeitig, behandelte alles mit Schonung, wußte jedem Dinge einen Wert zu geben, gegen mich beſonders war er äußerſt duldſam und gefällig, ich nahm auch etwas mehr als gewöhnliches Intereſſe an ihm, und wir hießen uns Freunde. Ich hatte doch etwas an ihm, und wollt' ich mich ja ein wenig entfernen in einem Anfall von Ungenügſamkeit, ſo zog er mich immer wieder an ſich. Ich lebte wirklich halb wieder auf in der Gegenwart dieſes Menſchen, ich ſagt' ihm auch oft, er verwöhne, verzärtle mich, man überhebe ſich ſo gern ſeiner Schwachheit. Nicht, daß er mich gerade gehalten hätte, wie die

wunderlichen Kranken, und zu allem ja! gesagt; dazu war ich ihm doch wohl auch zu gut; er tadelte mich, aber sein Tadel berührte die Saite kaum; er widersetzte sich mir, aber nur, um mich gegen mich selbst zu verteidigen; er war oft etwas karg mit sich, aber nur, um sich gewinnen, verschlossen, aber nur, um sich aufschließen zu lassen, und wenn ich ihm das vorhielt, so konnt' er mir sagen, es könne niemand für sich selber, er sei eben so gemacht und möchte nicht anders sein, denn darin bestehe der ganze Reiz des Lebens, daß man zusammen Versteckens spiele. — Er bestritt mich oft gerade in meinen entschiedensten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht und, wie es schien, mehr um das Gespräch zu beleben, mehr zum Versuche, was wohl aus dem Für und Wider sich ergeben möchte, als in strengem Ernste, und ich verglich uns einmal in einer heitern Stunde mit den jungen Lämmern, die sich scherzend einander an die Stirne stießen, vielleicht um ineinander das Lebensgefühl zu wecken. Er hingegen konnte mir darüber sagen, es wäre recht gut, wenn meinesgleichen zuweilen einen fänden, der ihnen ein wenig wehe tue, der sie im kleinen Kriege übe, denn wir möchten immer gerne nur großen Krieg, wo Himmel und Hölle aneinander, oder einen Frieden, der wie der Friede der Umarmung wäre, gänzliche Vereinigung oder gänzliche Scheidung; und das Hälftige sei doch eben einmal das, wofür wir Menschenkinder da wären. Setzt' ich ihm entgegen, daß er sich in mir irre, daß er für Charakter nähme, was doch nur ein Überrest zufälliger Verirrung wäre, so lacht' er herzlich und sagte: daran könn ich gerade erkennen, daß ich einer von denen wäre, die den kleinen

Krieg nicht leiden könnten, daß ich lieber mein Eigenstes verleugne, um mich andern gleichzusetzen, als daß ich etwa Widerwärtiges ertrage, an dem doch nicht die ganze Kraft sich messen könnte. „O ihr seid sonderbare Geschöpfe!“ rief er, „verzärtelt, wie die kranken Kinder, und heroisch, wie die Riesen; Nadelstiche könnten euch zur Desperation bringen, und einer Megäre gegenüber wäre vielleicht euch wohl. Ihr habt Vernunft, aber keinen Verstand, Mut, aber keine Geduld; doch könnt ihr lernen, was ihr nicht habt, aber ihr lernt sehr ungern, wenn ich nicht irre, und das kommt daher, weil euch zu wohl ist bei dem, was sich nicht lernt.“

Im allgemeinen verstand ich das, aber anwenden konnt' ich es nicht wohl.

Nach und nach wagt' ich mich wieder heraus aus der Gefangenschaft, der Unterdrückung, in der ich mich erhalten hatte, aber eine geheime Scheue, etwas Ängstiges, das mir zuvor ganz fremd gewesen war, konnt' ich mir nicht verbergen. Ach! einst hielt ich mein Herz so offen und unbesorgt der Welt entgegen! — Auch war es nie so leicht verwundbar gewesen, wie jetzt, aber auch nie so selig!

O es war ein himmlisches Ahnden, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder grüßte! wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten, so umfingen mir seine leisen Laute die Brust, wie von Elysium herüber vernahm ich seine Zukunft, wenn die toten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte. — O Himmel meines Joniens! so war ich nie an dir gehangen, aber so ähnlich war dir auch nie mein Herz gewesen, wie jetzt in seinen heitern zärtlichen Spielen!

Aber auch dies ging vorüber.

Einst saß ich mit dem Freunde von Paros und mit einigen andern zusammen. Es war ein alter Bekannter von einer langen Fahrt zurückgekommen, und wir feierten das fröhliche Wiedersehn. Alle waren inniger wie sonst, auch ich wurde warm und sprach ungewöhnlich viel. Die Freude jugendlicher Verbrüderung füllte mich so ganz. O man lebt doch nicht umsonst, ihr Lieben! rief ich in meines Herzens Trunkenheit und streckte die Hand aus über dem Tische, und jeder bot die seinige dar. Wir erinnerten uns an manche liebe kindische Geschichte, und wie wir unsere frühern Jahre unter Streit und Freundschaft genossen hätten, wie man sich ändern könne und doch immer noch die alte Anhänglichkeit aneinander behalte — die Freundschaft sei ein wunderbar Geschenk der Natur — man könne wohl ihr Leben in Begriffen aufbewahren und von ihren Pflichten sprechen, aber ihr Eigenstes lasse sich doch nicht machen, sondern müsse sich geben, sei ein Kind des guten Schicksals, gediegen Gold und nicht erarbeitet — so sprachen wir lange fort; schwiegen endlich; es war ein erfreulich Schweigen. „Öffne geschwinde die Fenster!“ rief ich einem, der gegen mir über saß, jetzt zu. „Was hast du, Hyperion?“ fragt' ein anderer. „Dort gehn die Dioskuren am Meer herauf!“ rief ich freudig. Zufällig sah ich einen Augenblick drauf in den Spiegel; ich glaubte drin ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Betroffen blickt' ich um mich, und es war mir, als fänden sich auch auf andern Gesichtern solche Spuren. Das war mir ein Dolch ins Herz. Ich glaubte mein Heiligstes verunehrt, meine beste Freude verlacht, von

meinem letzten Freunde mein Innerstes verspottet. Ich sprang auf und eilte fort.

Wunderst du dich, mein Bellarmin, daß ich eine ungewisse Miene so tief empfand? Was wirst du denken, wenn ich dir sage, daß es nicht nur eine böse Stunde war, ein vorübergehender Unmut, eine Erschütterung, die meinetwegen oft gesund sein kann — wollte Gott! es wäre dabei geblieben! — Aber sieh! es war auch nicht diese Miene allein. All die Täuschungen, die mir das Herz zerrissen, all die Schlechtigkeiten, die mich empört, seit ich unter die Menschen getreten war mit meinen Hoffnungen, alle Beleidigungen meiner Liebe, ach! jeder elende Scherz, womit man sich an meinen kleinen Unaufmerksamkeiten gerächt, jede gemeine Mißdeutung, womit man meine unbefangenen innigen Äußerungen lächerlich gemacht, jede Falschheit, womit man mein Verlangen, mein Vertrauen nachgeäfft hatte, — alle die knechtische Tücke, womit man sich schadlos hält für seine Demut, alle die bäurischen Anmaßungen, womit man der anspruchslosen friedlichen Seele sich aufdringt, aller Schmutz der Gesellschaft, alles, was ich verziehen hatte und nicht verziehen — sieh! das alles brach, wie eine Diebesbande, aus seinem Hinterhalt und wütete auf mich los! Freilich erschienen mir die Menschen, von denen ich eben herkam, auch nicht freundlich; ich dachte mir einen um den andern, wie er mir wohl seine bittern Bemerkungen nachschicken werde; der rauhe Seemann stand lebendig vor mir mit seinem Ärger und Notara daneben mit seinen hämischen Entschuldigungen.

Jetzt kam ich an dem Hause vorüber, wo einst mein

alter herrlicher Freund gelebt hatte und das Andenken jener Tage brach mir vollends das Herz. Ach! er würde dich nicht mehr kennen, sagt' ich mir, keine Spur seiner Hoffnungen würd' er in dir finden. Er warnte dich; du solltest dich nicht befassen mit diesem Geschlechte, sagt' er dir; aber das achtetest du nicht! armer Mensch, das Wort war dir zu groß! — Sei nun zufrieden! Du hasts an ihm verschuldet! — Du sollst zugrunde gehn, du mußt! für dich ist keine Rettung! was du warst, das wirst du nie mehr.

Mein Zustand war wirklich trauriger, als je. Gerne hätt' ich mich zurückgeflüchtet in mich selbst, mich umgeben, wie ich mich einst umgab, mit den Blüten und Früchten meines Herzens, hätte gelebt wie die Glücklichen, die der Sturm von ihrem Markte hinweg auf eine freundliche Insel warf, aber ich hatte mich ja selbst nicht mehr, ach! ich hatte mich ja verloren, hatte mich um ein paar taube Nüsse verkauft — nun erst war ich arm! ganz arm! Ich hatte vor den Türen gebettelt, und sie hatten mich weggewiesen, fortgestoßen, und nun kehrt' er heim, der Bettler, und sperrte sich ein und betrachtete sein Elend zwischen seinen finstern, ärmlichen Wänden. Je länger ich über mir brütete in meiner Einsamkeit, um so öder ward es in mir. — Es ist ein Schmerz ohnegleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Dasein so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbeschreibliche Mutlosigkeit drückte mich. Ich wagte oft das Auge nicht aufzuschlagen vor den Leuten. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen der Menschen fürchtete wie den Tod. Dabei war ich sehr still und geduldig; hatte oft auch einen wunderbaren

Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft kommt' ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Tale, das mir ein Berg verbarg, Trost erwarten.

Mit dem Mute schwanden auch sichtbar die Kräfte. Ich glaubte wirklich unterzugehn.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen; der rege Geist war entschlummert; ich fühlte, wie sein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich mächlich verdunkelte. —

Freilich, wenn es einmal, wie ich dachte, den letzten Rest meiner verlorenen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir, oder wenn sie von einem Tropfen Freude getränkt war, die welke, dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach wie ein Begeisterter und fühlte wohl manchmal auch die Träne der Seligen im Auge, oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger die schlummernden Kräfte sich aufgerafft hatten, um so müder sanken sie hin: versuche nur nichts mehr, sagt' ich mir dann, es ist doch aus mit dir!

Oft saß ich stundenlang, versuchte zu schreiben, was in mir vorging — armes Wesen! als wäre der Jammer weg aus dir, wenn er einmal auf dem Papiere stände! — Ich trage sie noch bei mir, diese traurigen Blätter.

Ein sonderbar Mitleiden hielt mich immer ab, sie zu zernichten.

Lieber! Du hasts ja einmal über dich genommen, mit mir zu trauern, du magst auch dies lesen. Ich weiß, du ärgerst dich nicht daran. Auch finds nur wenig abgerißne Töne. — Ach! hätte doch mein Herz sich ausgeschüttet, sich verblutet, sich begraben in den armen vergänglichen Worten!

Da ich ein Kind war, heißt es, da streckt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung, und die Erde bot ihre Blumen und Beeren mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd sich dem Kinde zum Spiele.
Da das Meer mich ausstieß, und ich hilflos unter den Trümmern lag, da hub ein Mensch mich auf, und wie ich erwachte, sah ein erbarmend Auge mich an.
War das nicht Liebe? nicht sie, die die Pflanzen mit Regen und Tau erquickt, die das Licht des Himmels über die Blumen gießt, daß ihr Herz sich öffnet und sie hervorgehn zur Freude? Auch mein Herz öffnete sich, auch ich bin hervorgegangen zur Freude. — Warum bin ich denn nun verlassen? verlassen!
Zwar hab ich nichts mehr, was ein Herz zur Hilfe bewegen könnte; die Toten danken ja nicht.
Ja! laßt mich, laßt mich nur! —

Was wollt' ich dann? was ist mir fehlgeschlagen?
Was wird man antworten, wenn du dahin bist und die Leute fragen: was hat ihm gefehlt?
Ach! man wird nicht fragen und nicht antworten.
Aber was wollt' ich dann? —

Daß ich sah, was ein sterblich Auge nicht sieht, daß einst die Liebe mir erschien in einem seligen Traume, — sollte das töten?

Die Fabel sagt von Menschen, sie hätten die gegenwärtige Gottheit getötet. — Ja! nun versteh ichs. Die Fabel ist Wahrheit.

Aber sag es nicht aus! Sie glauben dir nicht und glauben sie dir, so ists ihr Tod — ein stiller langsamer Tod! O spottet, wenn ich hin bin, spottet und sagt: er starb, weil ihm ein Traum sich nicht erfüllte.

Also ein Traum wars, da mir die Liebe erschien? Und man fände beim Erwachen keine Spur von ihm? Spuren mag man finden, wenn man eifrig genug herumsucht und lange genug hinsieht. O! davon kann ich reden. Hab ich doch herumgesucht, bis ich hinsank, hab ich mich doch blind gesehn an diesen Spuren, daß nun Nacht vor mir ist, Nacht, wie im Grabe! — Ach! beredete mich doch einer, ...

. . . . . .

. . . . . .

sich unter Zelten zum lieblichen Mahle und pries und freute sich hoch, daß keiner sich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.

Ich konnte mich selbst nicht sehen, wie ich so dastand unter den lieblichen Spielen, als könnt' ich die Freude nicht leiden; mein Herz gönnte sie ihnen so gerne; nur teilen konnt' es sie nicht, ach! es mußte so viel finden, wie ihm geholfen werden sollte.

Ich ging, aber nach Hause konnt' ich noch nicht.

An den Hügeln, worauf wir wohnten, lag ein Wald von herrlichen Ulmen. Ich hatte sie den Morgen vom Fenster aus liebgewonnen, hatte mir manche Ruhestunde geweissagt, manchen friedlichen Traum in den stillen sicheren Schatten.

Mir war jetzt, als wandl' ich in einem Heiligtum unter den hohen, freundlichen Bäumen. Ich sah zurück auf die vergangenen Tage, auf den heutigen, ich rief die abgeschiednen Stunden aus ihrem Grabe und befragte sie über die Zukunft. Es war, als antworteten sie; aber geheimnisvoll, und ich wußt' es nicht zu deuten, wußte nicht, ob sie mich nach Elysium wiesen oder sonst wohin.

Ach! rief ich, daß der Mensch um Mittag fragen muß, wie es mit ihm sein wird um den Abend; und wie ich wieder aufblickte, und mein Auge durch die dunkeln Zweige drang — o Himmel! was sah ich? wo war ich? —

Ich möchte sprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe dir schreiben, aber es ist umsonst! —

Zwar konnt' ich doch lange genug davon schweigen, konnte oft mich halten, wenn unter den andern Erinnerungen diese mich ergriff; siehe nur hin! Du wirst tobende Tränen finden auf mancher unbedeutenden Seite; sie gehören hierher; ich trocknete sie und schrieb von andern Dingen — das konnt' ich; so sollt' ich auch sprechen können — sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude! ich will sprechen! — Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen. Ja! über den Sternen vergißt das Herz seine Not und seine Sprache. —

Daß mir noch einmal so werden sollte, wie damals! O jetzt, jetzt war mir so! —

Es ist vorüber. Ich bin nun wieder ein Kind der Zeit. Ich weiß es und sage mit Weinen: es gibt eine Vergangenheit!

Ach! noch jetzt ist sie vor mir, wie damals, die Einzige, Herrliche; heilig und hold, wie eine Priesterin der Liebe schwebt sie vor mir noch jetzt; sie saß; ein Buch lag vor ihr aufgeschlagen; über ihr bebten die Zweige, wiegten sich in der Luft, wo ihr Odem sich regte, berührten leise ihre Locken und wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallt' im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne. Ruhig und selig lächelte sie herab, zu den Blumen, die um sie versammelt waren, aber über dem Lächeln thronte, mit eines Gottes Majestät, ein Auge — ich bitte dich, denke, ich habe dir nichts von ihr gesagt! ich bitte dich, frage dich nicht, wie war sie? versuch es nicht, dir ein Bild von ihr zu machen! — — Doch gibt es ja Stunden, wo dem trunknen Geiste das Beste und Schönste wie in Wolken gegenwärtig ist und die Liebe frohlockend in dem Schoß der Vollendung sich begräbt; da, da denke dieses Wesens, da beuge die Knie mit mir und denke meiner Seligkeit, aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahndest, daß ich mit diesen Augen sah, was dir nur wie in Wolken erscheint.

Lieber! Teurer! Treuer! ich möchte dirs gerne gönnen, möchte so gerne dir mitteilen, was in mir ist, aber ich fühle, mir sind die Hände gebunden. Ich trage den Himmel in mir; aber er ist verschlossen für die andern.

Daß die Menschen so oft sich einbilden können, sie freuen sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahndet, euch ist der Schatten ihres Schattens nicht

erschienen! O geht und sprecht vom blauen Äther nicht, ihr Blinden!

Ja! wenn euch der Odem süßer Blüten umfängt, und ihr selig und trunken hinschlummert unter den Sträuchen, wenn um euch ein himmlisch Saitenspiel rauscht, wie ein Regen, wenn ihm das Herz der Erde sich öffnet, wenn die goldne Flut des Morgenrots euch überschwemmt, und ihr euch verliert, untergehet in den Wogen des Himmels, da könnt ihr sagen, daß ihr den Schatten habt, den Nachhall meiner Freude.

Daß man werden kann wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, eine Ruhestätte auf Erden! — Ist der Mensch nicht veraltert, verwelkt, ist er nicht wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wiederfindet und umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt? Und dennoch kehrt sein Frühling wieder! — O weint nicht, wenn das Trefflichste verblüht! bald wird es auferstehen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen.

. . . . . .

. . . . . .

*Ich scheide heute von Salamis. Ich will nach Kalaurea hinüber, will auch nach Tina. Es ist sonderbar, aber ich muß dahin. Wir können das nicht lassen, unsre Begegnisse uns vors Auge zu halten; der Gefangene tastet zur Kurzweil im Dunkel umher und sieht, wie weit sein Kerker ist, das Kind spielt mit der Wunde,

* „Ende des ersten Buchs."

die es sich stieß, der Kranke unterhält sich mit seiner Krankengeschichte, der Schiffbrüchige mit dem Sturme, worin er gescheitert, und ich bin kaum auf festeren Füßen, so muß ich fort und mit eignen Augen sehen, was mir widerfahren ist, seitdem ich weg bin. Wofür? Ich werd' es nicht aushalten, ich werde meine gewonnene Ruhe mutwillig zerreißen; und tue es doch? O es ist ein Meer von Übermut in uns! Übermut? Verzeih Gott den schalen Gedanken! Liebe ists, mein Bellarmin! Wir sind zu innig verknüpft mit allem, was um unser Herz sich regt, wir trinken an den Brüsten des Schicksals, auch wenn sie Wermut nimmt, um uns von ihnen zu entwöhnen.

Es kommt mich schwer an, diese Insel zu verlassen. Ich möcht' ihr einen Namen geben. Insel der Ruhe möcht' ich sie nennen. Ich habe sie sehr lieb gewonnen. Doch kann ich wenig dir von ihr erzählen. Ich ging so, Tag für Tag, herum auf ihren grasigen Pfaden und sah, ob dies und jenes Feld gedeihe, das ich in Schutz genommen, als wär es mein, ob da und dort die sauren Pflaumen und die kleinen Pfirsiche milder würden und größer, zählte die Trauben am Stocke und pflückte mir Beeren an den Hecken und wilde Pflanzen am Wege. Derlei Geschäfte trieb ich meist den Sommer über.

Aber meine Gedanken sind wunderbar unter diesen Spielen gereift, und meine Seele ist im Müßiggange größer geworden.

Es kommt mich schwer an, diese Insel zu verlassen, und ich sehe mit wehmütiger Freude das unschuldige Leben dieser Tale und Hügel. Es ist, als sollt' ich noch mein Abschiedsmahl genießen.

Reifer grünt die verbrannte Wiese noch einmal auf im kühlen Regen des Spätjahrs, und die Zeitlosen blühen im dunkeln und schönen Grase und auf den Stoppeläckern weiden die Schafe, und die Zugvögel versammeln sich lärmend in dem abgeernteten Weinberg, schreien und schicken zur Reise sich an. Lieblich mild sind jetzt die Spiele der Wolken, und die Sonne lächelt in ihrer ewigen Ruhe dazwischen, und die Menschen sitzen vergnügt in der Hütte und freuen sich der Früchte des Jahrs wie die Bienen des gesammelten Honigs. Auch die Schiffe kommen nach Hause, und die Masten ruhen im Hafen.

Ich frage nicht, ob ich nicht anderswo dies all so gut gefunden hätt' wie in Salamis. Es ist unverzeihlich altklug, wenn ein Freund uns Ruhe gibt mit seinem stillen Gespräche, und dann noch hinterher zu sagen, derlei könne man überall haben. Und ich weiß nicht, Salamis hat doch eigene Reize, und die Gefährten des Ajax hatten recht, im Vaterlandsweh auf der fernen Küste zu rufen:

„O Salamis!
Voll Ruhms, voll guten Geistes,
Draußen schwimmst du, von Meereswogen umrauscht!"

. . . . . .

D. Entwurf eines Teiles der Schlußredaktion *

Frankfurt 1797 oder 1798

. . . . . .

Ach! Immer sichtbarer entfernteſt Du Dich aus allem Gegenwärtigen, die letzten Tage, da ich um Dich war. Tue das nicht meiner Liebe! Es gibt ja noch des Wohlgefälligen ſo manches auf der Erde, ſorge wenigſtens für Deine Blumen und die ſchönen Tiere, die Du ſonſt im Hauſe nährteſt. Setze dich zuweilen jetzt, weils wärmer wird, an den Brunnen, der unter dem Ahorn ſteht, oder unter die alten Kaſtanien bei der Kapelle; ich weiß, Du hatteſt dieſe Plätze ſonſt ſehr lieb und verſäumſt ſie jetzt wohl ziemlich. Wenn Du wollteſt auch die Woche einigemale ans Meer herausgehen. —

Ich weiß, Du lächelſt ein wenig darüber, aber Du tuſt es dennoch.

Alabanda iſt jetzt manchmal in Gedanken über Dich. „Nur begreifen", ſagte er mir, „möchte ich eine ſolche Natur, aber ich finde, daß ich zuviel von Menſchenverſtand gehalten. Die Kinder führen alles zum Munde hinein, wir alles zum Verſtand, und ich fange an zu glauben, daß eines ſo naiv iſt als das andere. Du ſagteſt mir einmal, Hyperion, es ſei Entwürdigung, von irgend einem Menſchen zu ſagen, man habe ihn ganz begriffen, hab ihn weg. Und wenn das wahr iſt," fährt er fort, „wenn mein Verſtand kaum an die Vorhalle des Lebens gehört, wie mag er dann in den innern Tempel ſich wagen?

* Vgl. Seite 145 ff. und vorher.

Wenn jeder Knabe für mich unergründlich ist, wie mag ich diese Diotima verstehen?"

Hyperion an Diotima

Der murrende Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rücken mit unserm Bergvolk gegen den Peloponnes hinauf, ich kenne mich kaum noch, seit meine Seele einmal eine Arbeit gefunden. Ich hab auch nun zum ersten Male in meinem Leben eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn ich, indes die Spiele der Morgenröte sie verkünden, gehe ich hinaus, wo mein Kriegsvolk im Schatten des Waldes liegt, und grüße die tausend lebendigen Augen, die jetzt vor mir mit wilder Freundlichkeit sich auftun. Ein erwachendes Heer! Ich habe kein Gleichnis für die Gestalten, die wie Habichte aus dem Nest aus ihren Mänteln sich winden, das Gemurmel und Gelächter, das Knattern der Flamme, wo die Speise kocht, di. ganze häusliche Geschäftigkeit und dabei die Feldmusik und das Wiehern der Rosse und die tausend Waffen ehern wie ein Halmenfeld auf einmal aus der Erde gewachsen.

Dann ruf ich den Teil, den ich zunächst befehlige, zusammen und wie ich dann von dem, was künftig ist und jetzt geschehen muß, ein Lebenswort zu ihnen spreche und diese rauhen Stirnen breiten mählich sich und das Jugendrot umfließt die Wangen, wenn ich sie wie auf Wogen vom Staunen zu der Freude und von der Freude zum Entschlusse führe und heilige Menschennatur aus ihnen sichtbarer und sichtbarer dämmert und glänzt, — o Bellarmin! was gäb ich hin, um diese Morgenröte fest-

zuhalten! Das kannst Du übrigens mir glauben, daß so eine Augenluſt, ein Blick auf menſchlich Wachstum über alle Augenweide geht, die Meer und Erd und Himmel uns gewährt.

Drauf üb ich ſie in Waffen bis um Mittag. Alabanda hat ſeit unſern Stunden in Smyrna über die Kriegskunſt viel gedacht, hat beſonders die Verteilungen und die Bewegungen der Heeresmacht, ſoweit ſie nach der Form der Gegend und nach den Kräften und den Stellungen des Feinds ſich richten, auf wenige kräftige Regeln zuſammengefaßt und ſo iſts meinem Verſtand leicht geworden, dieſen Stoff zu meiſtern.

Und es iſt wirklich ſchön, Diotima, iſt ernſter nur und majeſtätiſcher als der Tanz, wenn alle die furchtbaren Kräfte ſo zu einer Kraft ſich bilden, die, immerhin dieſelbe, alle Formen annimmt und in der Blitzesſchnelle, womit ſie wirkt, doch immer ſtill und richtig bleibt. Übrigens das echte Große, das in dieſer Kunſt ſich zeigt, iſt freilich dann erſt ſichtbar, wenn es gilt.

Des Nachmittags verſammeln wir uns dann meiſt im Innern des Waldes mit einigen ſachverſtändigen braven Ruſſen, die wir bei uns haben, und gehen zu Rate über alle Fälle, die uns treffen können. Und ſo wird mein Geiſt mit dem Kriege täglich vertrauter. O es iſt furchtbar, Diotima, es kann ſich mancher leichter darein finden, eine Heeresmacht als ein Zimmer anzuordnen. Ich ſpreche Dir viel von meiner neuen Arbeit, aber ſo iſts mit allem Neuen.

Des Abends reit ich meiſt mit Alabanda am Meeresufer umher in die Eichenſchatten hinein oder hinaus in die reizenden Fernen der Berge, und wenn wir dann zu-

rück sind, und die freundliche Kühle, und das Mondlicht unser spärlich Mahl und unsern Becher würzt, und unsere Feigen, wenn wir so, oft ohne ein Wort, uns gegenübersitzen, und uns anlächeln über den ernsten Dingen, die wir bereiten, und Alabanda mir von dem und jenem spricht, den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, und so mancher wunderbaren krummen Bahn, die sich das Leben bricht — dann fällt mir oft mein Adamas ein, mit seinen Reisen, seiner eigenen Sehnsucht in das Innere Asiens hinein, auch mit seiner Andacht gegen Kinder, — das sind lauter Palliative, guter Alter! möcht ich dann ihm rufen, komm! und baue Deine Welt! mit uns! denn unsere Welt ist auch die Deine.

Auch die Deine, Diotima! Denn sie ist die Kopie von Dir.

Hyperion an Diotima

Navarin ist unser, und wir liegen jetzt vor Misistra. Es geht gut, nur gehts uns allen zu langsam. Unsere Leute sind wie ein angezündeter Kienwald, seit es zum Gefecht gekommen ist, und ich — Mädchen meiner Seele! seit ich die Fahne, die ich einer albanischen Horde entriß, mit eigenen Händen an einem Steine des alten Sparta aufhing und unter den erbeuteten Waffen unsere Schande und die leeren Tränen, die ich sonst geweint, den Manen des Lykurg und des Leonidas abbat, seitdem bin ich ein anderer geworden.

O Lacedämons heiliger Schutt! rief ich, so bist du endlich gerettet, und forthin brauchen dich unreine Hände nicht mehr! Deine Schande ist von dir ge-

nommen, Leiche von Sparta! Ha! meine Diotima! Ein Zoll der alten Ruinen, die ich jetzt erobert, ist mir mehr, als hundert Städte unsers kindischen Jahrhunderts.

Am Eurotas stehet mein Zelt, und wenn ich oft um Mitternacht erwache, rauscht der alte Flußgott mir verständlicher vorüber und freundlich nehm ich die Blume des Ufers, und streue sie ihm hin und sage: Nimm das Zeichen, du Vergessner! Bald solls werden, wie es einst war.

Hyperion an Diotima

Wir liegen noch vor Misistra. Ich kann es nicht lassen, ich muß zuweilen vorwärts, mit einigen Reitern, wir haben uns schon wirklich bis zu den Gegenden von Elis und Nemea durch die Sultansknechte durchgewunden. Alabanda schmält dann freilich, wenn ich wieder da bin, und es ihm in meiner Herzensfreude verrate, aber des Tags darauf tut er dasselbe. Es ist auch kein so großes Wagstück, wenn einer die Gegend kennt.

Es war auch überhaupt mein Wille nicht, so vorzurücken wie der Bauer im Schach. Mein Vorschlag war, die festen Plätze zu umgehen, wo sich nicht vermuten lasse, daß sie auf der Stelle sich gaben, und Schlag auf Schlag nach allen Seiten hin des Sultans Horden zu werfen, bis wir mit jedem Schritte durch Landbewohner verstärkt den Korinthischen Isthmus und ringsherum die Küsten des Peloponnes besetzt, und die Türken auf ihre Schiffe oder nach Mazedonien hinausgetrieben hätten; mit den festen Plätzen hätte sichs dann bald entschieden, und wir hätten eine Stellung gewonnen,

wo allem Kriege ein Ende gemacht; aber die Ruſſen wollten ſich auf unſer Landvolk nicht verlaſſen und ſo hatten ſie natürlich recht, den ſicherern Weg uns anzuraten und weil auch Alabanda ſich auf ihre Seite neigte, gab ich nach.

Hätt' ich freilich damals gefürchtet, was ich jetzt befürchte, ſo wäre ich ſchlechterdings auf meinem Plane beſtanden. Es macht mich ſchlaflos, wenn ich mir es denke, daß vielleicht der lange Stillſtand und der Mangel, der daraus entſpringt, aus unſern Truppen eine Bande machen könnte, ſie ſind ſchon wütend genug, daß die Beſatzung in Miſiſtra ſich ſo lange hält, und daß die Griechen in der Stadt nichts tun, um uns hineinzuhelfen.

Ich habe diesmal wohl Dir Langeweile gemacht, Du Liebe! Lebewohl.

Hyperion an Notara

Ich ſchreibe Dir, mein Notara! Ich kann an Diotima nicht ſchreiben. Die Beſtialität hat einmal wieder ſich gütlich getan. Der Wolfsinſtinkt hat ſeine Spiele getrieben und mit meinen Projekten iſts aus.

Ich ſollte ſtill ſein; ich ſollte mich ſchämen; warum hab ich mich mit dieſem giftigen Geſchlechte befaßt, es geſchieht mir recht; warum hab ich mich an die Bären gemacht, um ſie wie Menſchen tanzen zu lehren.

Mein guter Wille! Laß dich ins Irrenhaus bringen, laß dich an die Türe und Wände ſchlagen, ſtolze Weisheit! oder wo man ſonſt noch einen närriſchen Zierat braucht.

O ich möchte mich ſelbſt mit Ruten züchtigen, daß ich ſo dumm war!

Aber nein! Das war auch nicht vorauszusehen! Man kann auf mancherlei gefaßt sein, all die Feigheit, all die stolze Bettelei, und das tückische Schmeicheln, und den Meineid, kann die ganze Pöbelhaftigkeit des jetzigen Jahrhunderts so natürlich finden wie Regenwetter; aber das ist schwerlich irgend einem Menschen eingefallen, solch einen Schandtag möglich zu denken, wie der gestrige war.

Nachdem wir sechs Tage vor Misistra gelegen, kapitulierte die Besatzung endlich. Die Tore wurden geöffnet und ich und Alabanda führten einen kleinen Teil des Heeres in die Stadt.

Wir brauchten alle Vorsicht, ließen die Tore hinter uns sperren, zogen auf den öffentlichen Platz mit unsern Leuten und riefen dahin die griechischen Einwohner zusammen. Sie faßten bald Zutrauen zu uns, die guten Kinder! Sie summten um mich herum, wie Bienen um den Honig, da ich ihnen sagte, was aus ihnen werden könnte, und den meisten flossen helle Tränen vom Gesichte, da von einer besseren Zeit die Rede war. Ich bat sie dann, die wenige Mannschaft, die wir ihnen brächten, freundlich aufzunehmen. Sie brauchten Exerzitienmeister, setzt' ich hinzu, und die Waffenübungen seien fürs Volk so notwendig, wie die Geweihe den Hirschen. In demselben Augenblicke brach aus den benachbarten Gassen ein Gelärme von Feuerröhren und schmetternden Türen und ein Geschrei von heulenden Weibern und Töne wie von Wütenden brüllten dazwischen, und wie ich mich umsah, stürzt' ein leichenblasser Haufe von den andern gegen mich und schrie um Hilfe; die Truppen wären zu den Toren hereingebrochen und

plünderten und machten alles nieder, was sich widersetzte.

Ich schwieg, ich überdachte, was zu tun war. O Notara! Und ich hätte mir mögen das Herz ausreißen und möcht es noch!

Alabanda war schrecklich in seinem Grimme. „Komm!“ rief er mir mit seiner Wetterstimme, „komm, ich will sie treffen!“ Und es war, als leuchtete der Blitz die Leute, die wir bei uns hatten, an, so waren Alabandas Augen im Grimme vor ihnen aufgegangen. Ich benützte den Augenblick: „Schwört,“ rief ich, „daß ihr ruhig bleiben wollt und treu!“ „Wir schwörens“, riefen sie; drauf rief ich die besten unter ihnen hervor! „Ihr sollt an meiner und Alabandas Stelle sorgen“, sagte ich ihnen, „daß auf diesem Platze das Nötige geschieht.“ Und einigen der Bürger befahl ich, in die Gassen zu laufen und zu sehen, wie es gehe und hierher unsern Leuten schnelle Nachricht einzubringen, andere nahm ich mit mir, um durch sie von hier aus Nachricht zu bekommen, andere nahm Alabanda mit sich und so sprengten wir nach zwei verschiedenen Gegenden der Stadt hin, wo es am ärgsten tobte. Die Bestien bemerkten meine Ankunft nicht, so waren sie begriffen in der Arbeit.

Den ersten, der mir aufstieß — er hielt einen rüstigen schönen Buben bei der Kehle mit der einen Hand und mit der andern zückt' er ihm den Dolch aufs Herz — den faßt' ich bei den Haaren und schleudert' ihn rücklings auf den Boden. Mein zorniges Roß macht' einen Sprung zurück und auf ihn zu, und ihn zerstampfte mit den Hufen das Tier.

„Haltet ein ihr Hunde!“ rief ich, indes ich mitten unter

sie stürzte, „schlachtet mich erst, wenn ihr Mut habt, mich, mich reißt vom Roß, und mordet und bestehlt mich, denn solang ich lebe, mach ich so und so, ein Stück ums andere, euch nieder!“ Das war die rechte Art, ich hatt' auch mit dem Schwerte einige getroffen und es wirkte. Die standen da wie eingewurzelt und sahen mit stieren Augen mich an und einige wollten sogar sich auf die Knie bemühen. „Hinaus!“ rief ich, „zum Tore sollt ihr erst hinaus, das übrige wird folgen“ . . . .

. . . . . .

Inhalt

Seite

Hölderlins Entwickelung I

Hyperion, der Eremit in Griechenland 1

Vorstufen zum Hyperion 211

A. Fragment von Hyperion 213

B. Hyperions Jugend 242

C. Hyperions Klärung 302

D. Entwurf eines Teiles der Schlußredaktion 323

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

117814
LG
Author Hölderlin, Johann Christian Friedrich H694Boe
Title Gesammelte Werke; ed. by Böhm. Vol.1. 2.verm.Aufl.